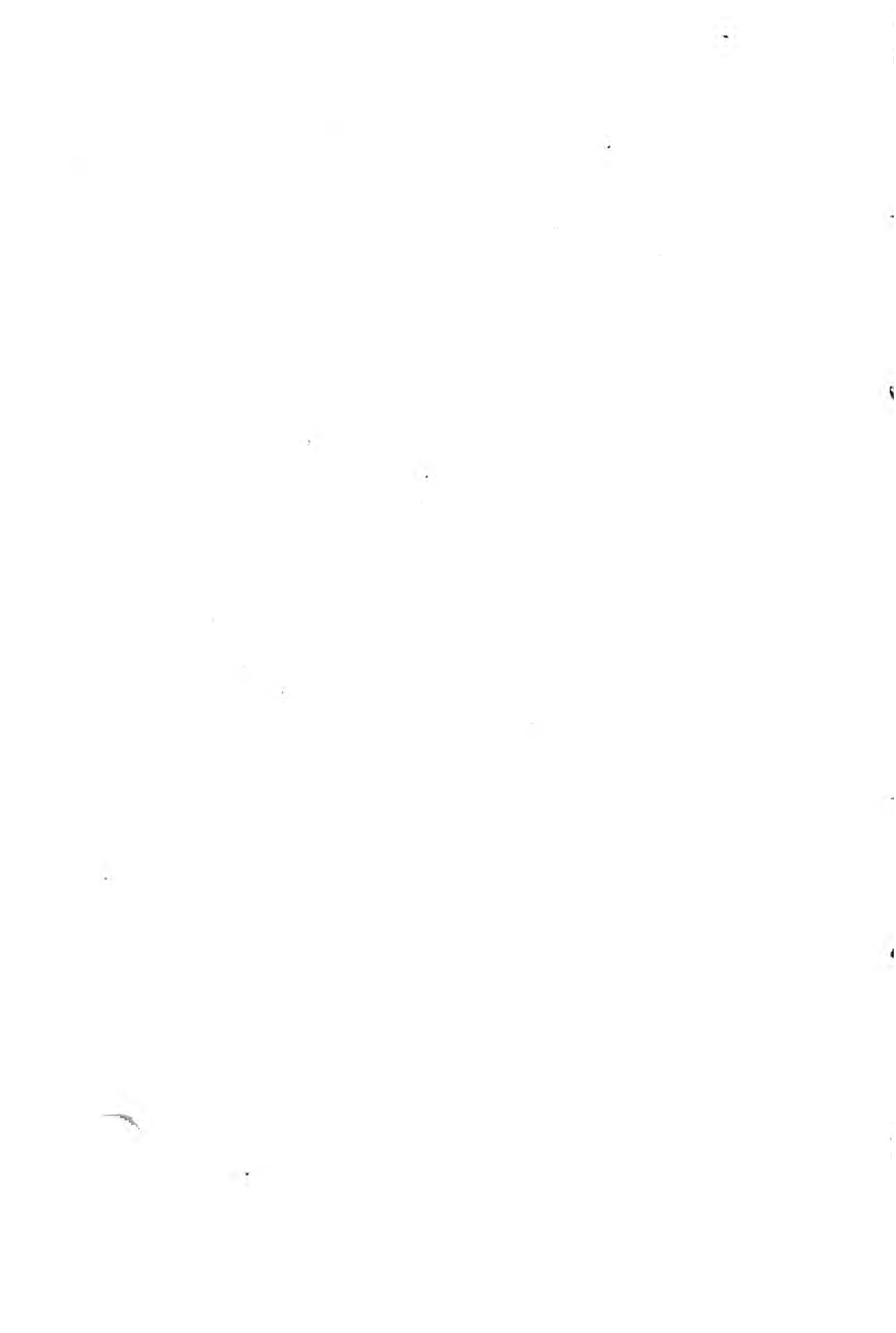



UNIVERSITY OF WISCONSIN
NUMEN LUMEN
LIBRARY





# Tradition

## Eine Offizierstragödie

von

**H. Schobert**

**(Baronin von Bode)**

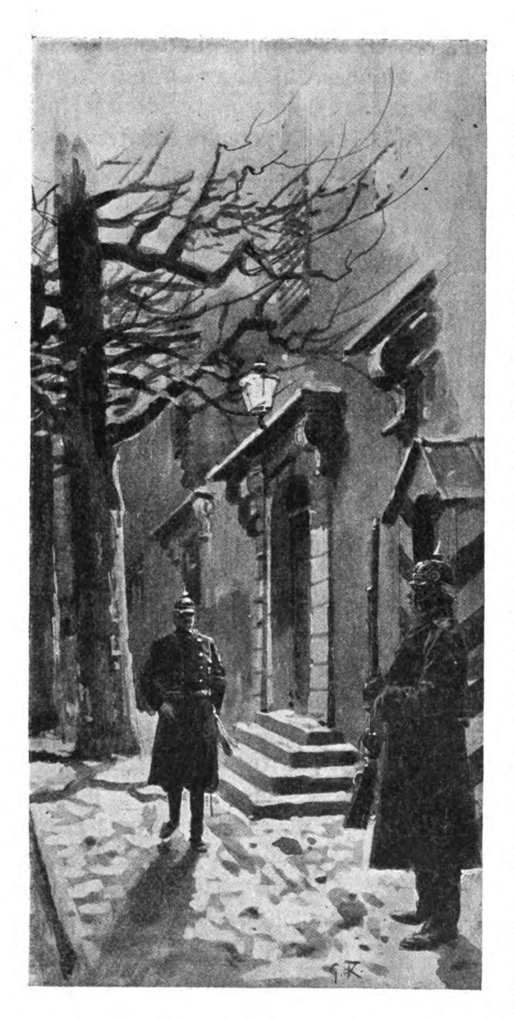
Mit Illustrationen von Professor Georg Koch.




Leipzig

Verlag von Paul List.

Spamersche Buchdruckerei in Leipzig



Der Posten präsentierte das Gewehr. Hart und laut durchdrangen die exakten Griffe die frostklare, stille Winternacht. Denn still wurde es in Wallhofen früh, und der Offizier, der um elf Uhr Ronde ging, begegnete sehr selten noch irgend einem verspätet heimkehrenden, eiligen Bürger. In kleinen Städten geht man früh zu Bett und steht früh auf.

Oberleutnant Georg von Hersbach, der jetzt nach absolvierter Dienstpflicht vom Schilderhause wegtrat und über die Straße ging, wußte das genau und wunderte sich nicht über die tiefe Stille, in der nur die schweren gleichmäßigen Tritte der nägelharten Soldatensohlen ein Echo erweckten

Der Posten stand vor dem Hause des Oberst und Regimentskommandeurs, des ersten Mannes in der Stadt, da Wallhofens ganzes Emporblühen auf seiner Garnison beruhte, die nun schon seit dem deutsch-französischen Kriege in der Stärke eines ganzen Infanterie-Regiments das freundliche Städtchen belebte.

Seit kurzem war auch noch ein Amtsgericht dahin verlegt worden, aber das machte — wie sich die militärfrommen Wallhofener ausdrückten — „den Kohl nicht weiter fett". — Das Militär blieb eben das Militär, zu dem man mit der allergrößten Hochachtung emporsah, und auch mit voller Berechtigung, denn manch einer trug stolz das eiserne Kreuz auf der Brust, und manch einer zeigte an seinem Äußeren noch die Verheerungen des Krieges, wenn er auch immer noch treulich seinen Dienst tat.

Auch der junge Rondenoffizier trug das eiserne Kreuz, und er war stolz darauf, sehr stolz, wenn er auch nicht mehr getan zu haben glaubte als gerade nur seine Pflicht. — Er zog die silberne Schärpe jetzt fester in die Taille, und während er den einen Fuß etwas hob, als müsse er sich von einem unangenehmen Anhängsel befreien, warf er einen schnellen Blick auf den Posten zurück, der ihm aber gerade den Rücken wandte, einen zweiten dann hinauf zu den Fenstern des ersten Stockwerkes, hinter denen die Wohnung des Oberst von Dux lag. Einige waren dunkel, die beiden rechts gehörten zum Arbeitszimmer des Gestrengen. — O, die kannten sie alle! — Darin brannte Licht, der Oberst war also noch auf; und links die beiden Fenster . . . Georg atmete heftig auf — auch sie waren erleuchtet, aber matter, so als wäre das Licht in dem Zimmer verschleiert. — Da dröhnten von dem Kirchturme am Marktplatz elf schwere Schläge, und während die alte Uhr noch brummte, wurden droben die Gardinen beiseite geschoben, ein Mädchenkopf zeigte sich hinter den klaren Scheiben und spähte hinüber auf den Bürgersteig, wo der Rondenoffizier noch immer stand ohne sich zu regen.

Malve von Dux, die Tochter des Obersten, mußte bis jetzt am Fenster gesessen haben, nun sprang sie auf. Die Silhouette ihrer schlanken Gestalt, von rückwärts erhellt, hob sich fast plastisch heraus, man sah jede Linie des scharfgeschnittenen Profils und die königliche Haltung des Kopfes. Dieser Kopf beugte sich jetzt grüßend und nickend, eine flüchtige Bewegung mit der Hand an die Lippen, dann sank der Vorhang nieder.

Auch der Rondenoffizier hatte gegrüßt; nun ging er langsam weiter, aber das Herz schlug ihm wie ein Hammer. Er mußte den Paletot aufreißen, denn trotz der strengen Kälte rann es ihm wie Feuer durch die Adern.

Das Zeichen! das verabredete Zeichen! Und es war günstig gewesen. —

Also hatte Malve mit dem Vater gesprochen und der Oberst seine Werbung um die letzte Tochter günstig aufgenommen, trotz ihrer Jugend.

Aber eigentlich war das doch nicht zu verwundern? Mit dem Gegenteile hatte Hersbach ja nie ernstlich gerechnet! So viel Mannesstolz und Selbstbewußtsein besaß er doch, daß er sich nicht allzu niedrig bewertete! Allerdings, reich war er nicht, nur ein kleines Kapital fiel einmal an ihn, wenn seine Mutter starb, die jetzt von den Zinsen desselben und einer schmalen Beamtenpension zusammen mit ihrer alten Schwester in einem billigen Ort Deutschlands lebte. Die Zulage, die sie ihm monatlich geben konnte, war nur gering.

Aber Malve hatte die Kaution von ihrer verstorbenen Mutter her, das wußte man in Wallhofen ganz genau. Ihre ältere Schwester hatte ja auch einen armen Offizier geheiratet, der jetzt im letzten Jahr in Berlin auf der Kriegsakademie war. Denn, Gott sei Dank, so weit war man doch noch nicht im Offizierskorps, daß jedes Gefühl erst die Goldprobe bestehen mußte. Man richtete sich eben ein mit dem, was man hatte und war stolz auf seinen Stand. Heimlich und öffentlich unglaublich stolz.

Auch er war stolz darauf, Offizier zu sein und hatte vielleicht mehr Grund dazu als mancher andere. Er hatte sich den Stand erst erkämpft! — Von Hause aus hatte er studieren sollen, zwei Semester lagen ja schon hinter ihm. Aber dann kam der Krieg! Und mit ihm eine Woge der Begeisterung, die auch ihn fortriß. Als Kriegsfreiwilliger trat er ein; als Offizier, mit dem eisernen Kreuz geschmückt, kam er wieder, mit dem festen Entschluß, den Rock nicht wieder auszuziehen, an den sich so tausend Erinnerungen, wie unzerreißbare Fäden, knüpften.

Sein Regiment verlassen? Abschied nehmen von den Gefährten der Strapazen, des Todesmutes, des berauschenden Siegesjubels? — Er hatte nur ein Lächeln dafür, und alles Flehen seiner sonst so inniggeliebten Mutter prallte an dieser Unmöglichkeit ab.

In Wallhofen lebte er sich schnell ein. Es war ein gemütliches Nest, und die Bürger sahen in jedem Soldaten einen Helden, in jedem Offizier einen Halbgott; es war immer noch wie ein Nachhall der Vergangenheit.

Dann wechselte zuerst der Oberst. — Das war ein Schlag, obgleich man ihm seine Beförderung zum General ja gönnte, er hatte sie redlich verdient. Mit seinem Nachfolger gewann man schwerer Fühlung. Der eine und der andere schied aus, fremde Elemente kamen in das Regiment, und vor allem, das ermüdende Einerlei des Dienstes ernüchterte allmählich. Langsam, kaum merklich streute die Zeit Asche auf das Siegesbewußtsein, man wurde wieder Alltagsmensch und begann auch noch tausend Dinge nebenher in Betracht zu ziehen.

Nach dem zweiten Oberst kam der dritte, ein entschieden unangenehmer Vorgesetzter, und Georg hatte im stillen Anwandlungen, in denen er sich in schroffen Gegensatz zu ihm und seinen Anforderungen setzte. Das Regiment atmete auf, als an seine Stelle Oberst von Dux trat. Mit dem ließ sich leben, das war ein Mann, wie er hierher paßte, und

Georg hatte sich manchmal schon ehrliche Vorwürfe gemacht, daß es trotzdem Momente gab, in denen er sich eiskalt angeweht, ja geradezu zum Widerspruch herausgefordert fühlte.

Wenn Rochus Platen nicht gewesen wäre, sein langjähriger Freund und Kriegskamerad, mit dem er in geradezu brüderlichem Verhältnis stand, und der immer bereit war auszugleichen, zu versöhnen, hätte er die Kluft wohl manchmal noch schwerer zu überwinden gefunden; aber so war der immer bereitwillig der Blitzableiter seiner Unzufriedenheiten in dienstlicher Beziehung. Dann kam die Liebe und söhnte Georg von Hersbach mit allem aus. — Merkwürdigerweise verlor er sein Herz gerade an die Tochter des Obersten, zu dem er doch nie so recht Vertrauen hatte fassen können, und noch unerklärlicher war es, da Malve alle Eigenschaften ihres Vaters, wenn auch ins Weibliche übertragen, besaß: Stolz, Schroffheit in ihren Ansichten, großes Selbstbewußtsein und nicht wegzuleugnende Intoleranz.

Aber er liebte sie. Geradezu toll und unsinnig, so daß er, wäre sie nicht seines Standes gewesen, um ihretwillen jedes Opfer gebracht hätte. — Es gab Stunden, in denen er inbrünstig wünschte, sie möchte alles andere eher als die Tochter des Obersten sein, aber dann wieder, wenn er sie im Ballsaal sah, trotz ihrer Jugend, vornehm repräsentierend, nie, auch nicht in den heitersten Momenten ihre Stellung vergessend, fand er sie geradezu anbetungswürdig. Obgleich erst achtzehn Jahr, hatte sie etwas J u n o n i s c h e s in Haltung und Manieren, und niemandem wäre es eingefallen, auch nur mit einem Gedanken daran zu mäkeln, daß sie seit der Verheiratung ihrer Schwester dem Haushalt ihres Vaters ganz allein vorstand. Georg hatte viele Rivalen, das wußte er wohl, aber der Karneval, dieser lächelnde Kuppler in kleinen Städten, hatte ihm doch Gelegenheit gegeben, sie alle siegreich aus dem Felde zu schlagen.

Gestern abend auf dem Kasinoball war das folgenschwere Wort gefallen. Aber Malve hatte sich ausbedungen, heute

erst allein mit ihrem Vater zu sprechen, am Abend Hersbach das verabredete Zeichen zu geben, und dann morgen seiner Werbung harren zu wollen.

Das Zeichen war ihm günstig gewesen! — Wie aber mochte der Oberst im tiefsten Herzen berührt worden sein? Er konnte sich nicht helfen, er zweifelte, daß er ihm ein ersehnter Schwiegersohn sei, obwohl er keine ausgesprochenen Beweise dafür hatte. Er zweifelte, weil sich auch in ihm nichts regte, was ihn dem Manne näher brachte, um dessen Tochter er werben wollte. Er hatte nun einmal das Unglück, ganz scharf ausgeprägte, oppositionelle Gesinnungen zu hegen, die sich ebensowenig beugen wie bannen ließen, wenn sie erst einmal lebendig geworden waren; genau so schroff wie die seines Obersten. Vielleicht war es diese Charakterähnlichkeit, trotz aller Verschiedenheit sonst, die beiden Männern eine Annäherung erschwerte?

Vielleicht aber änderte sich das auch in dem Moment, wo er vollberechtigt, als Malves Bräutigam in den Familienkreis trat. Benno von Dux, der Sohn des Obersten, war doch ein sehr umgänglicher, lieber Kamerad, und auch Troitzsch, der Schwiegersohn, hatte niemals über den Schwiegervater geklagt, im Gegenteil, er verehrte ihn sehr. — Beim näheren Kennenlernen bekommt man ja oft erst den richtigen Gradmesser für die Charaktereigenschaften des anderen, und was kannte er denn eigentlich bisher von Herrn von Dux? Daß er ein schneidiger, ziemlich reservierter Vorgesetzter, aber ein sehr liebenswürdiger Gesellschafter war, wenn auch mit glatten, nie zu durchbrechenden Formen.

Mancher Kamerad würde ihn vielleicht gerade um das Emporschnellen zum Schwiegersohn des Kommandeurs, dem in absehbarer Zeit die Generalsstreifen winkten, beneiden. Er empfand es unbehaglich. Streber war er nicht und wollte es nicht sein, jedes Ducken ging ihm wider den Strich.

Georg von Hersbach zuckte ein wenig die Schultern, als werfe er alles Unbehagliche ab. Was half es, er konnte Malve

keinen anderen Vater geben! — Drüben über dem Marktplatz winkten die hellen Kasinofenster, die heute abend ausnahmsweise erleuchtet waren. Sonst pflegten die Offiziere in einer bescheidenen Bierstube ihre Abende zuzubringen, aber heute feierte Rochus Platen seinen Geburtstag. Er feierte ihn ausgiebig, denn ihn hatte ein Glücksfall getroffen, der den anderen mit zugute kam. — Auch ihn erwartete man nach seinem Rondengang wieder — und doch, ehe er eintrat, zögerte er einen Augenblick unschlüssig. —

Am liebsten wäre er mit seinem Glück, seinen Hoffnungen und Zweifeln nach Hause gegangen, allein für sich geblieben, um noch weiter zu grübeln. Doch fühlte er trotz allen Unbehagens das Glücksgefühl immer siegreicher werden, das ihn bei dem Gedanken an Malves Besitz durchdrang. Und schließlich mochte er das Rochus doch nicht antun, vielleicht war es auch gut, wenn er sich noch ein wenig zerstreute, damit ihm die Zeit bis morgen nicht zu lange dauerte. — Im Oberstenhause war das Licht im Mädchenstübchen erloschen. Malve lag wachend im Bett und träumte den ewig neuen, ewig schönen Jugendtraum von unvergänglichem Glück und unversiegender Liebe. Sie war stolz auf ihren Verlobten, und das Mitleid mit dem Vater, der nun die letzte Tochter hergeben mußte, trat mehr, als sie ahnte, in den Hintergrund, seitdem sie wußte, daß sie kein größeres Glück ersehnte als ihn zu verlassen, um einem anderen Manne zu folgen. Sie blieb ja in Wallhofen, das mußte ihn doch trösten, sie verließ ja nur sein Haus, nicht wie Irma die Stadt. Auch Benno würde einmal heiraten, das war selbstverständlich, und wenn der Vater sich dann an dem Glück seiner Kinder mit erfreuen konnte, so mußte ihm das genug sein. War's doch Elternlos.

Plötzlich fiel es ihr ein, daß der Vater über kurz oder lang General werden würde! Sie hatte sich oft im stillen auf die Generalstochter präpariert, sich darauf gefreut, in unbändigem Standesbewußtsein. Sie richtete sich auf und

starrte in das Dunkel. — Ja damals hatte sie sich aber auch noch nicht Georg von Hersbach angelobt. — Er war es wohl wert, daß sie die Generalstochter seinetwegen laufen ließ und ruhig als sein Weib in Wallhofen blieb, anstatt mit dem Vater in die Welt hinaus zu ziehen, wie sie es manchmal ersehnt hatte.

Sie liebte ihn, — ja gewiß, sie liebte ihn, so sehr ihr ruhiges Temperament es vermochte, mit Freuden wurde sie sein Weib, je eher je lieber!

Sie dachte mit einem gewissen Triumphgefühl daran, wie sehr sie ihn dadurch bevorzugte, daß sie gerade ihn erwählte, denn keiner der unverheirateten Offiziere in Wallhofen hatte ihr nicht gehuldigt, und nur an ihr hatte es gelegen, wen sie wählen wollte. Natürlich allein Georg! — Keinen anderen! Was Rotterdan wohl zu ihrer Verlobung sagen würde? Er hatte sich in letzter Zeit bevorzugt geglaubt, denn sie hatte ihn allerdings manchmal als Deckmantel für Georg benutzt. Nun — er würde sich allmählich trösten. Mußten es Preetz und Sallenthin und der kleine Müller doch auch. — Komisch überhaupt zu glauben, daß sie je Frau Leutnant Müller werden könne! —

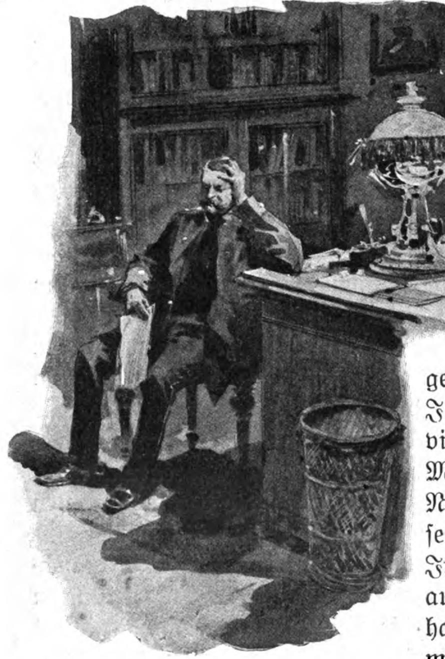
Sie hörte deutlich die Schritte des Postens draußen. Wie vertraut war ihr das monotone Geräusch! Ein fortgesetztes Zeichen der Machtstellung ihres Vaters.

Freilich vor ihrem neuen Heim würde kein Postenschritt ertönen, aber mit der Zeit kann auch das ....... das Leben war ihr sein Bestes schuldig, und sie würde eine unerbittliche Gläubigerin sein. Das Beste! — immer nur das Beste! Wie es sie ja auch schon zur Soldatentochter gemacht hatte — was ihr als das Schönste und einzig Begehrenswerte erschien. —

Die Ablösung kam, und der Posten blinzelte noch einmal in die Höhe zu dem Hause des Obersten, das für ihn an sich schon eine Respektstellung einnahm. Im Arbeits-

zimmer brannte das Licht noch immer, und dabei schlug es doch schon zwölf Uhr. —

Herr von Dux saß, die Stirn in die Hand gestützt, an seinem Schreibtisch, ganz in Gedanken verloren. Die Mitteilung, die ihm seine Tochter heut abend gemacht, daß nämlich jemand morgen kommen und um sie werben würde, hatte ihn gewaltig gepackt. Als ihm vor fünf Jahren seine Frau gestorben, waren doch immer noch die Kinder geblieben. Benno, Irma und Malve; es war nicht ganz leer um ihn geworden. Seitdem war Irma gegangen, und, ihm viel zu schnell, wollte Malve auch ihn verlassen. Nun im Alter mußte er sein längst vergessenes Junggesellenleben wieder aufnehmen! Das war hart! — Welcher Egoismus doch im Verhalten der Kinder zu den Eltern! —



Aber so ist es Generationen hindurch gewesen, und so wird es fernere Generationen hindurch sein, daß das Alter vereinsamt und die Jugend ihre eigenen Wege geht. Das ist der Lauf der Welt und nichts dagegen zu machen.

Der Oberst seufzte.

Wenn es nur nicht gerade Hersbach wäre! .... Nicht der! —

Unruhig begann er im Zimmer auf und ab zu gehen.

Hersbach! —

Es ließ sich ja nichts gegen ihn einwenden. — Nicht das Geringste!

Daß er nicht reich war, fiel gar nicht in das Gewicht. Malve besaß die Kaution, und im Regiment rechnet man, dem Himmel sei Dank, ja nicht nach Geldsäcken. Troitzsch, dem er Irma gegeben, besaß ja auch nichts, und trotzdem hatte er bei dem keine Bedenken gehabt. Nein — er mußte ehrlich sein, er mochte Hersbach nicht, er war ihm unsympathisch, daher zuckte sein väterliches Herz so unter Malves Wahl. Und dieser Mangel an Sympathie war außerdem eine Ungerechtigkeit, aber — unabänderlich.

Er zwang sich zu ernster Rechenschaft, woher dies Gefühl eigentlich stamme, und immer wieder kam er zu dem Endziel, daß es sich nicht fassen, nicht greifen ließ.

Hersbach war hübsch, jung, wohlerzogen, voll Formen, tadellos im Dienst, voll Energie und Charakter .... Da stutzte der Oberst ... Zu viel Charakter — ja, das war es am Ende, was ihn unbewußt abstieß. Es lag eine gewisse aufreizende Selbständigkeit in dem Gebahren und manchen Handlungen des jungen Offiziers, die den Vorgesetzten — trotz unverletzter Form — vor den Kopf stießen.

Er hatte ausgeprägte politische Ansichten, die er manchmal ohne Zwang auszusprechen pflegte, er las Zeitungen und Broschüren — nicht die herkömmlichen, im Regiment gehaltenen, sondern nach eigener Wahl und von allen Richtungen; und diese Lektüre war nicht dazu angetan, einen jungen Offizier frei von Zeitströmungen zu halten, die sich besser nicht in diesen Kreis hinein wagten. Er war kein Streber, aber ein Freigeist, durchdrungen von dem persönlichen Recht der Individualität. —

Der Oberst seufzte noch schwerer als er mit seinen Schlußfolgerungen so weit war, und wieder schlug er das dünne Heftchen im blauen Papiereinband auf, das vor ihm

lag und Hersbachs Namen trug, als könne ihm das etwas Genaueres sagen. Es war die Konduitenliste, die über jeden Offizier in jedem Regiment geführt wird. Mußte er sie einmal vervollständigen, und gab er seinen eben gedachten Gedanken Ausdruck, so konnte das nicht günstig für den Beurteilten sein, ja vielleicht nicht einmal gerecht, denn es ging doch nur aus den persönlichen Empfindungen eines Vorgesetzten hervor, der eben anders beanlagt und erzogen, naturgemäß eine andere Charakteräußerung unsympathisch empfinden und darüber aburteilen mußte.

So konnten diese geheimen Listen unter Umständen zu großen Ungerechtigkeiten gegen den einzelnen werden, so notwendig sie im allgemeinen für eine so große Organisation, wie die Armee ist, auch sein mögen.

Er schlug die erste Seite auf und las: Den Krieg 1870—1871 als Kriegsfreiwilliger mitgemacht . . . bis dahin stud. jur. im III. Semester . . . vorzügliche Führung . . . schneller Blick für augenblickliche Notwendigkeiten . . . dekoriert wegen Tapferkeit und persönlichen Mutes . . . auf dem Schlachtfeld zum Offizier befördert . . . aus heller Begeisterung nachher bei der Truppe geblieben . . . . .

Das war ja alles recht schön — — aber nun — in Friedenszeiten — andere Anschauungen, andere Vorgesetzte. — — Auch nichts definitiv Nachteiliges, aber eine gewisse veränderte Strömung in den kurzen Bemerkungen:

— Ansichten, die sich nicht ganz mit den Anschauungen im Offizierkorps decken — — sehr selbständig — — etwas zu sehr Persönlichkeit — — „Kurz — ein unbequemer Untergebener“, ergänzte der Oberst für sich, das Heft zuschlagend. Genau wie auch er ihm gegenüber empfand. „Aus solchem Holz sind Feldmarschälle geschnitzt, oder — er seufzte — diejenigen, die man schleunigst loszuwerden sucht. — Arme Malve — wenn das dein Los sein sollte! Irgendwo in einem Winkel der Welt als pensionierte Hauptmanns- oder Majorsfrau dasitzen und das Leben nur noch von wei-

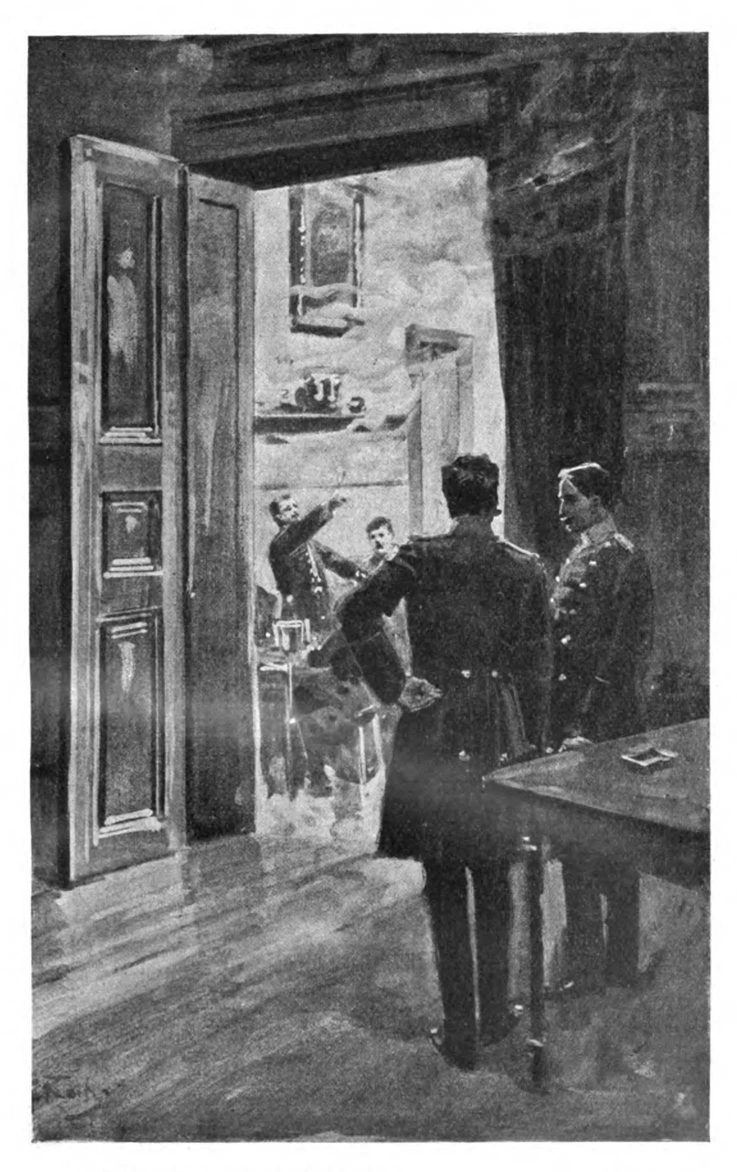
tem ansehen . . . Du! Meine echte Tochter, der auch nur unsere Existenz lebenswert erscheint! . . . Mein armes, kleines Mädchen! Wenn ich das sicher wüßte . . .!“ — Aber er wußte es eben nicht, trotz seiner wachen Vatersorgen; und das Ende war immer wieder das Bewußtsein, Hersbachs Werbung nicht ablehnen zu können.

So mochte es denn sein! —

Während er noch in den Konduiten blätterte, fiel ihm das Heft in die Hände, das den Namen seines Sohnes trug. Er lächelte darüber hin, ohne es aufzuschlagen, was darin stand wußte er ja genau.

Überall uneingeschränktes Lob. — Er war ein tüchtiger, gerader Offizier, der das Seine leistete; ein Mann, wie ihn die Armee brauchte, der ohne viel Fragen und Grübeln den vorgezeichneten Weg ging, verläßlich in seinen Pflichten, harmlos, lebensfroh in seinen Vergnügungen. Bei ihm glimmte unter der Decke der Korrektheit kein loderndes Feuer, dessen unerwarteter Ausbruch zu fürchten war. Kein Himmelsstürmer, nur ein guter Durchschnitt, aber gerade das schien dem Obersten eine erfreuliche Mischung, denn sie war gepaart mit einem repräsentablen Äußeren, einem heiteren Temperament und den Formen der ersten Gesellschaft. Der würde es im Leben auf eine anständige Stufe bringen ohne zu straucheln, das wußte er gewiß. Er selbst war ja auch nicht anders veranlagt, darüber war er sich klar, und ganz zufrieden damit, denn die Generalsstreifen winkten ihm schon aus nächster Nähe. Wieviel ruhiger wäre er gewesen, wenn Hersbachs Charakter dem seines Sohnes geglichen hätte! —

Aber dann sprang er auf und entschlug sich aller Sorgen. Was saß er hier und grübelte, dadurch wurde nichts anders. Mit frischem Mut und Gottvertrauen alles nehmen, wie es kam, und stets auf festen Füßen stehen, das war für einen Soldaten die einzig richtige Lebensphilosophie. So wollte auch er es machen! Er sah auf die Uhr. Spät



H. Schobert, Ill. Rom. Tradition. 2

war es geworden über seinem Brüten. Zeit zum Schlafen. Benno war noch nicht aus dem Kasino zurück; mochte er sich amüsieren, solange er jung war! Ihm fiel es nicht ein, dem erwachsenen Sohne eine lästige Hausordnung aufzuzwingen und ihm dadurch das Leben bei sich unbehaglich zu machen. Er war durchaus bereit, seiner Jugend und der Kameradschaft Rechnung zu tragen.

Der Oberst stand auf und reckte seine hohe Gestalt, als würfe er damit alle Sorgen hinter sich. Berater konnte er seinen Kindern sein, aber damit war auch seine Mission erfüllt, als väterlichen Tyrannen sollten sie ihn nicht kennen lernen.

Und wenn Malve denn wollte . . . Es war ja ihr Leben, das sie sich aufbaute, mit dem sie dann auch zufrieden sein mußte. — — — — — — — —

Als Georg von Hersbach das Kasino betrat, fand er noch alle Kameraden vollzählig versammelt und in heiterster Stimmung. Blauer Zigarrenrauch hing in dichten Wolken an der Decke, dazu kam der Dunst des reichlich vorhanden gewesenen Weines. Dieses Gemisch fiel dem Eintretenden fast unangenehm auf Brust und Lunge. Mit einem Gefühl der Abneigung dagegen, sah er sich ringsum.

Die beiden langen, schmalen, ineinandergehenden Zimmer, an die sich draußen ein ebenso schmaler Korridor anschloß, mit ihren geweißten Wänden und Decken waren von puritanischer Einfachheit; in dunklen Holzrahmen trugen sie die Bilder des Kaisers und des Kronprinzen als größten Schmuck. Ein paar Gipsstatuetten, Bismarck und Moltke, vervollständigten ihn. Von der Decke über der langen Tafel im Eßzimmer hingen zwei mehrarmige Gaskronen; nebenan im Lesezimmer standen ein von vielem Gebrauch zeugendes Ledersofa, ein paar Tische und Stühle. Das Regiment war nicht reich, in seinem Kasino kam das am deutlichsten zum Ausdruck. Und doch galten in Wallhofen gerade diese Räume als das Vornehmste und Besonderste,

und die Bürger, von denen fast jeder einzelne eleganter und besser wohnte, sahen mit respektvoller Selbstverständlichkeit das Kasino als ein Reich an, das ihnen zwar verschlossen blieb, auf das sie aber mit ein Recht hatten stolz zu sein. Nur sehr wenige hatten den ehrgeizigen Wunsch, dort eindringen zu dürfen, denn sie wußten von vornherein, daß er ihnen immer unerfüllt bleiben würde.

Und an dies Elysium legte jetzt Hersbach einen so streng prüfenden Maßstab.

Aber er dachte dabei an Malve, und wie schön es sein würde, anstatt hier im Weindunst und Rauch, oder zur Abwechselung einmal in Lehmanns Bierstube am Stammplatz sitzen zu müssen, in ihrer Gesellschaft bleiben zu können, in einem gemütlich eingerichteten Zimmer, umgeben von reiner Luft, allein mit ihr, die er liebte. —

So zerstreut saß er auf seinem Stuhl, daß Rochus Platen aufstand, zu ihm trat und leicht seine Schulter berührte.

„Hast du etwas, Georg?"

Der Angeredete schüttelte den Kopf und sah zu seinem langen Freunde empor, der mit geöffnetem Überrock und erhitztem Gesicht in dem Stadium zu sein schien, wo einem die ganze Welt im Rosenschimmer liegt.

„Nichts!" — Es war ihm unmöglich, jetzt auch nur ein Wort von dem zu sagen, was ihn beschäftigte, obgleich er zuerst die Absicht gehabt hatte, Rochus zum Vertrauten zu machen.

„Doch! doch! Da müßte ich dich nicht so gut kennen," sagte der aber, und sich herabbeugend, fügte er leiser hinzu: „Komm ins Nebenzimmer, mir ist so, als müßte ich mir ein bißchen die Füße vertreten. Preetz kann solange eingießen."

„Hast du wieder eine neue Auflage kommen lassen?"

„Ja, leider. Die guten Kameraden sind ja unermüdlich! Na, und da sie doch nun mal Zeuge waren, wie mir der Geldbriefträger die fünfhundert Mark gab — — und

weil ich doch sonst nicht in der Lage bin, mir große Ausschweifungen zuschulden kommen zu lassen . . ."

„Deine Mutter würde kaum sehr erfreut sein, wenn sie die Verwendung des Geldes ahnte."

„Nein, wahrhaftig nicht! Ein Glück, daß sie es nicht weiß. Aber was will man machen? Die Kameradschaft bringt uns oft in eine Zwangslage, darüber sind wir uns ja einig. Auch daß man sie mit Anstand ertragen muß."

Rochus war absolut nüchtern, das merkte Georg jetzt, wenn er auch röter wie gewöhnlich aussah.

Während sie so im Nebenzimmer standen, sahen sie durch die geöffneten Türen, wie in einem Ausschnitt die Zechenden um den Tisch sitzen, lärmend, laut und lustig, mit fahlen oder geröteten Gesichtern, eine Stufenleiter der Wirkung des Weines.

„Ja, es ist Zeit, daß man solider wird," sagte Hersbach, die Reihe überblickend. „Auf die Dauer wird das öde."

„Wäre mir der Geldbriefträger nicht hier hereingeschneit, lägen wir alle längst friedlich im Bett. Bei Lehmann sitzen wir doch selten so lange. Aber meine gute Mutter hatte der Sendung extra den Vermerk zugefügt: Gleich zu bestellen — damit es noch an meinem Geburtstag eintraf. Heute morgen hatte ich ja schon die übliche Sendung: Brief, Socken, Taschentücher, Napfkuchen erhalten. Daß aber ihr Lotterielos mit fünfhundert Mark herausgekommen war, das konnte sie mir doch keine Stunde länger vorenthalten. Sie hat sich nicht einmal Porto und Spesen davon abgezogen — die Gute! —"

„Hätte sie es lieber für sich behalten," sagte Hersbach mit unmutigem Seufzer. „Dann wären wir zwar hier um die Bowle gekommen, aber ich glaube, deine Mutter hätte größere Freude daran gehabt, und Besseres mit dem Gelde angefangen."

„Ja — Gott im Himmel, es war doch nun einmal so, Georg . . . und einesteils bin ich ganz froh. Ich lasse mich

so ungern lumpen — und bin doch stets in der Zwickmühle zwischen Wollen und Nichtkönnen. Aber du hast ja nicht einmal dein Glas mitgenommen — warte, ich hole es dir, dir gönne ich den Genuß doch am liebsten.“ — Er ging mit langen Schritten davon und kam gleich darauf mit zwei gefüllten Gläsern wieder.

„Nun hat es aber doch ein Ende?“

„Ich weiß nicht — ich möchte wohl . . .“

„So sag's.“

„Das ist mir peinlich. Schließlich kommt es auf ein paar Flaschen mehr auch nicht an. Preetz und Rotterdan sind gar nicht tot zu kriegen.“

„Sprich doch einfach ein Machtwort.“

„Wo denkst du hin! Sollen sie mich für geizig halten?“

„Das wäre mir an deiner Stelle sehr gleichgültig.“

„Dir!! Vielleicht! — Du bist aber auch in manchen Dingen anders wie ich — wie wir alle. Dir steckt der freie Mann, der Student von damals, der rücksichtslos tun konnte was er wollte, manchmal doch noch in den Knochen — ich habe dir das so oft schon gesagt.“

„Möglich. Zur Schablone bin ich wirklich verdorben. Mein gesunder Menschenverstand ist mir allein das Maßgebende.“

„Ach Georg — wenn wir alle so dächten! — wieviel gesunder Menschenverstand käme da zusammen, der sich aber heftig befehden würde, weil jeder nach seiner Fasson selig werden wollte. Die Schablone hat sehr ihr Gutes. — Prosit Georg, du sollst leben!“ —

Hersbach hielt einen Augenblick das Glas hoch und sah gedankenvoll auf den goldhellen Inhalt, in dem sich das Licht spiegelte. —

„Nein — nicht ich. Sage mein Glück!“

„Was heißt das?“ Rochus horchte verwundert auf den seltsamen, weichen Klang in der Stimme des Freundes. Ein plötzliches Gefühl von Schrecken befiel ihn.

„Ich halte morgen um die Hand Malves von Dux an ... Ihr Jawort habe ich, auch der Oberst ist uns nicht abgeneigt ..."

Rochus fuhr zusammen und wurde blaß. Er sagte kein Wort, als er dem Freunde in das Gesicht sah. Hatte er es nicht immer geahnt — gefürchtet? — O, Malve hatte einen guten Geschmack. Die elegante, hohe Gestalt des Freundes, das kühngeschnittene Gesicht, der feine Kopf, auf dem das schwarze Haar so schimmernd lag, die etwas herrischen dunklen Augen, der kräftige dunkle Schnurrbart ... natürlich hatte Malve daran Gefallen gefunden!

„Gratulierst du mir nicht, Rochus?"

„Gewiß ... Ja ... Natürlich tue ich das ... aber ... du darfst es mir nicht übelnehmen Georg, daß ich nicht gleich so freudig erregt sein kann. Verliere ich dich doch dadurch. — Meinen besten — meinen einzigen Freund."

„Was für eine Idee!" Hersbach drückte die ihm gebotene Hand fest und kräftig. „Ich bleibe ja hier — und in unserm Haus wirst du immer ein Heim finden. Immer Rochus! Und Malve wird da sein und dich ein bißchen verwöhnen und ein bißchen auszanken, gerade als ob du eine Schwester hättest."

Der Offizier sah stumm vor sich hin, er war völlig nüchtern geworden. Nach einer Weile erst sagte er:

„Das ist doch nicht so, Georg. Ein Drittes ist jetzt da und schiebt sich zwischen uns zwei — und trennt uns. Und Nummero zwei wird dadurch Nummero drei und ist ganz überflüssig, denn eins und zwei haben reichlich aneinander genug und empfinden nur alles andere als Störung."

„Warum nicht gar!"

„Ja, das ist einmal so, und damit muß ich rechnen. — Glaube aber ja nicht, daß ich dir deshalb dein Glück nicht gönne. Solch ein Egoist bin ich nicht. Nur im ersten Augenblick tut es weh, sich so plötzlich beiseite geschoben zu wissen .. nachher kommt man wohl darüber hinweg."

Hersbach legte seine Hand nachdrücklich auf den Arm des Freundes.

„Wer so zusammensteht wie wir beide, Rochus, den trennt kein Weib, keine äußeren Verhältnisse. Haben wir nicht den ganzen Feldzug Schulter an Schulter mitgemacht? Zusammen gekämpft, zusammen gehungert und gefroren, zusammen gejubelt? Wenn das nicht bindet . . . dann weiß ich nicht was. Unsere Freundschaft gehört zu unserem Leben, und hört erst mit dem Tode auf. Daran halte fest.“

„Ja Georg, ja! . . . Und ich wünsche dir alles — — alles Gute!“

Die Stimme klang kleinmütig, obgleich sich der Sprecher alle Mühe gab, das zu verbergen.

„Du wirst Malve lieb gewinnen um meinetwillen, nicht wahr?“ Hersbach bat so herzlich. „Allerdings, gehuldigt hast du ihr nie — du, der einzige wahrscheinlich; — jetzt fällt es mir erst ein. — War sie dir nicht sympathisch?“

„Ehrlich gestanden . . . Aber Georg — was tut das jetzt noch zur Sache. Sie ist deine Braut, und ich werde sie natürlich als deine Braut mit anderen Augen ansehen.“

„Das läßt sich mit dem besten Willen wohl nicht erzwingen . . . und überhaupt — hältst du mich für so kleinlich, daß ich kein ehrliches Urteil über meine Braut von seiten meines besten Freundes ertragen könnte? Sprich ruhig.“ —

„Ich glaube, sie hat viel Stolz und wenig Herz,“ gestand Rochus kleinlaut. „Aber, weil sie dich liebt — weil sie diese Liebe bei ihrem Vater durchgesetzt hat, kann ich ihr ja unrecht tun.“

Bei dem letzten Argument blickte Hersbach überrascht auf. Hatte Malve etwa erst um ihre Liebe kämpfen müssen? Der Gedanke war ihm noch gar nicht gekommen.

„Du meinst, ich bin nicht sein Schoßkind?“

Rochus zuckte die Achseln. „Wir haben uns wohl geirrt in unserer Annahme. Tatsachen beweisen.“

„Ganz recht! Aber ich halte doch den Obersten bei all seinen Schroffheiten für einen vollendeten Ehrenmann. Er kann nichts gegen mich vorbringen — also — verbirgt er seine geringe Vorliebe für mich ohne weitere Worte.“

„Weiß Benno es schon?“

„Nein. Erst morgen.“

„Der ist übrigens ein netter Kerl.“

„Lieber Rochus, die Familie meiner Braut ziehe ich gar nicht in Betracht.“

„Aber du mußt unter ihr leben.“

„So weit sie mir sympathisch ist.“

Rochus seufzte. „Du magst sagen was du willst, mir wirst du doch entrissen. Heute nehme ich Abschied von dir und der Vergangenheit.“

Er drehte sich hastig um. „Komm, es ist spät, die Bowle naht sich ihrem Ende, und die Spielratten sind leider schon wieder in vollster Tätigkeit. Da tun wir ja doch nicht mit.“

„Rotterdan ist immer das Karnickel.“

„Dem wird deine Verlobung morgen höllisch in die Ohren dröhnen.“

„Glaubst du, daß er ernstlich an Malve gedacht hat?“

„Ich weiß es nicht. Es schien fast so! Er ist der einzige Vermögende unter uns und deshalb leicht geneigt, seine Chancen zu überschätzen.“

Hersbach warf den Kopf auf.

„Aber in steter Geldverlegenheit und nicht heikel im Anborgen. Der sollte der letzte sein, ich kann ihn nicht ausstehen, und Malve hat nie an ihn gedacht.“

Sie drückten sich schweigend die Hände und nahmen schon ihre Mäntel und Mützen von dem Haken, als Hersbach noch einmal angehalten wurde. Leutnant Müller hatte ein paar dienstliche Fragen an ihn zu richten. Er trat deshalb noch einmal in das Eßzimmer, um mit Preetz und Müller ein paar Augenblicke zu sprechen. An ihm vorüber kam Rotterdan und suchte Rochus im Nebenzimmer auf.

Sein unschönes, etwas brutales Gesicht war rotfleckig, die flimmernden Augen blutunterlaufen; er schien stark angetrunken.

„Bitte Platen, auf ein Wort."

Rochus Haltung wurde verbindlich. Er war immer von einer geradezu seltenen Höflichkeit gegen jedermann; sein sehr empfindliches Gefühl duldete nicht, daß er es jemanden fühlen ließ, ob er ihm sympathisch sei oder nicht.

„Sie haben doch heute das viele Geld geschickt bekommen — — ich bin scheußlich in der Klemme, — — — borgen Sie mir drei blaue Lappen."

Rochus Gesicht rötete sich.

„Das ist etwas reichlich, Rotterdan."

Der andere zog die Stirn in Falten.

„Ich habe heute abend verfluchtes Pech — nun will ich aber die Bank halten, dann wird es sich schon wenden. Na, meinetwegen — zwei!"

Rochus zögerte noch immer.

„Hoffentlich bin ich in der Lage, es Ihnen morgen schon wiederzugeben, wenn nicht, dann am Ersten. Auf Ehrenwort, Rochus."

Mit einem Gefühl, als warne ihn etwas, nahm der Offizier sein Portefeuille heraus. Er konnte kaum anders. Rotterdan war ein wohlhabender Mensch, der wohl am besten Gestellte im Regiment, er hatte sein Ehrenwort gegeben — jedes Risiko war also ausgeschlossen, und für geizig konnte und wollte er sich doch auch nicht verschreien lassen, obgleich seine beschränkten Mittel wohl äußerste Sparsamkeit rechtfertigten.

Er reichte dem Kameraden zwei Hundertmarkscheine.

„Auf Ehrenwort, bis längstens zum Ersten," wiederholte dieser noch einmal und drückte die Scheine eilig in der Hand zusammen; dann, nach flüchtiger Verabschiedung, kehrte er wieder zu seinem Spiel zurück.

„Was wollte Rotterdan von dir?“ fragte Georg hinzutretend.

„Er — er wollte Geld geborgt haben.“

„Du gabst es?“

„Mußte ich nicht? Er versprach die Rückgabe am Ersten.“

„Ein unverbesserliches Pumpgenie. Hat er nicht Geld genug, um für sich selber sorgen zu können? Solche Wirtschaft verstehe ich nicht.“

„Er wird es mir schon wiedergeben.“

„Vielleicht! — Vielleicht auch nicht. Bei Preetz II hängt er noch mit vierzig Mark, seit dreiviertel Jahren.“

„Diesmal nahm er es auf Ehrenwort.“

„Das ist ja dann etwas anderes, zwingenderes. Es hätte mir auch sonst leid getan um das schöne Geld.“ —

Sie traten hinaus in die kalte, frostklare Winternacht, schlugen den Mantelkragen hoch und verharrten in Schweigen. Beiden war das Herz voll, und jeder wollte das vor dem andern verheimlichen.

Georg war glücklich. Er empfand immer deutlicher wie glücklich er war, je mehr die Stunden rannen, der andere blieb in melancholischer Stimmung, so sehr er auch dagegen ankämpfte.

„Gute Nacht, Rochus.“

„Gute Nacht, Georg.“ —

Droben in seinem Zimmer saß Rochus Platen noch lange und starrte in das Licht der angezündeten Lampe. Er machte sich Vorwürfe, daß er dem Glück des Freundes nicht anders gegenüberstand. Froher, teilnehmender. Er schämte sich fast seines lauten egoistischen Gefühls, aber diesmal kam er nicht gegen dasselbe auf. —

Er verlangte nicht viel vom Leben, und es hatte ihm auch nicht überreich gegeben. Eine alte Mutter, die ihn vergötterte, deren Liebe zu ihm aber auch ihre größte Gabe an ihn sein mußte. Sie lebte ausschließlich von dem Ertrag

eines kleinen Knabenpensionates, das ihr mehr Mühe wie Geld einbrachte. Dieser Lotteriegewinn war ein Glücksfall gewesen, wie er nicht zum zweitenmal wiederkam.

Es tat ihm selbst leid, daß er so viel davon verborgt hatte, an jemand, für den der Begriff Geld und Sparsamkeit gar nicht existierte. Hätte er es lieber aufgehoben und sorglich gehütet, so konnte er vielleicht mit seiner Mutter eine kleine Sommerreise davon machen, gleichviel wohin; Georg heiratete sicher bis zu seinem Urlaub, da wäre es so gut gegangen. Denn bis jetzt hatte er sich immer in allen Dingen dem Freunde gefügt, an dem er mit einem starken, stets ängstlich verborgenen Gefühl hing.

Georg war sein Ideal, so lange er ihn kannte. Sein fester, willenskräftiger Charakter, sein weiter Blick in allen Fragen der Zeit imponierte ihm. Was Georg tat, was er dachte, war in seinen Augen immer das Richtige und Maßgebende, dem er sich blindlings unterordnete, um so mehr, als er sich seines eigenen, viel zu weichen Charakters wohl bewußt war.

Er dachte zurück an die Zeit des Krieges, die sie einander so nahe gebracht. —

Georg besaß das eiserne Kreuz; er nicht. Seine stille Tapferkeit, sein Gehorsam bis zur Selbstvergessenheit, war ihm nicht gelohnt worden. — — Aber er beneidete den Freund gewiß nicht, im Gegenteil, er hatte sich fast mehr darüber gefreut, als wenn er selbst es erhalten hätte. — Und dann, das gemeinsame Leben in der kleinen Garnison!

Sie hatten alles geteilt, waren ganz miteinander verwachsen; und nun trat ein Weib zwischen sie und trennte sie. —

Natürlich würden sie durch Malve getrennt werden, wenn Georg das auch nicht glaubte, — noch nicht . . . es kam doch — es kam unweigerlich!

Wie schmerzlich ihm schon der Gedanke war! — Er hatte auch überall Pech. So auch heute. Mußte ihm nun gerade das

Geld im Kasino übergeben werden, vor aller Augen, so daß er nicht darüber schweigen konnte! Das kostete zuerst die Bowle, dann die zweihundert Mark . . . Er hatte sich ja manchmal heimlich seiner beschränkten Mittel wegen geschämt, und gewünscht, einmal so recht aus dem vollen geben zu können, aber nun es geschehen, war er auch nicht zufrieden. Es reute ihn, denn schließlich gab es doch noch etwas Besseres auf der Welt, als Trinkgelage im Kasino. Vielleicht war er auch nur kleinlich geworden von dem steten ängstlichen Rechnen.

Vielleicht! — Aber Georg dachte wie er — er hatte es freilich auch nicht — da sieht man eine Sache wohl mit denselben Augen an. — Wen würde er nun an Georgs Stelle in seinem Herzen einsetzen? Er mußte stets jemand haben, an den er sich hing, sonst fühlte er sich einsam und verlassen.

Ihm wurde immer wehmütiger zu Mute, obgleich er sich Vernunft predigte. — Es half ja nun einmal nichts! — Und dann blieb er schließlich zögernd am Schreibtisch stehen. Warum sollte er nicht? — Es war zwar schon spät, und er in keiner guten Stimmung, aber schließlich — sein anonymer Korrespondent war ja das einzige, was ihm noch blieb . .

Er setzte sich hin und schrieb, viel und lange und ohne Besinnen. Ein Stückchen seiner Melancholie war in die Blätter übergegangen, und er schlief froher ein als er den Abend über gewesen.

## II.




Ein paar Tage später stand Rochus' Bursche am Schalter des Postamtes und fragte nach einem Lagerbrief. Der Bursche grinste breitmäulig und der Beamte lächelte, sonst hatte die Szene keinen Zuschauer.

Rochus hatte zum abholen der Antwort wohlweislich die Stunde ausgesucht, in der ganz Wallhofen zu Mittag speiste, da er wünschte, daß seine anonyme Korrespondenz nicht Gegenstand des allgemeinen Klatsches werden sollte; und so kam es denn, daß wirklich niemand in der kleinen Stadt darum wußte.

Er stand am Fenster und wartete; es lag etwas Fieberhaftes in der Unruhe, mit der er die Straße hinunterspähte, denn alles was er ergriff, nahm ihn gleich mit vollster Intensität in Anspruch. Diese Briefe, die er seit ein paar Mo-

naten mit einem unbekannten weiblichen Wesen aus Wallhofen wechselte, interessierten ihn sehr. Nur Georg, der ihn auch immer gehörig warnte, seiner Phantasie nicht allzu heftig die Zügel schießen zu lassen, wußte darum.

Wallhofen war klein; eigentlich unbegreiflich, daß er noch nicht den geringsten Anhaltepunkt gefunden hatte, wer die Dame war. Den Töchtern der Offiziere und wenigen Beamten waren weder die Feuilletons im Stadtblatt, noch auch die Briefe zuzutrauen, von denen er schon eine Anzahl besaß. In ihnen klang ein Ton durch, dem er noch niemals in all den banalen Ballgesprächen, die er schon hinter sich hatte, begegnet war.

In welchen Kreisen aber sollte er sie nun suchen? —

Daß es eine weibliche Feder war, hatte die Schreiberin ihm gleich zu Anfang ruhig verraten, aber sonst wußte er nichts von ihr. — Im Herbst hatte er einmal im Wallhofner Tageblatt ein Feuilleton gefunden, dessen Fassung und Färbung ihn mächtig angezogen hatte, so kurz und unbedeutend der Inhalt an sich auch gewesen war. Seitdem las er das Blättchen täglich, und freute sich immer, wenn er das verheißungsvolle H. am Schluß fand, denn nur damit waren die kleinen Stimmungsbilder gezeichnet.

Niemand von den Kameraden hatte wohl besonderes Interesse an ihnen genommen, wenigstens hatte er niemals ein Wort darüber gehört, aber Rochus selbst besaß eine wohlverwahrte Mappe, in der er schamhaft eine Reihe von Gedichten verwahrte, die in heimlichen Stunden aus seiner Feder geflossen waren.

An anderes hatte er sich noch nicht gewagt, aber er war voll unbegrenzter Hochachtung vor jeder Form geistigen Schaffens. So nötigte ihm auch der anonyme Verfasser volle Bewunderung ab, und eines Tages — es war ein häßlicher, langweiliger Regentag, an dem sich die Stunden endlos dehnten — setzte er sich an seinen Schreibtisch und sprach ihm das aus. Er unterzeichnete mit den Anfangsbuchstaben

seines Namens und schickte den Brief an die Redaktion des Tageblattes.

Die Antwort kam pünktlich, wie er sie erbeten hatte, das war im Sommer gewesen — und nun war es Winter, aber so oft der Briefwechsel auch vor sich gegangen, — er kannte seine unbekannte Korrespondentin immer noch nicht. — An dem Abend, als er Georgs Verlobung erfuhr, war er zum erstenmal in seinem Briefe etwas aus sich herausgegangen und hatte um eine Begegnung gebeten, da ihm das Herz schwer und wund sei — jetzt erwartete er die Antwort.

Wie würde sie ausfallen?

Immer unruhiger ging er auf und ab in seinem Junggesellenheim, beklommen und unzufrieden mit sich. Warum hatte er diesen Wunsch geäußert? War es nicht ganz gut so, wie es war? Weshalb ein Phantom, ein Phantasiebild, das ihm lieb geworden war, zerstören, um nüchterne, vielleicht sehr nüchterne Wirklichkeit einzutauschen, die ihm eine Fortsetzung des Briefwechsels unmöglich machte.

Jetzt öffnete er hastig die Tür, denn er hörte draußen die Schritte des Burschen, und dann wog er doch einen Augenblick unschlüssig das Kuvert in der Hand.

Endlich öffnete er es und entfaltete den Bogen. Nur zwei Zeilen waren es diesmal, anstatt der vier enggeschriebenen Seiten von sonst. Sie lauteten:

Heute abend sieben Uhr, im Stadtpark, erster Mittelgang, links von der großen Promenade. H.

Ganz verblüfft, drehte er das Papier hin und her. Das hatte er nicht erwartet! So lakonisch, ohne jeden Versuch abzulehnen oder sich zu entschuldigen — einfach klipp und klar ein Rendezvous! — In Wallhofen war man an derartiges nicht gewöhnt.

Merkwürdig, daß er sich enttäuscht fühlte, nun sein Wunsch, ohne daß es ihn sonderliche Anstrengungen kostete, in Erfüllung ging. Einen Augenblick dachte er sogar daran, nicht hinzugehen, aber dann siegte doch die Höflichkeit und

die Neugier. Er würde natürlich zu niemand davon sprechen, auch nicht zu Hersbach, denn seit dessen offizieller Verlobung sahen sich die Freunde naturgemäß seltener, da Georg seine freie Zeit bei der Braut zubrachte; so würde also die Vertrauensseligkeit seiner Korrespondentin ohne Folgen bleiben. —

Um halb sieben zog Rochus sein etwas fragwürdiges Zivil an, in dem er mindestens — sehr unvorteilhaft aussah, drückte den schon etwas mitgenommenen Filzhut tief in die Stirn und begab sich so, äußerlich und innerlich deplaziert, zu seinem Rendezvous.

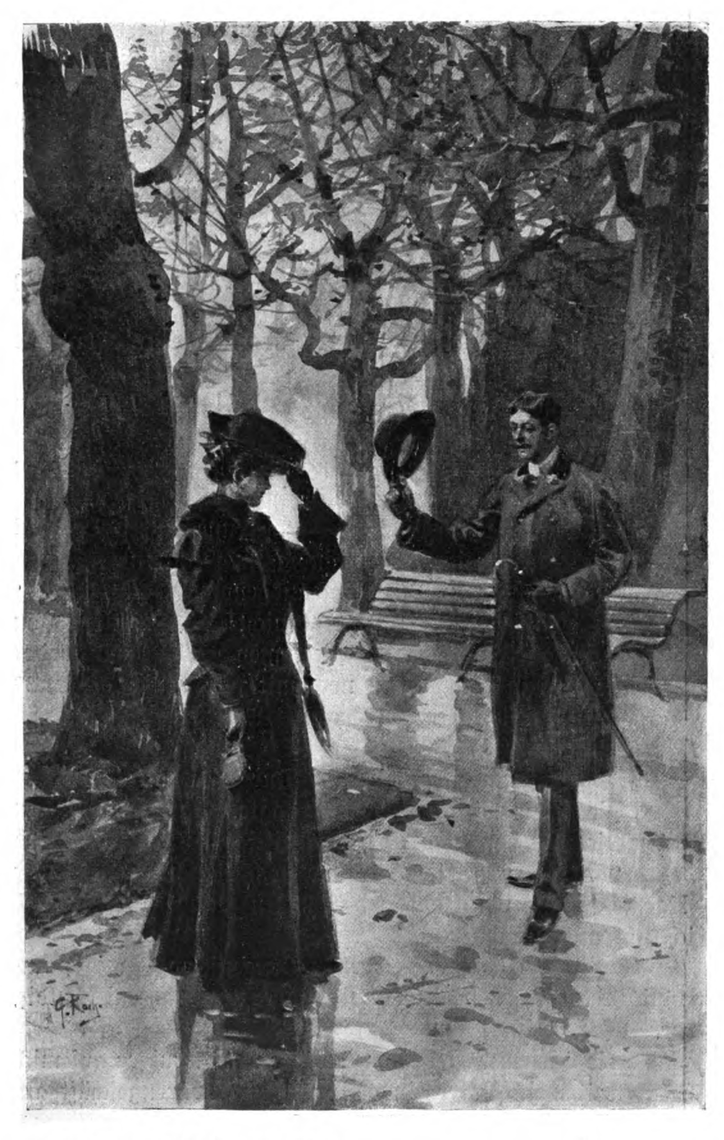
Wenn ihn nur niemand traf, ihn und sie. Diesen Stoßseufzer schickte er inbrünstig zum Himmel.

In einer großen Stadt, da war ja das alles erlaubt und möglich, aber in Wallhofen — — wo einer den anderen kannte — einer dem anderen fast auf dem Nacken saß, wo es so leicht kein Verheimlichen und Entrinnen gab . . .

Es war trübes Wetter. Schwer und dunkel hing ein feuchter Nebel in den Straßen der Stadt, die tot und ausgestorben schienen. Rochus durcheilte sie aufgeregt. Im Osten schloß sich der Stadtpark an, auf den Wallhofen so stolz war, und den es mit großen Kosten unterhielt, um seinen Einwohnern eine auserlesene Sommerpromenade zu bieten. Die entlaubten Bäume streckten ihre Riesenarme in den nebligen Regen, der in tausend Perlchen an ihnen hing, und der sich auf einige Schritte Entfernung schon zu leichten Schleiern verdichtete. „Gott sei Dank!" dachte Rochus. „Heute wird sich hier keiner ergehen!"

Er schritt eilig den Mittelweg hinab, sah aber immer noch niemand, so sehr er auch ausspähte. Da — einen Schritt vom linken Seitengang entfernt, kam ihm eine Dame entgegen, schwarz gekleidet, einen schwarzen Schleier vor dem Gesicht, den sie aber in demselben Moment aufschlug.

„Guten Abend, Herr Leutnant Platen!"


G. Koch

Rochus blieb wie angewurzelt stehen und starrte ihr in das Gesicht.

„Mein gnädiges Fräulein — Fräulein Wallis . . .“ Er kam nicht weiter, ehe er sich noch recht klar über diese Begegnung war, ob Zufall oder Absicht, fuhr Mea fort:

„Ich wußte von Anfang an, daß Sie mein unbekannter Korrespondent waren — seien Sie mir nicht böse, daß ich so mit Ihnen Verstecken gespielt habe.“

Sie bot ihm die Hand, und er nahm sie, immer noch sprachlos vor verwirrender Überraschung.

„Sind Sie sehr enttäuscht?“ fragte sie mit halbem Lächeln.

„Enttäuscht? — Nein — gewiß nicht! — Ich hatte nur keine Ahnung . . .“

„Und suchten die Verfasserin der kleinen Artikel, Ihre anonyme Korrespondentin natürlich in Ihren Kreisen!“

„Nein, das tat ich nicht!“ — Ich kenne unsere Damen! Und deshalb tappte ich so vollständig im Dunkeln . . .“

„Auch Malve von Dux nicht ausgenommen?“

„An die dachte ich überhaupt nicht! — Fräulein von Dux konnte gar nicht in Frage kommen. Sie hätte weder für eine Zeitung geschrieben, noch mit mir korrespondiert.“

„Dazu ist sie zu gut erzogen! Meinen Sie nicht so, Herr Leutnant?“

„In bezug auf Fräulein von Dux — ja!“

„Sie sind wenigstens ehrlich!“ sagte Mea, die sich einen Augenblick mit ihrem Schleier beschäftigt hatte. „Weil ich dessen von Ihnen gewiß war, und noch manche andere gute Eigenschaft an Ihnen entdeckt zu haben glaube, deshalb gab ich Ihrem Wunsche nach.“

Er sah verlegen zu Boden. Es genierte ihn jetzt unendlich, daß sie es getan hatte, und er kam sich mitschuldig vor. Mea verstand ihn.

„Sie dürfen nicht denken, daß ich etwa weniger auf mich halte, weil mein Vater ein offenes Schnittwarengeschäft am

Markt hat, o nein!“ sagte sie mit finster gefalteter Stirn. „Den Unterschied erkenne ich nicht im geringsten an. Jeder Mensch ist, was er aus sich macht. Und ich bin fähig, viel aus mir zu machen, das fühle ich. In einer großen Stadt wäre das auch ohne jeden Belang. Aber hier — wo die Menschen ihre Signatur durch den Stand bekommen, dem sie angehören, wo mich die Engherzigkeit derselben manchmal an die altindischen Kasten gemahnt . . . da ist es natürlich etwas anderes.“

Sie hatte sarkastisch gesprochen, über ihre Stirn glitten finstere Schatten.

„Mein gnädiges Fräulein . . .“ stammelte Rochus betreten — er wußte nicht recht, was er sagen sollte. Mea hob wie abwehrend die Hand.

„Wenn Sie wüßten wie frei ich mich fühle! Wie ich lächle über den ganzen Klassenunterschied, soweit es sich nur um die Art und Weise handelt Geld zu verdienen! Mein Vater verdient auf seine Weise — Sie doch auch!“

„Erlauben Sie,“ fuhr er auf. Das Blut stieg ihm in das Gesicht.

„Ja, Herr Leutnant — ich sehe es nun einmal mit solchen Augen an. Aber bitte, lassen Sie uns nicht darum streiten;“ sie lächelte und sah ihn dabei an. „Waren Sie doch schon mein Tänzer auf dem letzten Ressourcenball, ohne daß wir uns gegenseitig in die Haare gefahren sind.“

„Ja, allerdings — aber . . .“

„Aber da wußten Sie noch nicht, was manchmal hinter Mädchenstirnen steckt, nicht wahr?“ Sie lachte fröhlich. „Ich bitte Sie, sehen Sie nicht gar so perplex aus!“

„Muß ich nicht?“ fragte er endlich, zu sich selbst kommend. „Erst treffe ich *Sie* — dann *höre* ich Sie . . . Wer konnte das denken!“

Mea war ernst geworden. Sie warf mit der Schirmspitze kleine Kiesel aus dem Weg in die Luft und folgte ihnen mit den Augen.

„Ich leide unter Wallhofen,“ sagte sie plötzlich. „Unter den herrschenden kleinlichen Verhältnissen hier. Ich leide unter ihnen, weil ich nicht dagegen an kann! — Denken Sie sich nur einmal in meine Lage. — Mein Vater ist wohlhabend genug, um seiner einzigen Tochter eine anständige Erziehung geben zu lassen, ich kam also mehrere Jahre in ein französisches Pensionat, dasselbe, das auch Malve von Dux besuchte, als ihr Vater als Oberstleutnant nach Wallhofen kam.

Nun glauben Sie wohl, wären wir sehr befreundet, als Kinder derselben Stadt? Im Gegenteil. Sie war von einem ausgesuchten Hochmut gegen mich, der gerade in der Backfischzeit tiefere Wunden schlägt als im späteren Leben. Überall kehrte sie die Offizierstochter, das adlige Fräulein gegen mich heraus . . . Es hat mich viel Tränen gekostet — weil ich damals noch so kindisch war.

Dann nahm mich eine Tante mit auf Reisen, eine unabhängige, geistig sehr rege Frau. Ich lernte Welt und Menschen kennen — in Paris, London, Wien, ja sogar New York haben wir Wochen und Monate zugebracht, stets umgeben von einem Kreise bedeutender Leute. An Wallhofen dachte ich kaum, nur an meine Eltern; aber hier zu leben, der Gedanke kam mir nie. —

Dann starb die Tante plötzlich — ich mußte zu den Eltern zurück. — Sie hängen an ihrem Geschäft, ihrer kleinen Stadt, gerade wie ich an geistiger Regsamkeit und Freiheit. — Ein Teil mußte Opfer bringen . . . Sie sehen, ich bin es gewesen; denn ich sitze nun hier — verzweifelt, halb verschmachtet nach geistiger Anregung — und die guten Eltern meiner Sehnsucht gegenüber so verständnislos, gerade als spräche ich eine andere Sprache . . . und niemand hier, der mich begreift — der mir hilft.“ — — Sie schwieg plötzlich, ihr Gesicht war heiß und rot geworden. Er sah sie von der Seite an.

Wie hübsch sie aussah in der Erregung! Er hatte sie

schon auf dem Balle hübsch gefunden, aber dies war doch eine andere Art Schönheit. Die dunklen Augen blitzten, und die vollen roten Lippen zitterten im Sturm ihrer Gefühle.

„So lebe ich nun hier — in Wallhofen,“ setzte sie mit einem Seufzer hinzu. „Jetzt werden Sie wohl verstehen, was mir die Feder in die Hand drückte, zu den Aufsätzen sowohl wie zu unserer Korrespondenz, und werden mich der letzteren wegen nicht minderwertig beurteilen.“

„Um Gott — nein!“ sagte er ganz erschrocken. — Er wußte aber genau, daß, wenn er es auch nicht tat, andere weniger tolerant sein würden, und das tat ihm des Mädchens wegen sehr leid.

„Mein Leben ist über alle Maßen einsam,“ begann Mea wieder mit leise zitternder Stimme, „und nach dem Gesagten werden Sie das begreifen. — Ich bin auf den Verkehr mit den guten Wallhofener Bürgern angewiesen, aber in deren beschränktem Horizont finde ich mich nicht mehr zurecht, es geht nicht, beim besten Willen nicht, es macht mich rasend auf die Dauer. — Ihre Kreise aber sind mir verschlossen! — Nicht etwa“ — und um ihren Mund zuckte es spöttisch — „als ob ich die Illusion hätte, in ihnen meinen geistigen Hunger stillen zu können, nein, so naiv bin ich nicht mehr; aber es ist doch immerhin etwas Besseres als Wallhofen sonst bietet, oder vielmehr das Beste, obgleich die Fesseln, die den Menschen in Ihrer Kaste angelegt werden — noch viel härter drücken mögen.“

„Aber ich bitte Sie,“ sagte er jetzt ernstlich erzürnt, „von Fesseln ist doch bei uns wahrhaftig nicht die Rede! Fragen Sie einmal unsere Damen, ob sie sich gefesselt fühlen! Ich wette, keine von ihnen verstände das nur. Sie müßten denn gute Sitte und Bildung Fesseln nennen.“

„Nein! Denen unterstelle ich mich auch. Aber die Abhängigkeit, die absolute Unterordnung unter das Herkömmliche, Traditionelle, das ist es, was mich reizen und quälen würde. Danach bin ich, Mea Wallis, eben auch nur zweite

Rangordnung, und Malve von Dux allererste, obgleich ich Sie versichern kann, daß sie nicht nur eine spottschlechte Schülerin war, sondern auch keine hervorragenden Charaktereigenschaften besaß."

„Ich glaube entschieden, Sie sind ungerecht, Fräulein Wallis," entgegnete er noch immer etwas ergrimmt. „Außer den wenigen Kasinofesten, die wir arrangieren und die allerdings sehr exklusiv sein mögen, sind wir doch in der Ressource ausschließlich mit Wallhofenern zusammen — und das kommt recht häufig im Lauf des Winters vor. Keiner kann sich da wohl über den anderen beklagen."

„Meinen Sie?" fragte sie spöttisch. „O ja, vom Bürgermeister und den Herren vom Gericht spreche ich nicht, aber wir — die Bürgerfamilien . . . Freilich tanzen die Herren Offiziere mit uns sobald wir ihnen gefallen, konversieren und machen uns den Hof, aber sobald das Souper beginnt, stieben sie davon, sitzen bei ihren Damen, und die Grenzlinie wird wieder sichtbar! — Denken Sie nur an sich selber, Herr Leutnant."

Und als sie sein verdutztes Gesicht sah, brach sie in ein herzliches, fast kindliches Lachen aus. Sie streckte die Arme weit in den Nebel hinaus und sagte in ganz anderem Ton:

„O wie mir wohl ist! — Unbeschreiblich wohl! Endlich einmal alles an Gift und Galle vom Herzen gewälzt! Nun wird es ein Weilchen besser im alten Geleis gehen! Und Sie — bitte seien Sie mir nicht böse."

„Es war mir äußerst schmeichelhaft, Ihr Blitzableiter zu sein, gnädiges Fräulein," antwortete er bittersüß.

Sie sah ihn eindringlich an.

„Werden Sie ein bißchen an meinen Sermon denken?"

„Ich fürchte, lange."

„Und werden Sie deshalb dem H. Ihre Sympathie entziehen? — Das hat es gewiß nicht gewollt."

„Nein," sagte er plötzlich rasch und erregt. „Das könnte ich nicht einmal, wenn ich auch wollte. Das H. ist mir dazu

zu wertvoll geworden; und ich denke mit ehrlichem Kummer daran, daß ich nun wohl auf keinen weiteren Briefwechsel mehr hoffen darf."

Sie errötete und sah vor sich nieder.

„Ich riskierte natürlich Ihre gute Meinung, wenn ich es täte!"

„Fräulein Wallis . . ."

„Nein, nein, ich weiß — Sie sind nicht so! Und mir war das Schreiben eine Freude."

„Fahren wir also fort," sagte er leise bittend.

Sie sah auf und gerade in seine Augen hinein, sekundenlang standen sie so und sahen sich an, ohne sich zu regen, dann sagte Mea hastig:

„Ja!" — Sie reichte ihm die Hand. Ohne ein Wort zog er sie an seine Lippen. Eine große, stille Freude brannte in ihm.

„Wir wollen das Schicksal nicht länger herausfordern," sagte Mea nach einem Weilchen, „und nun brav nach Hause gehen. Bis jetzt hat es uns behütet, niemand hat uns gesehen, und das ist gut. Leben Sie wohl."

„Bis zum Anfang der Straße muß ich Sie doch noch bringen," sagte er rasch, „dann freilich füge ich mich Ihrem Wunsch. Wir sehen uns bald wieder."

Aber Mea schüttelte den Kopf.

„In vierzehn Tagen auf dem Ressourcenball."

„Nicht auf den Paraden, vormittags?"

„Gewiß. Aber doch nur flüchtig, da gehören Sie ja doch ins andere Lager." —

„Und wenn ich desertierte?" —

„Dann würde der Herr Oberst die Brauen hochziehen und Ihr Freund Hersbach Ihnen beizeiten einen freundschaftlichen Wink geben. Also lieber nicht."

„Sie verkennen Hersbach. Er ist in allen Dingen ein Mann der Freiheit und Selbständigkeit."

„Mag sein. Er ist Malves Bräutigam — und das ge-

nügt mir. — — Wenn er aber doch Ihr Freund ist, weshalb haben Sie das zugegeben?“

„Er hat mich nicht gefragt.“

„Ich kenne Malve. — Zuerst kommt tausend anderes, dann erst der Mann, den sie sich erwählt.“

„Das gefällt Ihnen nicht?“

„Nein. Ich würde anders fühlen. Aber nun — Adieu.“

Sie ging, drehte sich aber dann noch einmal um und nickte ihm grüßend zu; dabei lächelte sie, und er meinte, dies lebensvolle Gesicht mit den roten Lippen zwänge sogar dem Nebel eine freundlichere Physiognomie auf.

Als sie ganz verschwunden war, merkte er erst, daß er starkes Herzklopfen hatte und sein Gesicht brannte. Wie im Traum ging er nach Hause.

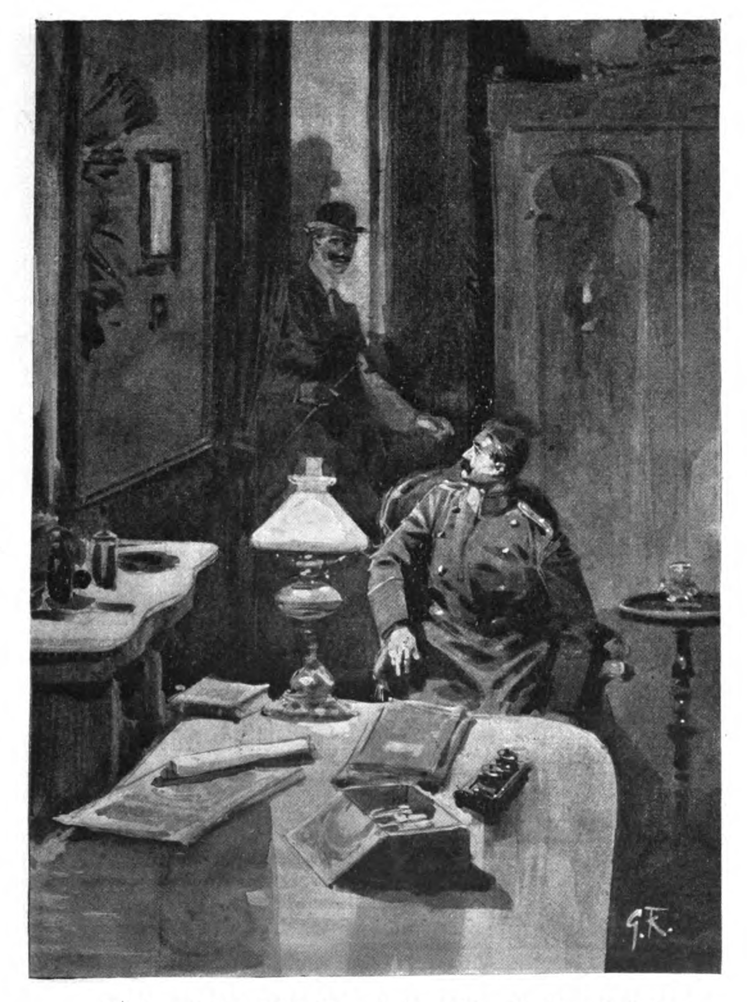
Er hatte sich nie etwas aus jungen Mädchen gemacht, wußte eigentlich nicht recht, was er mit ihnen sprechen sollte. Ihr Gekicher verwirrte ihn, und die boshaften Bemerkungen, die sie zu machen verstanden, wenn es galt, eine von ihnen herabzusetzen, hatten ihn oft genug abgestoßen. Auch Mea hatte ihrem Gekränktsein Luft gemacht, aber doch in anderer Weise, nicht so kleinlich, und er empfand es peinlich, daß sie eigentlich recht hatte.

Ein sonderbares Gefühl hatte sich seiner seit dieser Begegnung bemächtigt. Es lies ihn nicht los, obgleich er den dunklen Drang hatte, ihm zu entfliehen. Ganz erhitzt kam er endlich in seiner Wohnung an.

Droben brannte Licht, also konnte nur Hersbach dort sein und auf ihn warten. Das war etwas Ungewohntes in letzter Zeit.

Langbeinig wie er war, nahm er zwei Stufen auf einmal, riß dann die Türe auf und streckte Georg schon von der Schwelle her seine Hand entgegen.

„Du hier? wodurch ist das Unmögliche zur Möglichkeit geworden?“



„Malve hatte Migräne, da wollte ich sie nicht lange quälen. Ich sitze schon eine ganze Weile hier, wo warst du denn?“

Rochus war an das Fenster getreten, so daß er seinem Gast den Rücken drehte.

„Du weißt ja — ich liebe solch' Wetter."

„Seit wann? Heute jagt man keinen Hund hinaus."

Der andere schwieg. Auch Hersbach schwieg. Seitdem er verlobt war, hatte er seinen Freund kaum anders als bei Tisch gesehen, von irgend welchen persönlichen Erlebnissen konnte er also nichts wissen. Ihm fiel plötzlich die anonyme Korrespondenz ein.

„Höre Rochus, du hast doch keine Dummheiten gemacht?"

„Nein! — Wieso?" — dann drehte Platen sich hastig um. „Vielleicht ist es auch besser, Georg, ich spreche mit dir davon. Ich bin in manchen Dingen stutzig geworden. — Außerdem — was wir beide wissen, ist doch einem dritten nicht zugänglich — selbst nicht — deiner Braut," setzte er zögernd hinzu.

„Eigentlich dürfte ich dir diese Bemerkung übelnehmen."

„Nein. Tue das nicht. — Ich weiß zwar nicht, ob es recht ist — aber — wie gesagt, es liegt mir auf dem Herzen."

Und er erzählte seine Begegnung mit Mea Wallis.

„Hat sie recht mit ihren Anklagen?" fragte er eindringlich. „Überheben wir uns so sehr — so unbewußt über andere Menschen, die nicht unseres Standes sind?"

„Ich glaube ja."

„Aber das ist häßlich, Georg — mehr noch — es ist schändlich."

Hersbach lehnte sich in die ausgesessene Sofaecke zurück und blies langsam den Rauch seiner Zigarre von sich. Ohne auf die aufgeworfene Frage zu antworten, sagte er:

„Ich hätte mir gar kein unglückseligeres Zusammentreffen denken können, als diese Entwickelung deiner anonymen Korrespondenz."

„Warum?“ fuhr Rochus fast feindlich auf.

„Weil sie dich in tausend unangenehme Situationen verstricken wird.“

„Aber mein Gott — wir verkehren in derselben Bürgerressource, in der auch Fräulein Wallis ist; folglich müssen wir sie doch als uns gleichgestellt ansehen.“

„Das ist aber nicht der Fall; du könntest sie als Offizier zum Beispiel niemals heiraten.“

„Wer denkt denn daran!“ murmelte Rochus.

„Oder du verläßt deine Stellung. Was bei unseren Finanzen immerhin seine Schwierigkeiten hat.“

„Aber um Gottes willen, ich kann mich doch wohl mit einem Mädchen, das Bildung, Verstand und sonst noch manches Schätzenswerte hat, unterhalten, ohne gleich weiter zu gehen.“

„Du wirst tausend Dummheiten ihretwegen machen,“ sagte Hersbach sich aufrichtend, „das weiß ich. Denn vergiß nicht, wir sind in Wallhofen, wo jedes Wort, das du mit einer anderen wie einer Regimentsdame wechselst, der Kritik untersteht.“

Rochus seufzte. Er wußte nur zu genau, daß Hersbach recht hatte; und zum erstenmal in seinem Leben lehnte er sich gegen diese Fesseln auf, aber nur innerlich.

„Ich werde sie natürlich nicht in das Gerede bringen,“ sagte er seufzend.

„Aber jede Gelegenheit suchen, um sie zu sehen und zu sprechen. Ihr beiden Einsamen, die ihr sehr geneigt seid, euch gegenseitig diese Einsamkeit tragen zu helfen.“

Hersbach hatte spottend gesprochen; als er aber sah, welchen niederschlagenden Eindruck Rochus dadurch empfing, tat es ihm leid.

„Ich bin doch wahrhaftig kein Frauenjäger!“ wehrte sich dieser.

„Eben deshalb wirst du an der ersten hängen bleiben!

Im Grunde wäre es ja nicht das Schlimmste, wenn du dir nur einig bist. Der alte Wallis ist reich."

Rochus errötete und schüttelte heftig den Kopf. Nach einer Pause sagte er:

„So ist es nicht, wie du es meinst. Ich möchte nur der Dame behilflich sein, etwas festeren Fuß bei unseren Damen zu fassen, da sie es doch einmal so sehr wünscht."

Hersbach schwieg. Er kannte seinen Freund so genau, wußte auch schon, wo er hinauswollte.

„Wenn deine Braut," begann Rochus nach einer Pause, „nur ein klein wenig freundlicher gegen Fräulein Wallis auf dem nächsten Ressourcenball sein würde, dann wäre schon viel gewonnen. — Meinst du nicht, Georg, daß du ein kleines bißchen nachhelfen könntest? Wenn du den Vermittler machen wolltest . . ."

„Nein, mein Kerlchen," sagte Hersbach ruhig, trotz der bittenden Blicke des Freundes.

„Das werde ich besser unterlassen. Ich glaube nicht, daß es bei Malve irgend welchen Erfolg haben würde. Vergiß ihre Erziehung und ihre Stellung nicht. Als meine Frau vielleicht . . . ja, da wäre es wohl etwas anderes, aber jetzt . . ." Er schüttelte energisch den Kopf.

„Schade!" seufzte Rochus.

Der andere hob die Achseln. „Mit den Wölfen muß man heulen. — Wollen wir zu Lehmann gehen und ein Glas Bier trinken? Du scheinst mir dessen sehr bedürftig."

Er faßte ihn unter den Arm und zog ihn mit sich hinaus. Unterwegs sagte Rochus:

„Weißt du, daß ich von dir eine andere Auffassung meines Erlebnisses erwartet hatte?"

Hersbach blieb stehen und sah ihn an.

„Unmöglich!"

„Ich hielt dich für toleranter."

„Tolerant kann man doch nur feststehenden Tatsachen

oder bestimmtem Wollen gegenüber sein. Wenn du so weit bist, dann frage mich wieder."

Rochus furchte die Stirn. Zum erstenmal war er unzufrieden mit dem Freunde und sah darin schon Malves Einfluß.

„Wenn es sich nicht um Fräulein Wallis, sondern um irgend jemand anders handelte, würdest du schon zugänglicher sein," sagte er ärgerlich.

„Nein! Wenn ich aber an deiner Stelle wäre, wüßte ich genau, wie ich handeln würde. Da brächte mich dann auch kein Teufel auf einen anderen Weg! Aber einstweilen, scheint mir, hast du doch noch gar nicht nötig, dir um unwahrscheinliche Dinge den Kopf zu zerbrechen."

Nun sagte Rochus kein Wort weiter, aber Georg machte sich im Laufe des Abends so seine eigenen Gedanken, die ihn beunruhigten. — — —

Malve hatte einen Brief von ihrer Schwester erhalten, den lang langverheißenen! Auf ihre Verlobungsanzeige war nur ein Telegramm als Antwort gekommen, was die junge Braut sehr gekränkt hatte, nun endlich — endlich machte es die Schwester gut.

Malve hatte sich gemütlich in einen bequemen Stuhl niedergelassen und las, aber je weiter sie kam, je mehr prägte sich in ihrem schönen stolzen Gesicht Erstaunen und Ärger aus.

Irma schrieb:

„Du denkst wohl, ich soll über deine Verlobung besonders beglückt sein! Ich bin es n i c h t , Kind, und ich begreife Papa eigentlich nicht! — Gegen deinen Bräutigam persönlich habe ich natürlich nicht das geringste einzuwenden, er ist ein schöner, liebenswürdiger Mann — ob ein bequemer Gatte, das steht auf einem anderen Blatt. — Aber es sind noch alles keine Partien, die wir machen! — Offiziere — — lieber Gott, ja! In Wallhofen dachten wir alle damit

die Krone der Schöpfung erreicht zu haben, aber komme nur erst einmal hinaus in die Welt. Da gelten ganz andere Faktoren, und wir sind so klein, . . . ach so klein und unbedeutend! — Natürlich setzt das zuerst unserem Stolz hart zu; wir wollen und wollen es nicht begreifen lernen — aber allmählich kommt es doch, und wenn die Traditionen um uns erst fallen, dann kommt eine gräßliche Leere und Ernüchterung.

Ich habe meinen Leo gewiß lieb gehabt und liebe ihn auch noch — aber schließlich — wir waren doch beide hübsche Mädchen — du allerdings mehr als ich, wie ich gern zugeben will — — mit ein paar Groschen Kapital — wir hätten uns am Ende unser Bett weicher machen sollen.

Wenigstens du, Malve! —

Geld ist so gräßlich viel wert in der Welt, wie wir es in Wallhofen gar nicht geahnt haben. Da galt unser Name, Papas Stellung alles! — Wer aber fragt hier in Berlin zum Beispiel nach einer Oberleutnantsfrau, wenn auch deren Vater Oberst ist!

Kein Mensch, sage ich dir! — Geduldet kommt man sich überall in den gemischten Gesellschaften vor, in denen eine Nachbarin rechts sich vielleicht in Gold begraben lassen kann, während deine Nachbarin links den Namen irgend einer Tagesgröße trägt und einen ganzen Hofstaat um sich schart.

Ungeduldig wird man da. Zornig! Verbittert! — — Ich hatte eigentlich sonst wenig Anlage zum Neid, aber hier in Berlin fühlte ich doch manchmal sein heftiges Beißen. — Und niemand kümmert sich recht um dich. Du spielst nirgends eine Rolle. Jeder, der mehr Geld in der Tasche hat, oder der irgend eine künstlerische Ader besitzt, ist den Leuten wertvoller als du!

Ach Malve, hättest du doch einen reichen oder einen berühmten Mann geheiratet, der dir auch in der Welt eine

Position gegeben hätte, nicht nur in Wallhofen! — Und laß nur Hersbach ruhig in kleinen Garnisonen bleiben, damit dir nicht auch die Augen so gewaltsam darüber geöffnet werden, was wir zu bedeuten glauben, und was wir in Wahrheit bedeuten....!



Malve faßte sich ungläubig an die Stirn. Irma sprach so? Ihre stolze, hübsche Irma! Gerade als ob sie eine ganz unbeachtete Persönlichkeit — als ob sie gar nicht mehr wüßte, was sie sich selbst schuldig wäre . . .

„Ach Benno," sagte Malve kläglich, und reichte ihrem Bruder den Brief, „lies doch einmal, was Irma schreibt. Kannst du das begreifen? Ich fürchte, sie ist krank."

„Krank?" meinte er nach der Lektüre verächtlich. — „Nein, das nicht. Aber angefressen von ihrer Umgebung, nicht mehr *unsere* Irma — ich begreife nicht, daß Leo das leidet! Wahrscheinlich hat ihr irgend ein Prolet auf den Fuß getreten, sich nicht entschuldigt, und sie fühlt sich dadurch herabgewürdigt . . ."

„Aber sie schreibt ja von Geld — von illustren Namen," erinnerte Malve unruhig.

„Ah bah! Damit sollte mir mal jemand kommen! Ich bin ein Offizier — verstehst du! — Offizier! — Das ist Inbegriff meines Bewußtseins. Mache es ebenso, kleine Schwester."

Aber Malve war damit noch nicht zufrieden. Der Bruder, der in des Kaisers Rock steckte, der konnte so sprechen, aber hier handelte es sich ja gar nicht um ihn! Irma hatte mit keinem Wort ihres Mannes gedacht, nur sich beklagt. Folglich waren es die Frauen, die nicht das in der Welt gelten sollten, was Malve als unumstößlich vorausgesetzt hatte.

Sie sprach mit Georg über das Unbegreifliche, und der lächelte ein wenig.

„Findest du das so unnatürlich, Liebste?" fragte er. „Wie kann in einer Großstadt eine einzelne kleine Leutnantsfrau etwas bedeuten?"

„Aber Georg, es ist Irma . . . unseres Vaters Tochter — meine Schwester! Irma, die durch sich selbst doch reichlich etwas ist," sagte sie eindringlich.

„Sie wird sich mit der Zeit dann auch ihren Kreis schaffen," tröstete er.

„Aber sie ist doch schon zwei Jahre da, und sie schreibt, sie bedeute nichts — nichts . . ."

Sie schüttelte den blonden Kopf. „Ich verstehe das einfach nicht."

Er legte zärtlich den Arm um ihre Taille.

„Genügt es nicht, wenn sie nur für einen das Glück — nur einem unentbehrlich ist? Ihrem Manne?"

Sie sah ihn eine Weile stumm an. Ihr feines, hochmütiges Gesicht rötete sich, und sie sagte fast schroff:

„Nein! — Denn das ist Privatsache. Es gibt aber auch noch eine Repräsentationspflicht, die uns auferlegt ist! Solch Untertauchen ist ja beinahe Tod!"

Er überlegte, ob er ihr den Dünkel, der sie so reizend kleidete, mit ein paar klaren Worten zerstören, ob er es versuchen sollte, diesen blonden Kopf zu beugen. Aber sie waren erst so kurze Zeit verlobt — wirklich, es hatte noch Zeit.

„Wir bleiben ja in Wallhofen," tröstete er sie. „Da hast du Ehren genug, nicht wahr Herz? Was das Leben später bringen wird, weiß keiner von uns. Aber immer, Malve, immer werde ich dich vergöttern."

Sie lächelte ein wenig, aber in ihren Augen stand Unruhe und Unbehagen. Zum erstenmal war ein Luftstrom aus einer anderen Welt an sie herangekommen und hatte sie empfindlich berührt, sie wurde den Gedanken an die anscheinende Nichtigkeit ihrer selbstherrlichen Ansichten und Anforderungen nicht so schnell los.

Am Abend nahm sie Irmas Brief und riß ihn in kleine Stückchen. Den wollte sie nicht wieder lesen, einmal war genug! — Ihr Bruder hatte wahrscheinlich recht — es war der Ausfluß einer augenblicklichen Gereiztheit, die sie jetzt längst überwunden hatte und wohl selbst belächelte.

Nein — so schnell ließen sich die Töchter des Obersten von Dux nicht beugen.

---

## III.

Die Bürgerressource tanzte im Leuchtkäfer, dem ersten Hotel Wallhofens.

Gar so einfach wie im Offizierskasino war es da nicht, Parkettfußboden, elegante Kronen und reichliches Nebengelaß. Auch faßte der Saal ein gutes Teil der Mitglieder, und es pflegte niemand von ihnen zu fehlen, da sich auf diesen Bällen der Glanz der Uniformen mit dem Frack der Bürger mischte.

Kaufmann Wallis hatte die Gewohnheit mit seiner

Frau recht früh zu kommen; sehr zur Verzweiflung seiner Tochter. Aber es machte ihm so viel Vergnügen, einen nach dem anderen eintreten zu sehen und seine Verbeugungen anzubringen, je nach dem Stande der Betreffenden. Während er seine guten Freunde jovial und lustig auf die Schulter klopfte, machte er vor den Offizieren und ihren Damen genau die devote Verbeugung wie in seinem Laden hinter dem großen Tisch, wenn er ihnen irgend einen Stoff nach Bedarf abgeschnitten hatte. Niemals, auch nicht für die paar Stunden, hielt er sich ihnen gesellschaftlich gleichstehend. Das empfand Mea und fühlte sich dadurch so gedemütigt, daß sie auf die Bälle am liebsten ganz verzichtet hätte, nur um diesem Fegefeuer zu entgehen.

Der Vater begriff gar nicht, was sie ihm in Heftigkeit und Ruhe, mit Bitten und Tränen klar zu machen suchte, daß er nämlich dadurch sie und sich, ja seinen ganzen Stand entwerte, er lächelte nur schlau und meinte: die Kunden, die man ehrt, bleiben treu.

„Und wenn sie dir morgen trotzdem hinter deinem Ladentisch Grobheiten sagen, Papa?“

„I Kind,“ er zwinkerte ein wenig mit den Lidern, „das muß man als guter Geschäftsmann gar nicht hören — gar nicht darauf hinhören, das ist das schlauste.“

Dann knirschte Mea mit den Zähnen, ballte die Fäuste, konnte aber gegen die gutmütige Dickfelligkeit ihres Vaters nicht aufkommen. Er behielt seinen Standpunkt, bei dem er bisher geschäftlich immer brillant gefahren war.

Mea saß heute mit klopfendem Herzen im Saale und sah auf die große Eingangstür, die sich unablässig öffnete, um Gäste einzulassen. Ihre Tanzkarte hielt sie krampfhaft in der Hand, mit scheuen Augen jedem entgegenblickend, der sich ihr näherte. Ehe Rochus nicht kam, um seine Auswahl zu treffen, gönnte sie keinem anderen einen Tanz.

Sie sah reizend aus, wußte das und hatte es gewollt; es lag ihr daran, dem jungen Offizier zu gefallen. Denn

durch dessen Beachtung fühlte sie sich unwillkürlich etwas gehoben, so sehr sie auch dagegen ankämpfte. Es war ja lächerlich. Ganz andere hatten ihr in der Welt draußen gehuldigt, ohne daß sie großes Gewicht darauf gelegt hätte, — also — hatte Wallhofen bereits abgefärbt!

Rochus hatte sie überall begrüßt, wo er sie nur gesehen; wo es irgend angängig gewesen, auch ein paar Worte vor aller Augen mit ihr gewechselt. Sie war mehrmals auf spöttische oder erstaunte Mienen der Wallhofner Damenwelt aufmerksam geworden und hatte sich darüber gefreut. Wenn er nun heute sich ihr widmete . . . trotz Malves Gegenwart, welch eine Genugtuung! — Nur nicht Rotterdan — den konnte sie nicht leiden, dessen Huldigungen hatten stets etwas Entwürdigendes, was sie mehr ärgerte als erfreute; und seit letzter Zeit pflegte er öfter als notwendig an ihrem Fenster vorüberzugehen und den Kopf nach ihr zu drehen, wenn sie sich begegneten.

Jetzt kam Rochus. Er ging nach einer kurzen Verbeugung gegen seine Vorgesetzten und deren Damen sogleich auf Mea zu und bat um ihre Tanzkarte, die sie ihm lächelnd gab.

„Hoffentlich nicht zu spät?“ fragte er halblaut.

„Nein — ich ließ Ihnen die Wahl.“

„Danke sehr.“

Er kritzelte ein paar Hieroglyphen auf das Pappblättchen und beeilte sich gar nicht dabei. Es war ihm ordentlich eine Freude, hier so offen vor aller Augen neben dem Mädchen stehen zu können, dem seine Gedanken in letzter Zeit ganz ausschließlich gehört hatten. Der Abend schien ihm so köstlich lang und so köstlich ungeniert.

Noch war Oberst von Dux mit Malve nicht da. Aus Courtoisie gegen ihn hielt der Ballordner den Beginn des Balles so lange zurück, bis sie erschienen waren. Natürlich fehlte auch Hersbach noch. Sonst war alles beisammen,

Bürger und Offiziere, alt und jung und vertrieb sich die Zeit durch gegenseitiges Aufsuchen und Plaudern.

Durch die ganze Breite des Saales rauschte die Frau Oberstleutnant von Pirkhemmer auf den Kaufmann Wallis zu. Sie war mit ihren vier Töchtern seine erste Kundin, und er pflegte mit dem Bezahlen nicht zu drängen; so hatten sie eine gegenseitige Hochachtung voreinander. Frau Oberstleutnant begrüßte Herrn Wallis stets auf den Bällen, und hier, auf neutralem Boden, pflegte sie ihm sogar herablassend die Hand zu reichen.

„Nun, mein lieber Herr Wallis," sagte sie auch jetzt, „das ist recht, daß Sie Ihr Töchterchen ausführen, aber heute bin ich doch böse auf Sie."

„Sehr geehrte Frau Oberstleutnant, womit habe ich das verdient," fragte der kleine Mann betroffen.

„Nun — sagten Sie mir nicht, daß von dem Stoff, den ich für meine Ida als Ballkleid nahm, kein anderer weiter haben sollte?"

„Ja freilich."

„Und nun trägt doch Ihr Töchterchen dasselbe Kostüm."

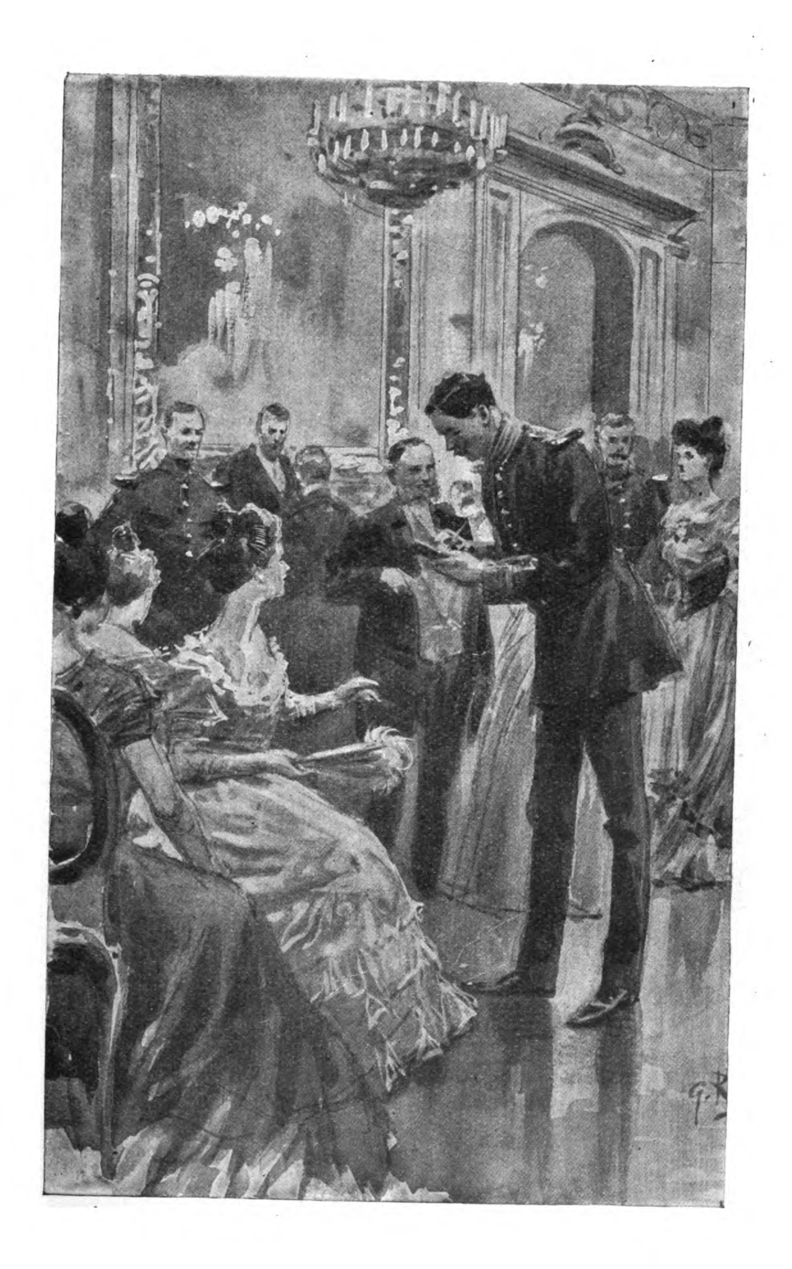
Der kleine Kaufmann rieb verlegen seine Hände.

„Ich habe da doch nur die Kundschaft gemeint, gnädige Frau Oberstleutnant . . . Und meine Tochter wollte so gern . . . und ich hatte nur noch eine Robe . . . Und meine Tochter kann ja doch gar nicht in Frage kommen neben dem gnädigen Fräulein Ida."

„Schon gut — schon gut," nickte Frau von Pirkhemmer gnädig, doch ihre Miene war bittersüß, denn Meas Toilette stellte allerdings die andere weit in den Schatten.

„Aber für die Zukunft halten Sie Ihr Versprechen lieber ohne alles Deuteln."

Wallis verbeugte sich devot. Mit sprühenden Augen sah Mea zu Rochus empor, denn beiden war kein Wort der Unterhaltung entgangen. Er verstand den Ausdruck der



dunklen Augen und errötete. — Dann wandte sich die Frau Oberstleutnant an ihn.

„Da sind Sie ja auch, Herr Leutnant! Haben Sie schon meinen Mann und meine Töchter begrüßt? Nein? Da können Sie gleich mitkommen.“

Er verbeugte sich tadellos und folgte der junonischen Vorgesetzten, während Mea ihren Vater krampfhaft am Arme packte.

„Papa! — Daß du dir das gefallen läßt! — Diese Behandlung ist ja empörend.“

Der Alte sah sein erregtes kleines Mädchen erstaunt an.

„Was denn? Wieso denn? — Die Frau von Pirkhemmer ist eine nette Dame, wenn auch ein bißchen resolut. Eigentlich hatte sie ja recht, aber ich werde doch nicht deshalb meine Ware schimmeln lassen.“

„Du begreifst also gar nicht, Papa, daß sie dich behandelt hat, wie ihren Schuhputzer! Beleidigend!“

— „Ach, warum nicht gar.“ — Er war ordentlich gekränkt. „Was dir nicht einfällt, Mea! Außer mit mir, hat sie überhaupt mit niemand gesprochen, nur gegrüßt — was soll denn da beleidigend sein!“

In hoffnungslosem Ergeben, senkte Mea den Kopf. Da war wieder eine Schranke zwischen ihrem Fühlen und dem Empfinden der Eltern! Es nutzte nichts, sie niederreißen zu wollen! — Aber daß Rochus das mit angehört! — Gerade er! — Was mochte er empfunden haben? War sie nicht in seinen Augen mit herabgesetzt? — Der Ball war ihr verleidet, noch ehe er begonnen, am liebsten wäre sie schon jetzt nach Hause gegangen, und ihre dunklen Augen glänzten feucht. —

Da kam Malve am Arm ihres Bräutigams, hinter ihnen der immer noch recht elegante, wohlkonservierte Oberst mit seinem Sohn. Die Musik begann, Tanzweisen durchwogten den Saal, die Paare fanden sich, ein Wehen von Lust lief durch den Saal, und auch Mea vergaß ihren Kummer.

Malve war schön in ihrem einfachen aber eleganten Ballkleid. Kein junges, anmutiges Mädchen — eine selbstbewußte, sieghafte Königin vielmehr, aber Georg war so berauscht von ihr, daß er kaum noch das Bewußtsein der Gegenwart anderer hatte. Leise flüsterte er ihr das zu; ein wenig neigte sie den Kopf, und mit den blaßroten, leicht geöffneten Lippen lächelte sie.

Rochus tanzte viel mit Mea Wallis und wich auch in den Tanzpausen wenig von ihrer Seite. Mit ihr konnte er sich unterhalten, ohne um Worte verlegen zu sein, was ihm bei den anderen Damen recht häufig passierte. Sie hatten auch so tausend Anknüpfungspunkte durch ihre heimliche Korrespondenz, die sie einander näher gebracht hatte, als sonst vielleicht jahrelanger Verkehr. Sie sprachen von ihrer gegenseitigen Lebensauffassung, die etwas außerhalb der gewöhnlichen Wallhofner Grenzen lag, und amüsierten sich trotzdem wie die andere Jugend.

Der alte Wallis hatte sich längst in das Bierstübchen der reifen Herren zurückgezogen, Mama Wallis störte in ihrer breiten, kurzsichtigen Gemütlichkeit weder ihre Tochter noch sonst jemand, aber andere Augen im Saal folgten dem jungen Paar mit erstaunten, mißbilligenden oder neidischen Blicken. Gerade weil Rochus sich immer den Damen gegenüber so sehr zurückgehalten hatte, machte sein plötzliches Heraustreten solch Aufsehen.

Auch Malve schürzte bald höhnisch die Lippen und sagte zu ihrem Bräutigam:

„Was fällt denn Platen heut abend ein? Er macht die Wallis ja beinahe unmöglich!“

„Unmöglich? — Ja, warum denn?“

„Wenn ein Offizier einem Bürgermädchen in dieser Weise den Hof macht, macht er sie in ihren Kreisen unmöglich,“ beharrte sie gereizt.

„Ich sehe nur, daß er mit ihr tanzt. Benno sitzt mit Käthe Schönemann ebenfalls in der Fensterecke und plaudert.“

„Benno! — Das ist doch ganz etwas anderes.“

„Warum denn, Malve?“

„Weil die kleine Schönemann nie verlangen wird, daß er seine Liebenswürdigkeit über den heutigen Abend ausdehnt.“

„Und wenn er es doch täte?“

„So sind das seine Angelegenheiten, die mich nichts angehen,“ sagte sie mit hochmütigem Kopfaufwerfen.

„Das ist bei Rochus doch erst recht der Fall.“

„Ach er! — Er kann meinetwegen tun was er will. Aber gerade diese Mea so zu bevorzugen! — Das eingebildete Ding glaubt so schon wunder was sie ist, weil es heißt, ihr Vater sei reich.“

„Soviel ich weiß, ist sie hochgebildet, hat weite Reisen gemacht — eigentlich wundre ich mich, daß man sie hier so isoliert läßt.“

Sie sah ihn mit maßlosem Staunen an.

„Ihr Vater ist Schnittwarenhändler, ein Mann, der sich von seinen Kunden Pfennige abhandeln läßt, wenn er hinter dem Ladentisch seine Preise macht. Was geht uns die Tochter an.“

Hersbach schwieg.

„Findest du sie etwa hübsch?“ fragte Malve nach einer Pause, in der ihre Augen dem besprochenen Paar gefolgt waren. „Sie ist klein und fett, mit den funkelnden Augen und herausfordernd roten Lippen geradezu ordinär.“

„Sie ist weder klein noch fett, und was du ordinär nennst, finden die Männer pikant.“

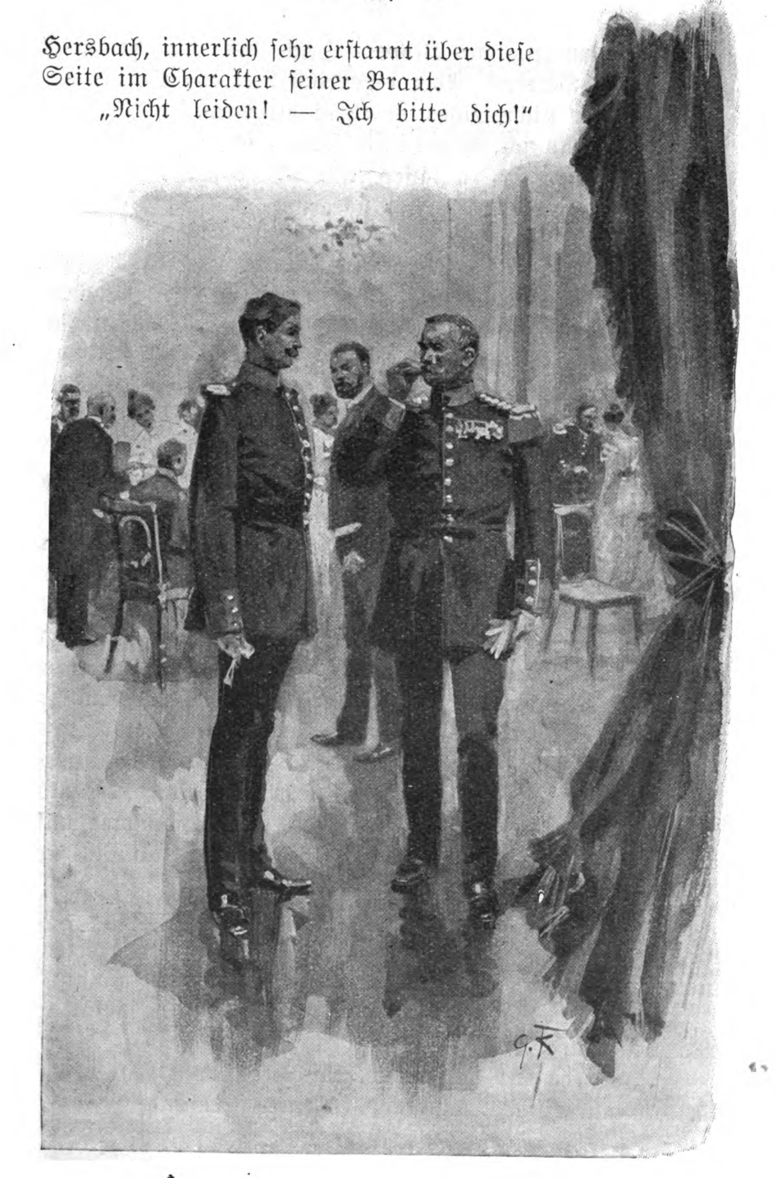
„Ja, es ist unglaublich! Auch Rotterdan bemüht sich um sie. Geradezu zum lachen.“

Langsam war ihr das Blut ins Gesicht gestiegen. Rochus — der ging sie ja gar nichts an, daß aber Rotterdan ihren Verlust so schnell verschmerzte, daß er ihr solche Nachfolgerin gab, das ärgerte sie heftig.

„Warum kannst du die Wallis nicht leiden?“ fragte

Hersbach, innerlich sehr erstaunt über diese Seite im Charakter seiner Braut.

„Nicht leiden! — Ich bitte dich!“



sie zog hochmütig die Lippe. „Ich bin nur erstaunt über unsere Herren! Aber eigentlich hast du recht — ich kann sie auch nicht leiden in ihrer albernen Eingebildetheit, und wenn ich Gelegenheit fände, ihr einen kleinen Dämpfer zukommen zu lassen, täte ich es nicht mehr wie gern."

„Malve!" sagte er ganz erschrocken. —

Auch Rotterdan hatte das angefeindete Paar ins Auge gefaßt und folgte ihnen mit seinen Blicken. Dann klemmte er das Monokel ein und bemerkte zu seinem zeitweiligen Intimus, dem Leutnant Müller:

„Wirklich ein pikanter Racker! Ganz anderes Temperament wie die Dux. — Rochus scheint sich ja eklig da anzulegen. Wollen ihm mal ein bißchen in die Suppe spucken."

Und nun ging er, etwas breitbeinig und steif, wie er es schön fand, auf die beiden zu und blieb auch an ihrer Seite. Mea sah ganz zornig aus, sie konnte Rotterdan mit seinen dreisten Blicken und derben Komplimenten nicht leiden; ihr Feingefühl sagte ihr, daß in seiner Art etwas lag, das sie herabwürdigte, daß er mit keiner seiner Damen jemals so zu verkehren sich erlauben würde, und sie wehrte sich ihrer Haut ganz energisch, während Rochus sich im stillen ärgerte. —

Zum Souper! — Es war das erstemal, daß ein Offizier sich während desselben einer der anwesenden Bürgerfamilien anschloß — und der alte Wallis erstarb deshalb in Untertänigkeiten, die bei Mea stets ein Aufstampfen mit dem Fuß zur Folge hatten. Ja, einmal flüsterte sie Rochus zu:

„Gehen Sie mit Papa nicht zu streng ins Gericht! Der arme, liebe Papa hat nur die Wallhofner Atmosphäre kennen gelernt, und die ist dem Selbstbewußtsein nicht günstig."

Nach dem Souper trat der Oberst einen Augenblick an Rochus heran.

„Ich sehe mit Vergnügen, daß die Herren heut besonders animiert sind," sagte er, den Bart streichend.

Und aus tiefstem Herzen antwortete Rochus: „Jawohl, Herr Oberst.“

„Deshalb möchte ich kameradschaftlich warnen, lieber Platen, hören Sie wohl, kameradschaftlich, damit die Sache nicht etwa ausartet.“

„Wollen der Herr Oberst schon gehen?“ fragte Rochus naiv, denn seine Augen verfolgten gerade Mea und Rotterdan.

„Nein, wir bleiben noch. „Ich möchte aber den Herren, und speziell Ihnen, ans Herz legen, auch in harmloser Cour-macherei nicht zu weit gehen. Denn an dem guten Einvernehmen mit der Bürgerschaft muß uns alles liegen.“

Er grüßte und ging. Rochus strich sich mit der Hand über die heiße Stirn und blieb ganz benommen stehen. Was hatte der Oberst gemeint? Ihm besonders galt dieser Appell; aber — was hatte er denn nur verbrochen?

Auf einmal fiel ihm Mea ein, und gleichzeitig sah er die nadelspitzen Blicke der anwesenden Damen, die sich auf ihn richteten und das höhnische Lächeln auf einigen Lippen. Großer Zorn wallte in ihm auf, ein Gefühl, als vergewaltige man den Menschen in ihm! Zum erstenmal, daß er die Fesseln fühlte, in denen er lebte. —

Was! — Nicht einmal so viel Selbstbestimmung besaß er, um dem Mädchen, das ihm gefiel, das auch zu zeigen, weil sie nicht aus seiner Kaste war?

Empörend! — — Jetzt begriff er Mea, und aus diesem Begreifen heraus wuchs sein Gefühl für sie mit Riesenschnelle. Finster starrte er in das Getriebe um sich her, alle Lust am Tanzen war ihm vergangen. Er sah nach Hersbach aus — der trat eben mit Malve zur Française an, und da fiel ihm ein, daß er ja auch dazu engagiert hatte — Mea! Endlich war er an ihrer Seite, gerade noch im letzten Moment. Sie sah sehr echauffiert und verstimmt aus.

„Wo blieben Sie nur, Herr Leutnant,“ sagte sie mit vertraulichem Aufblick, „Rotterdan hat mich gelangweilt —

— ich sage Ihnen, gräßlich! Ordentlich Sehnsucht hatte ich nach Ihnen."

Er drückte ihren Arm fest gegen seine Brust und sah sie an. Errötend verstummte sie.

Als vis-à-vis hatten sie Malve von Dux und Hersbach, der Zufall hatte es so gewollt, da ein Paar ausschied. Keines von ihnen war dem Zufall dankbar.

Malve sah mit bewunderungswürdiger Konsequenz über ihre Partnerin weg, und in der chaîne des dames ließ sie ihre Hand mit absichtlicher Auffälligkeit schlaff in den Falten ihres Kleides niederhängen, Mea mußte ihre ausgestreckten Finger leer zurückziehen. In ihre Augen schossen Tränen, und mit diesen feuchten, dunklen Sternen sah sie einen Augenblick zu Rochus auf. Die nächsten Paare hatten das deutlich gesehen, es war ein Schlag in das Gesicht, der das Mädchen empfindlich traf; auch Rochus empfand es so, er wurde ganz blaß.

Als die Française zu Ende, fanden sich die beiden Freunde wie auf geheime Verabredung. Beide drängte es dazu, sich auszusprechen. Rochus war der erste, der sprach, er war sehr erregt.

„Was hat deine Braut gegen meine Tänzerin? Zu einer öffentlichen Beleidigung muß doch eine Ursache vorliegen!"

„Frage mich nicht — ich weiß nichts. Kleinlicher Frauenkram, weiter nichts."

„Georg! Dann benimmt man sich nicht so so . . ."

„Sprich nicht weiter," sagte Hersbach mit bedeckter Stimme. „Ich weiß, was du sagen willst, aber ich möchte es nicht hören."

Rochus atmete ein paarmal tief auf.

„Müßte sie sich nicht entschuldigen, nach diesem öffentlichen Affront? Sag mal, meinst du nicht?" Er fragte es dringlich.

„Sie wird es nicht — nie! — Ihr Vater steht hinter



ihr — dessen Stellung; bedenke auch nur den Skandal! — Aber ich wollte dir's wenigstens sagen . . ."

„Danke!" —

„Und sei versichert, meine Meinung werde ich ihr nicht vorenthalten.“

Der andere sah ihn an. Hersbachs Stirn war gefurcht.

„Ich liebe sie!“ sagte er einfach auf diesen stummen Blick hin. „Nicht bis zur Selbstvernichtung, aber bis nahe an die Grenze.“

„Dann — sage lieber nichts!“

„Doch! So viel Mannes bin ich noch. Da soll mich selbst der Oberst nicht zurückhalten.“

Er drehte sich kurz um und ging wieder zu seiner Braut zurück.

„Was hattest du denn mit Platen?“ fragte Malve, sehr echauffiert, mit blitzenden Augen.

„Ich habe mich statt deiner entschuldigt.“

„Das hast du getan?“ Sie biß die Zähne aufeinander.

„Ja. Und es wäre vielleicht auch deinerseits nicht zu viel, wenn du wenigstens nachher einen freundlichen Gruß mit Fräulein Wallis austauschen würdest. Es macht zwar die Beleidigung nicht wieder gut, aber es wäre doch eine kleine Abschwächung.“

Sie sah ihn mit groß aufgerissenen Augen erdfahl, an.

„Was ist dir dieses Mädchen?“ fragte sie fast stammelnd.

„Das Mädchen gar nichts. Aber Ungerechtigkeiten, Überhebungen, verabscheue ich.“

Sie sprachen sehr leise, Malves Antwort war nur ein Hauch.

„Das wagst du mir zu sagen?“

„Ja! Weil ich — trotz meiner Erfahrung eben — an dich g l a u b e, Malve.“

Sie fing an zu zittern. Seine Augen sprachen noch mehr wie seine Worte. — — Nein — was sie in diesem Augenblick auf den Lippen hatte, ein Trennungswort — sie konnte es nicht sprechen, auch sie liebte ihn ja.

„Du tust mir weh!“ stammelte sie. — „Aber nie —nie könnte ich — ein Unrecht eingestehen, das merke dir.“

„F ü h l s t du es wenigstens, Malve?“

„Nein, ich fühle nichts!“ Die Weichheit war vorüber, ihre Augen funkelten wieder. „Ich tat was ich mußte. Die da — euer gemeinsamer Schützling — sie gibt sich Rendez-vous mit Platen, die Oberstleutnant hat es mir erzählt. — Mit solchem Mädchen habe ich nichts gemein.“

„Ist das ganz sicher?“

„Der Schein ist wenigstens da.“ — Und sprühend vor Zorn setzte sie hinzu: „Langweile mich nicht länger mit der Wallis — ich will nichts mehr hören.“

Er trat einen Schritt zurück, sein Gesicht war ernst, blaß und kalt.

Ein paar Augenblicke später brach der Oberst mit Tochter und Bräutigam auf. Malve hatte unerträgliches Kopfweh bekommen. Man sah es ihr auch an, und sie wurde von allen Seiten bedauert.

Benno blieb, er amüsierte sich ja auch mit Käthchen Schönemann, die alle seine Witze belachte, und auch sonst nicht allzu spröde war, vorzüglich.

Arm in Arm schritt das Brautpaar durch den rieselnden Schnee nach Hause. Malve hatte den Kopf gesenkt und sprach kein Wort, nur der Oberst und Hersbach unterhielten sich.

„A propos,“ sagte Herr von Dux, — ich habe Platen schon selbst Andeutungen gemacht, es kann aber nicht schaden, wenn Sie, Hersbach, das noch etwas verstärken. Um Gottes willen hier kein Verplempern mit den Bürgermädels, das wäre mir höchst unangenehm. Und es schien mir, als hätte er recht den Kopf verloren. — Nur keinerlei Anstände, die uns in irgend welchen Konflikt bringen. — Aller Welt fiel es ja auf! Haben Sie denn das nicht beobachtet, Hersbach?“

„Eine Courmacherei, Herr Oberst, wie jede andere.“

„Papperlapapp!“ — Und nach einer Weile: „Dann darf er nicht so ins Zeug gehen. Will er das Mädchen heiraten — sie soll ja reich sein, dann ist es etwas anderes, dann mag er es mir aber mit den nötigen Kommentaren vorher sagen.“

„Warum Herr Oberst,“ fragte Hersbach nach einer Pause, „macht man gerade so viel Aufhebens von Fräulein Wallis? Benno tat doch dasselbe mit Fräulein Schönemann.“

„Fragen Sie doch nicht so naiv, Hersbach. Platen flirtet nicht wie ihr anderen, der geht ganz ernsthaft ins Zeug. Und dann ist die Wallis ein ganz verflucht pikanter, koketter kleiner Racker, die ihr Netzchen fein zu spinnen versteht. Na, will Platen ihretwegen den Abschied nehmen.... Hat er Ihnen etwas derartiges gesagt?“

„Kein Wort, Herr Oberst. Ich glaube es auch nicht. Für Rochus wäre das Geld eher ein Hinderungsgrund als ein Köder.“

„Ich schätze ihn sehr hoch — als Offizier wie als Mensch,“ sagte der Oberst nach einer Pause und schüttelte den Schnee vom umgehängten Mantel.

„Bitte, tun Sie, was Sie können, um ihn von unüberlegten Schritten abzuhalten.“

Vor dem Hause des Obersten, an das sie inzwischen gelangt waren, ging der Posten in regelmäßigem Taktschritt auf und ab. Es erinnerte Hersbach an jenen Abend, an dem er hier gestanden und auf ein Zeichen gewartet hatte, mit klopfendem Herzen und vom Glück umnebelten Sinnen. Heut hatte er seine Braut am Arm, aber ganz so glückstrunken war er in dieser Stunde wenigstens nicht. Wenn er auch deutlich wußte, daß er vieles hinnehmen würde von diesem schlanken, blonden, hochmütigen Mädchen, dem nun einmal sein Herz gehörte, wenn sich auch sein Fühlen und Denken in anderen Bahnen bewegte. Noch immer hielt Malve den Kopf gesenkt, auch in diesem Augenblick des

Scheidens; er sah nur das weiße, schattende Spitzentuch, das sie über den Kopf gezogen hatte. Kein Blick, kein Hände-



druck. — Es war das erstemal, daß sie gegenseitig in Zorn geraten waren, und so sollten sie scheiden?

Er zog ihre kalte, schmale Hand an seine Lippen und küßte sie zärtlich. In dem Kuß lag viel, aber trotzdem fühlte

er keinen Gegendruck. Wie leicht wäre so ein stillschweigendes gegenseitiges Verzeihen gewesen, da die Gegenwart des Vaters doch jedes Wort ausschloß; wie leicht und sanft! Aber Malve tat nichts von alledem. Zum zweitemal zog er ihre Hand an seinen Mund, der Kuß brannte heißer, aber wieder zog sie sie kühl und ohne Bewegung aus der seinen.

„Gute Nacht, Hersbach,“ sagte der Oberst freundlich. „Meine kleine Maus scheint wirklich recht leidend. Na, du gehst gleich zu Bett, Kind, und Sie sehen sich wohl morgen nach ihr um. Aber nicht vor Mittag, wenn ich bitten darf. Ausschlafen ist das beste Heilmittel.“ — Herr von Dux war beruhigt, das er allmählich sein Mißtrauen gegen den unerwünschten Schwiegersohn schwinden fühlte. Hersbach war immer gleich formvoll und liebenswürdig, nie überschritt er die Grenzlinie, die zwischen den beiden Männern doch vorhanden war, auch nur mit einem Blick, trotzdem er nicht im mindesten ein besonders geehrtes oder gar unterwürfiges Wesen den neuen Verhältnissen gegenüber zeigte. Im stillen zollte ihm Dux alle Achtung, denn er wußte, daß er ihm anfangs seine Stellung eher erschwert als erleichtert hatte. Augenscheinlich hatte er zu schwarz gesehen, als er in Hersbach weiß Gott was alles witterte. Desto besser! Seine Malve war ja auch glücklich. —

Die glückliche Malve lag inzwischen in ihrem Zimmer und schluchzte mit zügelloser Gewalt. Sie war voll von rasendem Zorn und fühlte sich doch zu gleicher Zeit ihrem Bräutigam gegenüber gedemütigt. Warum? — Sie grübelte darüber nach, die Finger im Haar vergraben. — Weil sie einer Abneigung laut und ungeniert Ausdruck gegeben, die sie nun einmal fühlte, gegen die sie nichts konnte, die schon aus ihren Kindheitstagen herstammte! — Mußte Georg — der zu ihr gehörte — dem nicht zuerst Rechnung tragen? Was ging ihn Mea an? Was sie der dumme Rochus! — Darum handelte es sich auch gar nicht, sondern daß ihr Bräutigam, ihr Georg es gewagt hatte, irgend

etwas an ihr zu tadeln. Ihrem Vater hätte sie es nicht weiter übelgenommen, aber diesem . . . dem kleinen, unbedeutenden Leutnant — so hatte ja wohl Irma geschrieben damals. — All ihr Hochmut war in Aufruhr, und mit Tränen in den Augen schlief sie endlich ein. —

Aber auch Hersbach war verstimmt, als er nun einsam den Weg zurück ging, den er soeben gekommen. Malves Benehmen wollte ihm nicht aus dem Sinn. Wo er immer nur Sonne gesehen, entdeckte er auf einmal drohende Schatten, die ihm Stürme verhießen; denn wozu der Bräutigam schwieg, der Ehemann würde es nicht dulden. — Auf einmal überfiel ihn heiße Sehnsucht nach Rochus, seinem alten, erprobten, in letzter Zeit so vernachlässigten Freunde.

Sollte er zurück in den Leuchtkäfer gehen? Unten im Bierstübchen saßen sie immer noch lange, wenn auch die Philister längst den Heimweg eingeschlagen hatten, oft bis an den hellen Morgen.

Aber den anderen zu begegnen, dazu hatte er schließlich keine Lust, und Rochus war gewiß noch oben im Saal bei Mea Wallis. Wozu sollte er ihm den Abend verderben, er war ja heute so selig gewesen. — Er dachte nach über die Aufregung seiner Braut, des Obersten, der Kameraden, wegen Rochus' Verhalten dem jungen Mädchen gegenüber. Die ganze Sache kam ihm so kleinlich vor, wie ein Sturm im Wasserglase. Der Hauptgrund konnte doch nur sein, daß Mea reich war, und daß man sie aus diesem Grunde mit so besonders geschärfter Aufmerksamkeit verfolgte. — Nein, es war am besten, er ging gleich nach Hause, in Stimmung war er so wie so nicht, und aus dem Leuchtkäfer kamen die Ballgäste erst sehr spärlich; das Vergnügen war also noch in vollem Gange. — — Die Familie Wallis brach eben auf. Der alte Herr lehnte wortreich und höflich, aber energisch das Anerbieten von Rochus ab, die Herrschaften nach Hause zu begleiten. Er hatte es plötzlich ungeheuer eilig und trippelte unruhig auf und ab, bis die Seinen endlich fertig

waren. Wahrscheinlich hatte man ihm zuletzt irgendwo auch noch ein paar Bemerkungen zu schlucken gegeben. Der Abschied zwischen Rochus und Mea war kurz, aber vielsagend. Ein Händedruck, ein Lächeln. Ein langer Blick. — Wie im Traum folgte Mea den Eltern.

„Aber er ist eigentlich gar nicht hübsch!" sagte sie einmal laut vor sich hin und erschrak dann heftig. Trotz der Worte hatte ihre Stimme so glückselig, so schmeichelnd und zärtlich geklungen, als spräche sie eine Hymne.

„Nein, hübsch war Platen freilich nicht; besonders nicht in diesem Augenblick, wo er erhitzt und ermüdet in das Bierstübchen trat, aber etwas Eigenes umgab ihn, was man nicht definieren, wohl aber empfinden konnte. Und dann war er ehrenfest und gut — herzensgut! Sein ganzes Wesen strahlte diese Güte aus. —

Sonst eigentlich in seinen Gewohnheiten ein Einsiedler, hatte er heut abend das Bedürfnis, noch ein paar Minuten in lustiger Gesellschaft zu sein, es war etwas in ihm, was ihn unruhig und erregt machte. Benno von Dux saß mit weit aufgerissenem Rock vor seinem Glase Bier und lachte.

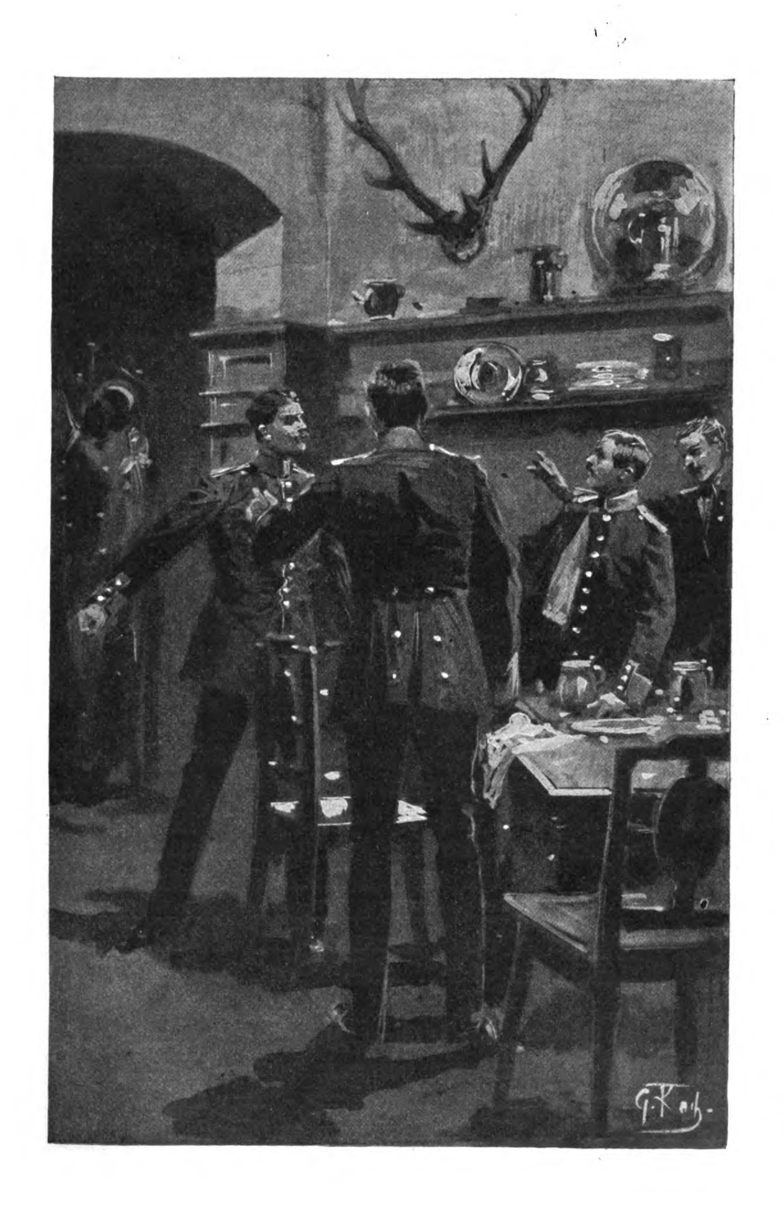
„Das muß ich sagen, die Bürgerbälle sind doch das Amüsanteste in Wallhofen! Die Mädels so gänschenhaft gläubig, was man ihnen auch sagt; niemals beleidigt, niemals bereit, Konsequenzen aus ein paar losen Worten zu ziehen, naiv dankbar für die paar Stunden, die man mit ihnen verbringt; das frischt ordentlich auf."

„Na hören Sie, Benno, Sie haben aber auch heut Ihren Tollen getrieben. Vor Ihnen war ja keine sicher," sagte Leutnant Müller etwas pikiert, weil er nicht recht auf die Kosten gekommen war.

„Ist auch mein gutes Recht. Ich kann doch nichts dafür, wenn sich Mädels die Köpfe verdrehen lassen. Wie viele werden heut nacht von uns träumen." Er lachte ausgelassen. „Prost! Auf diese Träume."



„He Benno!" rief Rotterdan, „mir wäre es nur um


G. Koch

einen Traum zu tun, um den der schwarzäugigen Mea! — Das Mädel hat Rasse sage ich euch, da lohnt es wahrhaftig mal sein Glück zu versuchen.“

„Na, wenn Sie nur reussieren,“ lachte Leutnant Preetz. „Ich glaube es nicht.“

„Was? Nicht? Da hört doch alles auf! Nun, ich werde es euch beweisen, ihr Klugredner! Das wäre noch schöner — hm — so ein kleines Bürgermädel nicht 'rumzukriegen! — Der Alte stört doch nicht — der macht ja immer seinen ergebenen Kratzfuß. — Ne dolle Sorte von Menschen — nicht?“

Rochus hatte sich erblaßt aufgerichtet, niemand hatte seinen Eintritt vorhin beachtet, jetzt sahen ihn alle an.

„Rotterdan — so spricht man nicht von Leuten, mit denen man noch eben verkehrt hat,“ sagte er ruhig.

„Verkehrt hat?“ äffte Rotterdan, der schwer bezecht war. „Ich verkehre mit solcher Sorte Menschen überhaupt nicht, ich erinnere mich nur manchmal ihrer Existenz, besonders wenn sie hübsche Töchter haben.“

Rochus tat einen Schritt auf ihn zu, seine Augen begannen zu funkeln — im Umsehen aber warfen sich zwei, drei Kameraden dazwischen.

„Ich bitte Sie um Gottes willen, Platen, er ist ja betrunken, sehen Sie das denn nicht,“ sagte der kleine Müller unruhig. „Morgen weiß er doch nichts mehr davon.“

„Nur keine Stänkereien!“ rief auch Benno von Dux aufspringend, „das wäre ein häßlicher Abschluß, und mein Vater außerordentlich ärgerlich darüber. — Gehen wir nach Hause. Mooorgen, meine Herren!“

Er langte nach Säbel und Paletot, die anderen folgten ihm.

Auch Rochus ging. Ganz allein. Er ermahnte sich zur Ruhe. Die Kameraden hatten ja recht — Rotterdan war betrunken, seine Worte galten wenig. Aber was er sagte, dachten viele, die Bürgermädchen kamen für sie nur in Betracht zum Genuß einer flüchtigen Stunde.

Und Mea war auch ein Bürgermädchen, jagdbares Wild

für jeden .... Er erschrak plötzlich heftig. Ja, wollte er denn mehr von ihr? Konnte er mehr wollen?

Sein Herz zog sich zusammen. — So war also kein Unterschied zwischen ihm und den anderen. — — Ein paar Schritte tat er, ganz niedergeschmettert, aber dann richtete er sich wieder auf. Ein Unterschied war doch, und Mea fühlte ihn. Er sah in ihr nicht nur das Weib, das Geschlecht, sondern was sie wirklich war, die geistige Gefährtin des Mannes, die hochgebildete, denkende und trotzdem warm fühlende Frau, die nur ein unglückliches Schicksal an einen falschen Platz verschlagen hatte.

Wäre sie nicht Mea Wallis aus Wallhofen, — sie alle wären ja zu gering für sie, um keinen würde sie sich kümmern. So aber zwangen die Verhältnisse sie dazu, sich genügen zu lassen, sehr zu genügen! —

Nur an Rotterdan sollte sie nicht kommen, dafür wollte er schon sorgen! Und knirschend ballte er die Hand zur Faust.

---

## IV.

Ängstlicher als bisher vermied Rochus seit jenem Ballabend ein persönliches Zusammentreffen mit Mea, so sehr ihn auch oft die Sehnsucht danach packte. Aber er kannte Wallhofen, er wußte, daß neugierige Augen ihm spähend folgten, wo immer er sich zeigte, daß alle Welt nur auf die kleinste Veranlassung wartete, um ihn und Mea zu kritisieren, und dies Vergnügen wollte er ihnen nicht machen.

Ihm! — Nun, ihm konnte es ziemlich gleichgültig sein; aber — das Mädchen! — Das sollte nicht durch ihn leiden. —

Er wurde ganz melancholisch, wenn er darüber nachdaß die edelsten und ganz harmlosen Freuden ihm so vergällt wurden, weil es den lieben Nächsten gefiel, ihre Schlüsse daraus zu ziehen und ihren bösen Zungen keinen Zwang anzutun.

Was konnte es Harmloseres geben, als ein öffentliches

Begegnen auf der Straße, vor aller Augen, ein paar Plauderminuten mit dem Mädchen, das ihm nun einmal gefiel, das seinem suchenden, sehnenden Herzen teuer war... Aber nein — der Herr Oberst hatte gesprochen, die Offiziersdamen ihn aufgezogen, überall fühlte er die hemmende Kette. — Es durfte nicht sein!

Freilich hatte er seine Korrespondenz, die jetzt nicht mehr postlagernd geführt wurde, aber er war sich der Gefahr eines solchen Bindemittels wohl bewußt, und merkte ganz genau, wie ihn dies ungestörte, rückhaltslose Aussprechen immer fester an das Mädchen band.

Er konnte stundenlang über ihren Briefen sitzen und grübeln.

Die leise Rüge des Obersten auf dem Balle hatte ihn innerlich sehr verstimmt. Er fand, daß dadurch die Grenze des Notwendigen überschritten war, Hersbachs Verhalten ließ ihn aber auch da von allem Aussprechen absehen, und so bohrte er sich immer tiefer in seine Unzufriedenheit und seine Liebe ein.

Eines Tages erhielt er von Mea nur wenige flüchtige Zeilen, offenbar in höchster Erregung hingeworfen.

„Ich muß Sie sprechen. Seien Sie heute abend um acht Uhr an der Stelle im Stadtpark, wo wir uns das erstemal begegneten.

Mea."

Er erschrak.

Irgend etwas mußte vorgefallen sein, daß das Mädchen zu diesem Schritt bewog, dessen Tragweite er sich wohl klar machte.

Sah man sie zu dieser Stunde, allein, an solchem Ort, so gab es keine Gnade mehr vor den Augen der Wallhofner Welt. Er hätte ihr das gern geschrieben und vorgestellt, allein die Zeit drängte, und schließlich wußte er ja auch nicht, was sie ihm mitteilen wollte, etwas Wichtiges mußte es doch jedenfalls sein.

Aber eins wenigstens wollte er für sie tun, die sich so vertrauensvoll in allen Nöten immer wieder zu ihm flüch-

tete, er wollte in voller Uniform zu diesem Rendezvous gehen; nicht heimlich und unerkannt hinschleichen wie irgend ein verliebter Seladon. Wurden sie von jemand gesehen — nun, in Gottesnamen, dann mußte er die Folgen mit ihr zusammen tragen, aber er hatte sie wenigstens nicht kompromittiert.

Schwül und unbehaglich war ihm zumut, als er den dunkeln, einsamen Stadtpark betrat. Mea kam ihm schon entgegen.

„Um Gott! Warum in Uniform?“ fragte sie überrascht.

„Ich glaubte Ihnen das schuldig zu sein.“

Sie sah ihn an und begriff. Tränen stiegen in ihre Augen.

„Warum sind nicht alle Menschen so wie Sie,“ sagte sie traurig. „Wie schön könnte es sich in der Welt leben lassen. — Wie schön!“

Er drückte warm ihre Hand.

„Man muß mit dem Unabänderlichen rechnen.“

„Aber warum? Warum?“ rief sie lebhaft, dann besann sie sich. „Ja, zu diesen philosophischen Betrachtungen habe ich Sie aber nicht hergebeten, das können Sie sich wohl denken,“ sagte sie seufzend.

„Ungefähr, ja.“ Er lächelte. Ihre Gegenwart hatte immer etwas unendlich Anregendes, Sonniges für ihn.

„Ich habe heute morgen einen Brief bekommen, einen ganz gemeinen, infamen, anonymen Brief, und mein Vater desgleichen,“ begann sie vor Zorn zitternd. „In diesem Brief stehen empörende Dinge — auch Drohungen — kurz, als ich Ihnen schrieb, war ich ganz außer mir.“

„Natürlich handelt es sich dabei um mich.“

„Um Sie — aber auch um Rotterdan. Ich wurde eben summarisch belastet.“

„Hat Rotterdan dazu irgendwelche Veranlassung gegeben?“

Mea schwieg einen Augenblick.

„Nein. — Er hat wohl versucht, mir Fensterparade zu

machen, auch einmal gewagt Blumen zu schicken, aber ich habe alles schroff abgewiesen. — Nein, Berechtigung zu einem solchen Briefe gab das nicht. — Man haßt mich hier."

„Das scheint wirklich so," gab er bitter zu.

„Ich will von hier fort!" brach sie plötzlich schluchzend aus. „Fort! Wohin ist gleichgültig. Nur nicht täglich sein Selbstbewußtsein zu Tode drücken lassen, nur sich nicht täglich vor Götzen beugen müssen, die man nicht anerkennt! — Ich sagte es Ihnen schon einmal, ich gehe hier zugrunde!"

Sie schluchzte heftig und deckte die Hand über die Augen.

Unglücklich, betreten, in tiefster Seele aufgerührt, stand Rochus daneben.

„Mea! Fräulein Mea! Und ich bin schuld daran."

„Sie? Nein! Haben Sie diese empörenden Schranken zwischen gebildeten Menschen gezogen? Sie doch nicht!"

„Wenn wir uns nie kennen gelernt hätten . . . ."

„Dann wäre auch der einzige Lichtblick nicht in mein Dasein hier gefallen — der es erhellt hat," fiel sie ihm schnell in die Rede. „Nein! Daß Sie hier sind, — so sind — ist ja das einzige, was mich noch aussöhnt."

Halb unbewußt, unter dem Zwange eines großen Gefühls faßte er nach ihrer Hand und hielt sie fest.

„Ich danke Ihnen für das Wort."

„Gott! Gott!" sagte sie und biß sich fast die Lippen wund. „Warum muß diese Welt so kleinlich sein! Sich in die eigensten Angelegenheiten eines jeden mischen! Wir stehen hier wie zwei Sünder, halb im Finstern, um nicht ertappt zu werden, und w a s tun wir eigentlich? Wir erkennen nur unsere gegenseitigen guten Eigenschaften an und freuen uns darüber. Wenn uns hier aber jemand träfe . . . ."

Er nickte, ließ aber ihre Hand nicht los und hielt seine Augen fest auf ihr Gesicht geheftet.

„Ja, die Angst wird man nicht los. Die jämmerliche, infame Angst vor unseren Nebenmenschen."

„M ü s s e n wir denn Angst haben?"

Sie sah ihn an, es war ein tiefer, rätselhafter Blick, beredter als Worte.

Vertieft in ihre Unterhaltung und bei den weichen, feuchten Wegen, hatten sie überhört, daß jemand den Stadtpark kreuzte; der Kommende ging langsam und ohne Geräusch. Plötzlich fiel der Schein der einsamen Laterne voll auf ihn, und alle drei starrten sich einen Augenblick überrascht in das Gesicht. Es war Rotterdan, der mit höflichem Gruß aber einem malitiösen Lächeln an ihnen vorüberging.

Meas Gesicht war blaß geworden, und Rochus fühlte ein Würgen in der Kehle, so daß ihm der Schweiß ausbrach.

„Da habe ich ja die Antwort auf meine Frage," sagte Mea endlich etwas undeutlich. „Ich denke wirklich — jetzt müssen wir uns fürchten."

Wieder sah sie ihn an, und wieder lag etwas Fragendes, Beredtes, Erwartendes in ihrem Blick. Er verstand es wohl.

„Fräulein Mea," er lockerte den Kragen ein wenig mit den Fingern und schritt in das Dunkel hinein, in das sie ihm anstandslos folgte. „Wäre ich ein unabhängiger Mann, ich wüßte jetzt wohl, was ich zu tun hätte. — Aber ich bin kein wohlhabender, nicht einmal ein freier Mann."

Sie sah zur Seite und sagte halblaut:

„Mein Vater ist ein reicher Mann — er kann sein Geschäft aufgeben und als Rentier leben — wenn er will."

In Rochus Gesicht war es heiß und rot geschossen; ein furchtbares Gefühl von Qual schnürte ihm die Brust zusammen. Er liebte das Mädchen, das wußte er genau, ein Stück seines Herzens, nein, sein ganzes Herz hing an ihr, und das Leben ohne sie würde für ihn von jetzt ab nur eine Qual sein, aber da war doch noch etwas in ihm — etwas Unbeschreibliches, was er nicht recht fassen konnte, und das hielt ihn zurück.

„Wenn er aber nicht will," fragte er langsam. „Wer bin ich ihm, daß ich Opfer von ihm verlangen könnte! Und Sie sagten selbst einmal, die alten Leute wären nicht imstande, solch' Opfer zu bringen."

Sie blieb stehen und sah zu ihm auf. Wieder lag mehr in ihren Augen wie in ihren Worten.

„Die Jugend muß dann opfern, wenn es das Alter nicht will. Wäre das so undenkbar?“

„Ja,“ sagte er zuerst stockend, dann immer lebhafter redend. „Ich fürchte es! — Daß ich Sie liebe, Mea, ist Ihnen ja kein Geheimnis, und auch Sie haben mich gern, ich weiß es. Aber Sie wissen auch, daß ich Sie nicht heiraten kann, ohne des Königs Rock auszuziehen. Die Anforderungen unseres Standes sind nun einmal so. Und dann habe ich nichts! Habe auch nichts gelernt als mein Waffenhandwerk, ohne das ich ein unbrauchbares Stück der Menschheit bin. Und ich liebe es außerdem! — Ich habe den Krieg mitgemacht; voll Stolz sehe ich darauf zurück, wenn auch im Frieden sich manches einfindet, was einem unangenehm ist, es bleibt doch derselbe Rock, den man damals getragen, in dem man etwas wert gewesen ist und wert bleibt. Mein Vater und Großvater trugen ihn schon, was sollte ich ohne ihn wohl machen. Ich glaube, er ist ein Stück von mir — mein besseres Stück!“

Sie krampfte die Hände ineinander und sah ihn mit hilflosen Augen an.

„Ein besseres Stück jedenfalls als ich — ich habe verstanden,“ sagte sie hochatmend. „Liebe und Tradition! Natürlich siegt da die letztere.“

„Nein, Mea.“ Er legte seine Hand behutsam auf ihre Schulter. „Liebe Mea, das dürfen Sie nicht sagen! Vielleicht entschiede ich anders, wenn ich auf einem anderen Gebiet irgend etwas leisten könnte, ein vollwertiger Mann bliebe — dann — zweifellos sogar! Aber unter den herrschenden Verhältnissen .... Der Mann meiner Frau könnte ich nimmermehr sein.“

Sie schluchzte laut auf und drehte sich um, ihre Selbstbeherrschung drohte sie zu verlassen.

„Leben Sie wohl!“ sagte sie erstickt.

„Noch nicht.“

„Ja doch! Ja!“ Sie stampfte heftig mit dem Fuß.

„Ich bin doch auch ein vollwertiger Mensch, und Sie haben mich zertreten wie ein Unkraut. — Leben Sie wohl, Leutnant Platen!“

Fort war sie, und Rochus stand allein im Stadtpark. Tief, tief traurig. Er hatte nur ausgesprochen, was er fühlte, was er sagen mußte, aber es kam ihm jetzt auf einmal so hart, so unerhört vor. Konnte ihm das Mädchen einen besseren Beweis ihrer Liebe geben, als daß sie ihm den Weg zeigte, auf dem alles zu ebnen war? Konnte er überhaupt einen anderen Weg gehen als diesen, wenn er ein ehrenhafter Mensch bleiben und gut machen wollte, daß er Mea in den Mund der Leute gebracht hatte?



Daß nur sie dieses Rendezvous heut abend veranlaßt hatte, daran dachte er gar nicht, hätte ihr auch nie daraus einen Vorwurf gemacht. Es schien ihm so natürlich, daß sie Teilnahme bei ihm — und nur bei ihm allein suchte.

Aber den ihm so teuren Rock ausziehen, untertauchen in der Großstadt in einer bescheidenen Zivilstellung, die vielleicht die Freigebigkeit des Schwiegervaters zu einer mehr oder minder glänzenden machte — nein — dagegen empörte sich sein Mannesgefühl.

Daß Offiziere bei der Heirat auf Vermögen sehen müssen, wenn sie selbst keins haben, das kannte er nicht anders, und das erschien ihm auch ganz natürlich. Denn der Mann gab dafür der Frau die Stellung, die in den Augen der Welt schwer wog. Die Heirat wurde dadurch zu einer Art Tausch, der beide Teile befriedigte. Aber das fiel ja hier weg, er hatte Mea dann nichts mehr zu bieten, als seine Person, und von der hatte er nun einmal keine so hohe Meinung.

Mit gesenktem Kopf schritt er über den Marktplatz seiner Wohnung zu, zusammengesunken unter dem alten Leid der Menschheit: Wollen und nicht Können, Müssen und nicht Wollen — ein ewiger Kreislauf von Entsagungen.

Hersbach kam gerade um die Straßenecke und sah seinen langen Freund so gedrückt vor sich hergehen, daß er mit ein paar schnellen Schritten ihn einholte.

„Guten Abend, Rochus! Bist du krank?"

„Nein, nicht im geringsten."

„Aber du siehst aus, als wäre dir etwas zugestoßen?"

Rochus fuhr mit der Hand über die Stirn.

„Ja, Georg. Ich weiß nämlich nicht mehr, ob ich ein anständiger Kerl oder nur ein großer Egoist bin!" —

Hersbach, an derartige Gewissensskrupel seines Freundes gewöhnt, faßte ihn unter den Arm.

„Na, schieß mal los, Alter!"

Und Rochus beichtete alles haarklein. Es war ihm eine Wohltat, sich auszusprechen; und er fühlte und wußte, Hersbach hatte einen sicheren wenn auch rücksichtslosen Blick für alles, was an ihn herantrat. Zum Schluß fragte er dann:

„Was würdest du an meiner Stelle tun, Georg?"

„Ja, wenn ich das Mädel lieb hätte, so recht von Herzen, dann zöge ich unbedingt den Rock aus, und wenn ich nachher hinter der Theke ihres Vaters stehen müßte. Alle unsere Anschauungen über diesen Punkt sind doch eigentlich nur Kleinkram, Rochus, der einem ehrlichen, tiefen Gefühl, das von Herzen kommt, nicht stand hält."

„Ich wußte es ja lange, daß du ein besserer Mensch bist als ich,“ sagte Platen seufzend und senkte den Kopf. „Aber ich glaube, ich könnte nie glücklich werden in anderen Verhältnissen, es liegt mir nun mal im Blut.“

„Bist du denn hier so wunschlos glücklich? — Ehrlich, Rochus.“

„Nein, auch nicht. Ich sehe und empfinde ja auch vieles, was mir nicht behagt. Aber es ist doch einmal der Stand, in dem ich Wurzel geschlagen, wie meine Voreltern, den ich achte und schätze wie keinen anderen, in dem allein ich nur atmen kann, wie ich fürchte.“

„Ich fühle ja im Grunde nicht anders wie du, und doch — und doch — die Individualität des einzelnen scheint mir manchmal zu sehr unterdrückt zum Wohle, oder zur höheren Ehre des Ganzen. Wenn ich so meinen zukünftigen Schwiegervater ansehe — ein tadelloser Kavalier — natürlich — aber die Schranken, in denen er lebt und sich bewegt, doch so eng — so eng! Überall Tradition und Pflicht und nochmals Tradition! Kein freier Gedanke, kein freies Wort. Mir wird manchmal schwül dabei!“

„Wie stehst du denn mit Benno?“

„Ein guter Kerl, dem unsere Gedanken so fern liegen wie etwa der Mond. Weder deine noch meine Zweifel werden den jemals anfechten! Er lebt darauf los, frisch und frei, ohne viele Bedenken — aber lustig und befriedigt. Mittelgut! Aber vielleicht hätten wir alle Ursache, solch' Mittelgut zu beneiden!“

„Ich doch gewiß nicht.“

„Du ebensogut, Rochus. Du hast viel zu viel Gemüt, um ungeschoren durch dies Dornenleben zu spazieren, es wird dir Wolle genug abknöpfen. Werde hart, Landgraf, werde hart! Und wenn es nun einmal nicht geht, daß du die Wallis nimmst, wenn sich dein Standesgefühl dagegen empört, dann laß sie reisen — — die Zeit heilt.“

„Wäre mein Standesbewußtsein nur stärker,“ seufzte Rochus

„Fatal ist es ja, daß euch Rotterdan gesehen hat. Der mit seiner Lästerzunge schont euch gewiß nicht."

„Ach — der!" wiederholte Rochus verächtlich, und das Blut stieg ihm in die Stirn. „Allzuviel Geschichten darf mir der nicht machen, sonst sage ich ihm ein Wörtchen unter vier Augen, das ihn verstummen läßt."

„Wieso? Hat er dir etwa dein Geld nicht wiedergegeben?"

„Natürlich nicht!"

„Und es sind schon vierzehn Tage über den Ersten — und er gab sein Ehrenwort!"

Hersbach war stehen geblieben, sein Gesicht sah finster aus. „Aber das ist ja eine Lumperei wie sie größer nicht gedacht werden kann. Der Kerl hat ja seinen Kragen damit verwirkt. Du mußt ihn dem Ehrenrat anzeigen, Rochus. Morgen — womöglich gleich."

„Nein, nein, Georg, das werde ich nicht tun. Es ist ja möglich, daß es eine Vergeßlichkeit ist, ich habe ihn ja auch noch nicht gemahnt, da ich das Geld nicht brauche und keinem Kameraden schaden will." Er sprach ruhig und beschwichtigend. „Beinahe tut es mir leid, daß ich es dir gesagt habe, aber es ist mir wie eine Beruhigung, daß ich ihm am Ende damit in bezug auf Mea den Mund stopfen kann."

„Ich ließe es nicht so hingehen," sagte Hersbach aufgeregt. „Donnerwetter nicht noch mal! Das ist doch das Tollste, was ein Offizier verbrechen kann, sein Ehrenwort nicht zu halten. Aber ich habe es immer gewußt, der Kerl ist ein Lump. Eine Schande, daß man den im Regiment hat!" —

„Höre," sagte Rochus lächelnd, „ich glaube, man merkt dir schon den Schwiegersohn des Obersten an. Aber nicht wahr, du sagst vorläufig kein Wort von dieser Affäre."

„Es wird mir schwer, das zu versprechen, denn ich halte es für eine Ehrenpflicht, derartiges nicht zu unterdrücken — daher kann ich auch nur sagen — vorläufig werde ich schweigen."

„Ich kann gar nicht davon loskommen, was du mir vorhin gesagt hast! Du wärest wirklich fähig, dich einer Frau wegen von deinem Stande, den du liebst, loszureißen?“

„Zweifellos — wenn ich sie liebte! Darüber müßte man sich natürlich zuerst klar sein.“

„Ich werde die ganze Nacht darüber nachdenken und mich prüfen — ernstlich! Morgen sprechen wir wohl weiter darüber.“

„Morgen ist ja Liebesmahl!“

„Gerade deshalb. Wir sitzen zusammen, und ich habe dich einmal wieder ein paar Stunden für mich allein. Ach, Georg, du fehlst mir doch sehr und überall.“

„Na also — auf morgen!“

Sie schüttelten sich die Hände und gingen auseinander. Hersbach empört von dem, was er über Rotterdan erfahren, Rochus in der gleichen unruhigen Stimmung, aus der er keinen Ausweg sah. — An sein Geld dachte er nicht. —

Rotterdan saß inzwischen mit einigen der Kameraden beim abendlichen Schoppen.

Er hatte soeben seine Begegnung mit dem Liebespaar im Stadtpark zum besten gegeben, reichlich mit Bemerkungen gewürzt, denen man den Ärger anhören konnte, daß nicht er der Bevorzugte gewesen, sondern Platen, den er gern über die Achsel ansah, da ihm dessen ruhiges, zurückhaltendes Wesen unsympathisch war. Leutnant Müller, der sich am Vormittag mit Rotterdan, seinem Intimus, etwas gezankt hatte, empfand diebische Freude, ihm das ein bißchen unter die Nase zu reiben.

„Ja,“ sagte er so obenhin, „das ist die alte Geschichte von den sauren Trauben, über die schon der Fuchs geschimpft hat! Das kennt man ja!“

Rotterdan streckte die Beine von sich.

„Müllerchen, Müllerchen!“ warnte er nachlässig. „Aber ich kann es mir ja denken, daß sich schließlich ein pauvres Leutnantsherz den Goldrollen des alten Wallis gegenüber auf die Dauer nicht spröde verhält. Platen ist doch ein

armer Deubel. Wenn nur nachher nicht der liebe Schwiegerpapa verlangt, daß das Schwiegersöhnchen in — wie sagt man doch juristisch — in idealer Konkurrenz — mit ihm den Wallhofner Damen Stoffe abmißt und sich ein paar liebenswürdige Redensarten dafür an den Kopf werfen läßt, während er seinen ergebenen Knix für die abgefallenen Prozentchen macht. — Wenn ich das erlebe, Kinder, ich ginge wahrhaftig selbst hin und kaufte ein paar Meter der schwersten Seide, die er besäße, um meinem Pinscher davon Taschentücher machen zu lassen. Ein ridikuler Gedanke!"

„Ich weiß nicht," sagte Leutnant Müller zu seinem Nachbar, „was er nur immer hat, sobald er auf Platen zu sprechen kommt. Er kann ihn nicht ausstehen."

„Was gehen uns überhaupt Platens Liebesgeschichten an, laßt doch jeden für sich selber sorgen," rief Preetz indigniert. „Ich kann dies Herumgezerre durchaus nicht leiden."

„Ich auch nicht," behauptete Müller.

„Ach, na Sie, seien Sie doch nur still, morgen sind Sie ja wieder Rotterdans Intimus, und der kann nun mal andere nicht ungeschoren lassen," fertigte ihn Preetz kurzerhand ab. Dann hob er sein Glas

„Prost, meine Herren."

Rotterdan kniff ein Auge zu und schielte zu Müller hinüber, aber noch erwies sich der Kleine störrisch.

---

## V.

Der nächste Morgen brachte Rochus zunächst einen großen Schrecken. Seine Mutter war schwer erkrankt, und die alte Dienerin, die nun schon an zwanzig Jahre in Frau Hauptmann Platens Diensten stand, schrieb ihm das in ihrer Sorge und Unbeholfenheit.

„Es geht ja nicht zum sterben, Herr Leutnant," schrieb sie ihm, „aber die arme, gnädige Frau muß so viel Schmerzen leiden und die Doktors verschreiben alles Mögliche zur Stärkung, und wir haben doch das Geld nicht dazu, und die

arme gnädige Frau zittert man immer, daß wir man nicht zu viel für ihr ausgeben. Und dann soll sie warme Bäder haben, und dies und das — aber das kostet alles so viel und dann habe ich gedacht, Sie sind doch sonst immer so ein guter Junge zu Ihrer Mutter gewesen, ob Sie uns nicht das Geld von der Lotterie zurückschicken wollten, zur Pflege von der gnädigen Frau, damit der dammlige Gelenkrheumatismus bald Reißaus nimmt, und wir alles für ihr tun können. . . .“

Rochus trat der Schweiß auf die Stirn. Die Angst um seine über alles geliebte Mutter folterte ihn und sofort siegelte er den letzten Hundertmarkschein ein und schickte ihn an die alte Auguste mit der Verheißung, daß mehr folgen werde, daß aber auch ja nach besten Kräften für die Kranke gesorgt würde. Dann erst fühlte er sich etwas beruhigt.

Hundert Mark waren zwar damals gleich an seinem Geburtstage mit Einschluß einiger Kasinoschulden draufgegangen, hundert hatte er seitdem verbraucht, und all der Neuanschaffungen schämte er sich jetzt, aber Rotterdan mußte ihm die geliehenen zweihundert noch heute, oder doch in vierundzwanzig Stunden wiedergeben; jetzt kannte er keine Schonung des Kameraden mehr, wo es sich um das Krankenlager seiner Mutter handelte.

Gleich machte er sich auf, um Rotterdan in seiner Wohnung aufzusuchen, je eher ihm dieser Druck vom Herzen kam, desto besser. Aber obgleich er seiner Meinung nach den Offizier breit im Fenster liegen sah, als er um die Ecke bog, freilich nur einen Moment, behauptete der Bursche doch, daß sein Leutnant bereits im Dienst sei. Rochus fiel die frühe Stunde auf, aber schließlich stand Rotterdan bei einer anderen Kompanie, er hatte keine begründete Ursache, an der Wahrheit des Gesagten zu zweifeln, um so weniger, als ihm in seiner Erregung leicht auch ein Irrtum passiert sein konnte.

Er trug dem Burschen auf, seinem Herrn zu sagen, daß er um zwölf Uhr wiederkommen würde und ging schweren Herzens nach dem Kasernenhof.

Aber auch um zwölf fand er den Kameraden nicht. Der

Bursche berichtete, daß er noch gar nicht nach Hause gekommen sei. An sich keine befremdliche Tatsache, denn Rotterdan war das größte Kneip- und Bummelgenie der Garnison; aber diese Fehlschläge regten Rochus auf und machten ihn nervös. Am liebsten hätte er ihn gesucht und bei den beschränkten Daseinsbedingungen in Wallhofen auch wohl gefunden, aber es widerstrebte ihm, Rotterdan vor den Kameraden zu mahnen. Auch sagte er sich schließlich, daß die Sendung an seine Mutter innerhalb vierundzwanzig Stunden noch nicht zu spät kommen würde. So ermahnte er sich selbst zur Ruhe, denn beim Liebesmahl sah er ja Rotterdan gewiß.

Dennoch hielt er es nicht aus, ihm war immer, als wäre Eile nötig, und so setzte er sich hin und schrieb auf einer Visitenkarte ein paar Zeilen, in denen er ihn um Rückgabe der geborgten zweihundert Mark in längstens vierundzwanzig Stunden bat, da er derselben wegen Krankheit seiner Mutter sehr dringend bedürfe. Alle sonstigen Bemerkungen ließ er feinfühlig beiseite. Diesen Brief schickte er mit seinem Burschen in Rotterdans Wohnung und war nun ziemlich beruhigt. —

Die Räume des Kasinos füllten sich allmählich. Man wußte, daß der Oberst, auf die Sekunde pünktlich, es gern sah, als Letzter zu erscheinen, um dadurch gewissermaßen dem Ganzen das Siegel aufzudrücken. Er war dann sehr liebenswürdig, leutselig und kameradschaftlich, ohne daß doch je in seiner Gegenwart ein zu lautes Wort gefallen, irgend eine Ungehörigkeit passiert wäre, über die er hätte hinwegsehen müssen. Ein leises Souveränitätsgefühl verließ ihn nie und wirkte auch dementsprechend auf die anderen zurück. Vielleicht liebte gerade darum Herr von Dux diese Liebesmahle und fehlte niemals bei ihnen. Hersbach und Platen saßen, wie verabredet, nebeneinander. Sie standen hinter ihren Stühlen, und Georg hörte mit inniger Teilnahme, was ihm Rochus berichtete.

Rotterdan fehlte noch, wie ein Rundblick sie überzeugte, er kam erst direkt hinter dem Obersten in den Saal und blieb



auch hinter ihm stehen, während sich all die anwesenden Herren vor dem Kommandeur verneigten, dann ging er eilig auf seinen Stuhl zwischen Müller und Preetz zu und setzte sich, ohne mit einem Blick Rochus zu streifen, obwohl der nicht weit von ihm saß.

„Ich wette, Rotterdan hat keinen Groschen,“ sagte Hersbach, der das ganze Manöver beobachtet hatte. „Ein unglaublicher Kerl! Bei seiner hohen Zulage doch ewig in der Klemme. Aber natürlich — solch eine Spielratte! — Übrigens sieht er aus, als hätte er schon tüchtig vorgelegt. Diese roten Flecke im Gesicht sind so charakteristisch.“

„Das Geld muß ich haben — gleichviel wo er es hernimmt,“ sagte Rochus. „Meine Mutter soll zu dem ihrigen kommen, das versichere ich dich.“

„Aber selbstverständlich. Stelle ihn nachher nur ganz energisch. Er weiß ja auch, was auf dem Spiele steht, und daß er deinem Anstand allein die Möglichkeit verdankt, hier noch unter uns zu sitzen. Ich muß gestehen, mich reizt das ordentlich.“

„Wenn ich nur das Geld bekomme, liegt mir nichts weiter daran, ich werde ihn nicht unmöglich machen.“

„Er würde anders handeln im umgekehrten Fall.“

„Möglich. Aber das braucht mir keine Richtschnur zu sein.“

„Ich kann mir nicht helfen,“ beharrte Hersbach, „ich empfinde es wie eine persönliche Schmach, daß ich mit solch einem Mann denselben Rock tragen soll. Wenn mir mein Wort — mein Ehrenwort — nicht mehr heilig ist, was dann noch? Da gibt es doch keinerlei Entschuldigung — aber auch keinerlei.“

Rochus sah vor sich auf seinen Teller. Er empfand für seine Person genau wie sein Freund, eher wäre er gestorben, ehe er sich etwas Ähnliches auch nur hätte zuschulden kommen lassen. Aber die anderen — er richtete einmal die anderen nicht so streng wie sich selbst. Vielleicht hatten die doch Entschuldigungsgründe, wenn sie einer leichteren Lebensauffassung anhingen. Georg freilich ließ nichts gelten, und das war ja auch richtig so, denn wer selber tadellos in allem ist, hat das Recht, die höchsten Anforderungen an seine Nebenmenschen zu stellen.

„Du sprichst doch noch heute abend — hier mit Rotter-

dan," sagte Hersbach nach einer Pause. „Ich rate es dir entschieden."

„Er ist augenscheinlich stark angetrunken," wandte Rochus zweifelnd ein.

„Ja, wann ist er das denn nicht? Übrigens wird er schon nüchtern werden, wenn du ihn stellst. Deine Mutter geht vor."

Rochus nickte und Hersbach fuhr fort:

„Tritt ihm nur ordentlich auf die Hühneraugen. Ich fürchte, er hat es so wie so reichlich um dich und die Wallis verdient, er ist ein Schandmaul."

„Weißt du irgend etwas?" fuhr Rochus auf. „Dann mußt du es mir ehrlich sagen."

„Ich w e i ß natürlich nichts, außer kleinen scherzhaften Bemerkungen Bennos; meine Braut spricht niemals über euch." —

Sie blickten auf Rotterdan hin, der nicht weit von ihnen an der anderen Seite des Tisches saß, den Rock geöffnet, das rotfleckige Gesicht mit dem brutalen Mund und den etwas abstehenden Ohren auf die Faust gestützt. Der Oberst und die Stabsoffiziere hatten sich bereits zurückgezogen, es herrschte schon ungebundene Heiterkeit. Der kleine Leutnant Müller, dem man es ansah, daß er wieder mit seinem Intimus versöhnt war, konnte sich gar nicht genug tun vor Lachen über die saftigen Bemerkungen, die Rotterdan mit weinseliger Stimme zum besten gab. Müller, in seiner kleinen Statur und seinem mehr wie einfachen Empfinden, sah zu diesem Menschen empor wie zu einem Helden, weil der eine absolut treffsichere Pistole führte, sich für die Wallhofner Verhältnisse mit großem Luxus umgab, und ein nicht umzubringendes Genie im Trinken und Spielen war.

Sehr gelohnt wurde ihm diese Freundschaft nicht, im Gegenteil, Rotterdan hänselte ihn meist gehörig, mißbrauchte ihn zu mancher unbequemen Gefälligkeit und fühlte sich nie veranlaßt, sich dankbarer zu erweisen, als gelegentlich durch eine Flasche französischen Sektes. —

In diesem Augenblick stand Rotterdan auf und ging

in das Nebenzimmer; seine Beine trugen ihn nicht mehr ganz sicher, das konnte jeder beobachten, aber außer Hersbach und Rochus kümmerte sich wohl keiner darum. Ein paar Sekunden später folgte ihm Platen ganz unauffällig. Er sah sich ein Weilchen allein und mußte die Rückkehr des anderen erst abwarten, dabei warf er einen Blick in das Eßzimmer zurück.

In dicken blaugrauen Wolken hing der Rauch an der niederen Decke, das Gaslicht brannte trübe. Die einfache Tafel darunter sah wüst aus, Servietten am Boden, Stühle in das Zimmer geschoben; die Kameraden hatten rote Gesichter und sehr laute Stimmen, sie lachten viel und überschrien einander. Zuweilen knallte ein Pfropfen.

Früher hatte ihm immer gerade dies Tohuwabohu das Herz erwärmt, er sah so viel heitere, harmlose Lebensfreudigkeit darin, den Schmuck eines pflichtgetreuen Daseins, das nur den einen Fehler hatte, sich am Alltag in etwas zu engem, stets gleichem Kreislauf abzuspielen und dadurch das freie Atmen zu behindern. — Des Dienstes ewig gleichgestellte Uhr — sie hatte ja etwas für sich, gewiß, sie war notwendig, aber schließlich doch ein harter Zwang für Leute, die das freiere Kriegsleben kennen gelernt hatten.

Heute gefiel ihm der Lärm da drinnen nicht! — Lag das an seiner Stimmung?

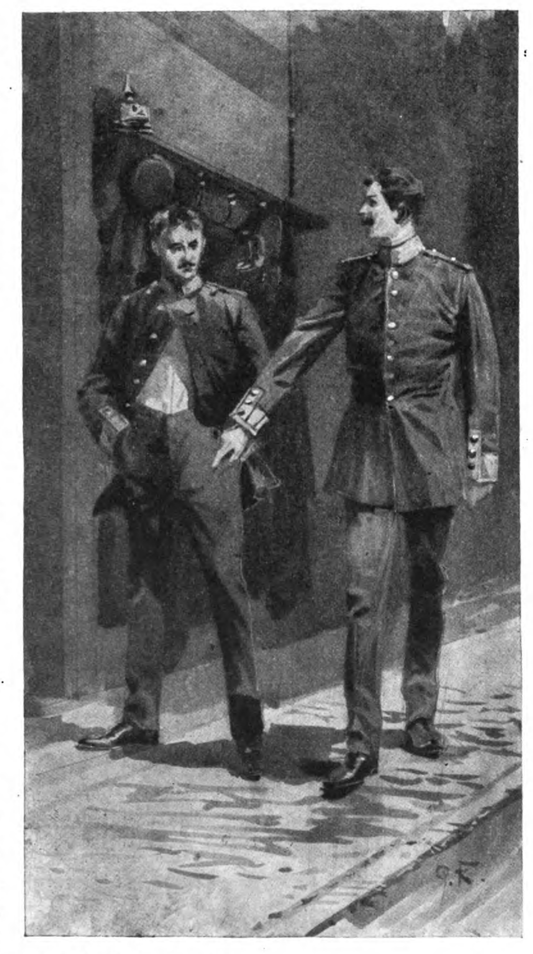
Möglich! — Wahrscheinlich sogar! — Aber er kam ihm so überflüssig vor! Wozu dies viele Getrinke — im Grunde zog es doch nur die Minderbemittelten in Schulden hinein, an denen sie, wenn auch vielleicht nicht zugrunde gingen, doch lange siechten. — Und es war so unnötig, so grenzenlos unnötig! Es gab Glücksregungen, die so unendlich viel zarter und feiner waren und gerade darum den Sinn des Menschen erhoben.

In diesem Augenblick trat Rotterdan wieder ein, er zuckte einen Augenblick, als er Platen da stehen sah; dann machte er Miene, an ihm vorüber zu gehen. Rochus vertrat ihm den Weg.

„Ich muß mich doch wundern, Rotterdan, daß Sie nicht

Gelegenheit nehmen, mündlich mit mir unsere Angelegenheit zu besprechen,“ sagte er in gehaltenem Ton.

Rotterdan blieb stehen, versenkte die Hände in die Hosentaschen und sah den Sprecher an. Sobald er betrunken war, hatte er eine unleidliche Manier an sich, auf die Menschen herab zu sehen.



„Ach Herrjeses — diese eklige Drängelei! — Sie werden Ihr Geld schon kriegen, Rochus!“ —

„Mit Versprechungen ist mir nicht gedient. Ich teilte Ihnen den Zweck, zu dem ich es brauche, mit — da gibt es kein Aufschieben.“

„Aber in drei Deibels Namen — mir wächst doch kein Kornfeld in der flachen Hand! Wenn ich es habe, sollen Sie es kriegen, auch ohne daß Sie mir auf die Hühneraugen treten.“

„Innerhalb vierundzwanzig Stunden. — Das ist der letzte Termin, den ich Ihnen bewilligen werde,“ sagte Rochus heftig, von der Art des anderen gereizt.

Hersbach, der die beiden nicht außer acht gelassen hatte, sah in Rochus Gesicht die Flammen aufschlagen, stand nun auf und trat sofort über die Schwelle.

„Und ich sage Ihnen, ich binde mich nicht. Kann es nicht! — Wenn ich das Geld habe, kriegen Sie's. Eher keinen Pfennig,“ sagte nun auch Rotterdan gereizt.

„Wo Sie es hernehmen — soll mir wohl ganz gleich sein! Ich habe es Ihnen geborgt, Sie haben den Termin der Rückgabe so wie so um vierzehn Tage überschritten, jetzt gibt es meinerseits kein Entgegenkommen mehr.“

Sie sahen sich beide an, in ihren Augen glimmte es von verhaltenem Haß und Zorn, unsichtbar stand Mea zwischen ihnen.

„Vielleicht bekommen Sie's noch heute abend — das ist ja schlimmer als beim Juden. — Unglück in der Liebe, Glück im Spiel, sagt man ja wohl!“

Rochus trat ihm ganz nahe, er war außer sich über den gehässigen Ton dieser Anspielung.

„Wissen Sie, daß Sie Ihr Ehrenwort gebrochen haben?“ zischte er halblaut. „Wissen Sie, daß Sie es nur meinem Schweigen danken, wenn Sie bleiben, was Sie sind?“

Rotterdan wurde mit einem Schlage nüchtern.

„Sie werden von mir hören,“ sagte er kalt mit einer kleinen Senkung des Kopfes und drehte sich um. Auge in Auge stand ihm Hersbach gegenüber, Verachtung in jedem Zuge seines Gesichtes.

„Ah! Belauscht! — Einen Zeugen unseres Gespräches! Sehr kavaliermäßig!“ sagte Rotterdan voll Hohn und ließ seine glimmenden Augen über Hersbach gleiten.

„Und ich finde es noch viel weniger eines Kavaliers angemessen, wenn er sein Wort bricht und anderen trotzdem zumutet, ihn für voll anzusehen. In meinen Augen sind Sie das von jetzt ab nicht mehr, Herr Rotterdan.“

Rotterdan schäumte; er machte eine Bewegung auf Hersbach zu und streckte die Arme aus, als wollte er ihn packen und schlagen.

In demselben Augenblick drängten einige Offiziere, denen die Sache im Nebenzimmer nicht mehr geheuer erschienen war, hinzu und trennten die Streitenden.

„Ich will Rechenschaft haben! Rechenschaft — Genugtuung!“ brüllte Rotterdan todbleich vor Wut und drängte wieder mit ausgestreckten Armen und geballten Fäusten vorwärts.

Da faßten Müller und Preetz ihn gleichzeitig unter die Arme und zogen ihn über die Schwelle.

„Wenn ihr nicht wollt, daß ich zum Mörder werde,“ sagte er plötzlich ganz ruhig, „so schafft mir morgen diese beiden Herren vor die Pistole. Es ist der einzige Dienst, den ich von euch verlange.“

„Erst müssen wir doch wohl dem Ehrenrat Mitteilung machen,“ hatte Müller schüchtern einzuwenden.

Rotterdan erhob sich wieder von dem Stuhl, auf den er sich gesetzt.

„Ich pfeife auf den Ehrenrat,“ sagte er gereizt. „Sollen Sie mich nachher meinetwegen einstecken — zwei — zehn — zwölf Jahre, das ist mir ganz gleichgültig . . . . . aber meine Ehre wasche i c h rein, ohne auf den Ehrenrat zu warten. Müller, Sie überbringen meine Forderung an Hersbach, Sie Preetz an Platen. In vierundzwanzig Stunden muß alles zu Ende sein.“

Er hatte schneidend, zerhackt gesprochen, seine Stimme war kaum kenntlich. Er allein unter all den ernst gewordenen Anwesenden wußte ja, was für ihn auf dem Spiele stand. Und er wollte seinen Platz behaupten! Er wollte! — Also zuvorkommen! Allem zuvorkommen, das war jetzt die einzig mögliche Taktik, um zu retten was zu retten war.

„Aber — der Ehrenrat! — — Sollten wir nicht erst — — Es ist doch Vorschrift, so . . . .“ wagte Müller, dem gar nicht wohl war, noch einmal zu erinnern.

Rotterdan sah ihn über die Achsel an.

„Wenn Sie sich vor den paar Monaten Festung mehr so fürchten .... dann übernimmt vielleicht ein anderer meine Forderung ...."

„Gott bewahre! Aber Gott bewahre," fiel ihm Müller aufgeregt in die Rede. „Ich meinte ja nur .... Selbstverständlich stelle ich mich Ihnen zur Verfügung ...." Seine Hände zitterten ihm aber und sein Kopf wirbelte, er war sich des Ernstes der Situation voll bewußt.

„Hersbach wird natürlich Benno zum Sekundanten haben," sagte er flüsternd zu Preetz.

„Wie ist es denn — wissen Sie nicht, ob es wegen des Mädels losging? Ich muß gestehen, ich bin sehr neugierig, aber keiner hat ja ein Sterbenswort vorher gehört."

Preetz zuckte die Achseln.

„Kaum anzunehmen, da er gegen zwei vorgeht. Das muß wohl tiefere Gründe haben."

„Aber doch sehr schneidig! Verflucht schneidig!" flüsterte Müller noch hastig mit einem bewundernden Blick auf Rotterdan, der jetzt ganz ruhig, nüchtern und kaltblütig erschien und auf die beiden Herren zukam.

„Meine Forderung lautet: Auf gezogene Pistolen, Kugelwechsel bis zur Kampfunfähigkeit. Schießen im Avancieren bei fünf Schritt Barriere. Ich, als Beleidigter, habe den ersten Schuß."

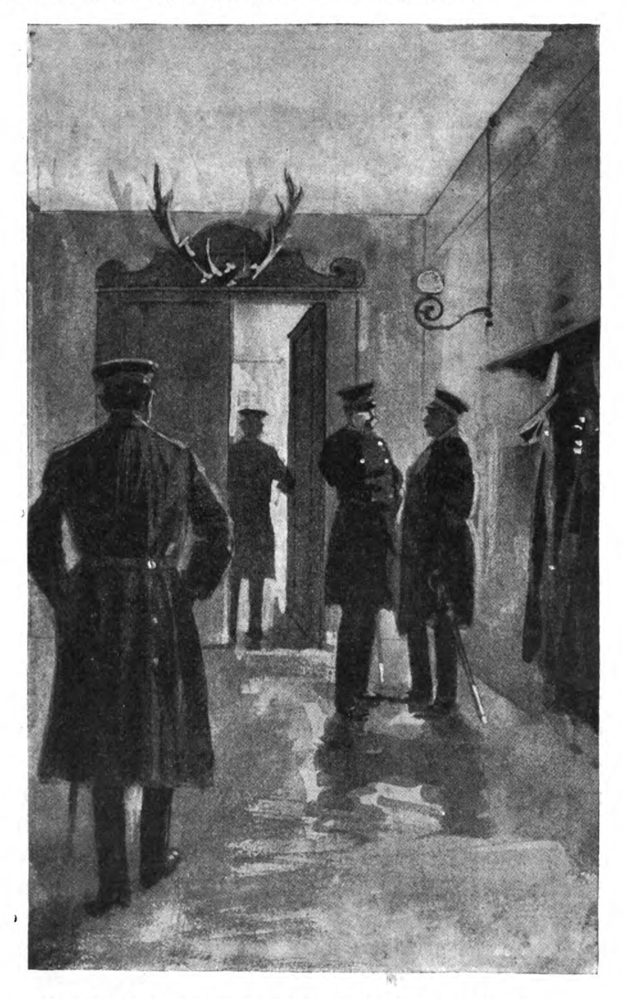
Todesschweigen ringsum.

„Das wäre so gut wie ein Todesurteil bei der Treffsicherheit Rotterdans," sagte Leutnant Oberndorf leise zu Preetz II. „Ich wußte es ja immer, daß der Kerl ein Rauhbein ist. Was für eine schwere Beleidigung mag denn um Gottes willen stattgefunden haben, wenn diese Forderung berechtigt ist!"

„Natürlich um die Wallis."

„Denken Sie, das glaube ich nicht, es muß noch mehr im Spiel sein. Na, jedenfalls stelle ich mich Platen zur Verfügung. Armer Kerl! Wenn wir ihn auch manchmal gehänselt haben seines weichen Gemüts wegen, ein anstän-

diger Mensch ist er doch, vom Kopf bis zum Fuß, und ich wette, er geht ohne zu zittern in den Tod."



„So schlimm wird es ja wohl nicht werden."

Oberndorf wiegte den Kopf.

„Wer kann das wissen! — Schade, daß gerade heute

abend Benno mit dem Alten nach Hause gehen mußte, er hätte vielleicht den Skandal unterdrücken können."

„Glaube ich nicht. — Das gärt schon lange. Aber daß auch Hersbach da mit hinein gekommen ist, nimmt mich wunder." —

Mit Mühe und Not hatte man Rotterdan bestimmt, die Sache bis morgen früh ruhen zu lassen, nicht noch in der Nacht die nötigen Schritte vorzunehmen. Er wollte anfangs nichts davon hören, erst die Erwägung, daß es voraussichtlich unliebsames Aufsehen machen würde, daß vielleicht der Oberst vor der Zeit etwas davon erfahren könne, ließen ihn endlich nachgeben; aber hartnäckig bestand er auf der Schwere der Forderung.

„Also gleich nach dem Dienst Rendezvous im Wäldchen hinter dem Scheibenstand," schärfte er seinen Sekundanten ein. „Erst Platen, dann Hersbach." Ein häßliches Zucken lief über sein Gesicht, seine Augen stierten auf die weiße Wand gegenüber, als sähen sie dort schon ein blutiges Schauspiel. Dann brach er auf.

Sehr still folgten ihm die kurz vorher noch so munteren Kameraden.

Hersbach und Platen waren sofort gegangen, gleich nach dem Skandal. Instinktiv hatten sie die Arme ineinander geschoben wie so oft in früheren Zeiten, und sie taten die ersten Schritte schweigend. Endlich sagte Rochus:

„Ich kann gar nicht darüber hinaus, daß du mit in die Angelegenheit verwickelt bist, Georg; dich geht das alles doch gar nichts an."

„Laß nur gut sein, wer dir zu nahe tritt, tritt mir zu nahe. So haben wir es doch immer gehalten, nicht? Aber das war es nicht allein; ich habe einen wahren Haß gegen diese Sorte von Menschen, die Rotterdan vertritt. Sie sind gefährlich, vergiften alles Junge, Unreife, das mit ihnen in Berührung kommt — und werden sogar noch bewundert. Ich mußte meinem Herzen einmal Luft machen."

„Aber hast du denn gar nicht an deine Braut gedacht?" wandte Rochus bekümmert ein.

„An Malve? — Nein, in dem Augenblick allerdings nicht. Da fühlte ich mich nur solidarisch mit dem Stande, dem ich angehöre.“

„Und jetzt?“

„Jetzt? .... Malve wird ja solche Vorkommnisse verstehen — ich denke, dagegen kann man nicht an.“

„Ich werde der erste sein, Georg — und Rotterdan wird schon seine Schuldigkeit tun, lieber Kerl, dessen bin ich sicher. Na, um mich ist es ja nicht gerade schade. Ich bin nicht viel nutz in der Welt! Und dann wäre auch das Dilemma zwischen Liebe und Tradition bestens gelöst. Meine Mutter, alt und krank wie sie ist, überlebt mich nicht lange, und Mea, nun, die würde mich vergessen.“

„Todesgedanken, alter Freund?“ sagte Hersbach und drückte den Arm seines Freundes fester. „Ich hoffe, es geht auch diesmal wie vor ein paar Jahren, als wir in die Schlacht gingen. Nachher immer noch heil und lustig.“

Rochus sagte ein Weilchen nichts, erst nach einer Pause: „Glaubst du, ich fürchte mich?“

„Nein!“ — Das Wort war kurz, klar, bestimmt. Rochus sah seinen Kameraden liebevoll an.

„Ich mache mir nur Vorwürfe, daß ich dir überhaupt von Rotterdan gesprochen. Du, mit deiner schroffen Unberechenbarkeit — ich hätte es mir ja denken können, daß dir das die Galle ins Blut trieb! Wußtest du nichts, konntest du dich ja nicht dafür aufwerfen, und daß er auch dich noch vor die Pistole kriegt — das ist der Kerl gar nicht wert, weißt du.“

Hersbach blieb plötzlich wie angewurzelt stehen, der Mond kam gerade über die Dächer der Häuser und schien voll in sein beredtes Gesicht.

„Du sprichst die Wahrheit, Rochus. Haben wir überhaupt noch die Möglichkeit, ihm Satisfaktion zu geben?“

Platen sah ihn verständnislos an.

„Wie meinst du das?“

„Ja, wollen wir uns denn mit ihm schießen? Willst du, Rochus?“

„Natürlich will ich!“ sagte er abweisend. „Jede Forderung, die er mir schickt, nehme ich anstandslos an. So will es doch der Ehrenkodex.“

„Aber hat der Ehrenkodex damit recht? — Ein gebrochenes Ehrenwort ist etwas Schimpfliches; wer das tut, ist kein Ehrenmann mehr. Stelle dich einmal auf den Standpunkt, die Geschichte wäre herausgekommen, ohne daß ein Duell zwischen uns schwebte. Man hätte Rotterdan einfach kassiert. Die Tatsache ist aber da — bleibt bestehen — also ist meine Kugel auch zu schade für solchen Lumpen.“

„Georg!“ rief Rochus, und es klang Widerspruch und Schreck in dem einen Wort.

„Je mehr ich darüber nachdenke, je mehr komme ich zu der Überzeugung, daß diese Auffassung die richtige — die einzige ist, die ich haben kann,“ fuhr Hersbach ruhig fort. „Ich werde zunächst dem Ehrenrat Mitteilung über die Angelegenheit machen, er soll entscheiden.“

„Nein, nein, um Gottes willen,“ wehrte Rochus erregt. „In welches Licht stellen wir uns da bei den Kameraden.“

„Das muß erst in zweiter Linie kommen! — Nicht die Auffassung der Kameraden allein kann den Ausschlag geben, noch wie ich anderen erscheine, sondern vor allem mein persönliches Empfinden kommt da in Frage, und das erkennt Rotterdan nicht mehr die Stellung zu, die uns veranlassen könnte, uns ihm zu stellen.“

„Mag das alles sein,“ widersprach Rochus. „Ja, magst du tausendmal recht haben, aber Tradition, Ehre, Pflicht verlangen es, daß wir uns zuerst schießen, dann erst kann das weitere folgen.“

„Das ist widersinnig! — Wenn also ein Mensch, der sich die Verachtung aller ehrenhaft denkender Männer zugezogen hat, mir in aller Eile noch die Knochen zerschießen will, bevor seine Handlungsweise ruchbar wird, da soll ich stillhalten? Ich denke nicht daran!“

„Aber Georg! — Bedenke, wenn du dagegen ankämpfst, fällt es auf dich zurück. So war es von altersher, so wird es ewig sein.“

„Da sei Gott vor!“ sagte Hersbach ernst. „Abgesehen davon, daß ich das Duell an sich für einen Wahnsinn halte, weil es ein Zufallsspiel ist, das selten den Richtigen trifft, gebe ich dir doch zu, daß es Situationen geben kann, vor denen man sich dahinein flüchtet wie in die letzte, einzige Rettung. Daran ist unsere Gesetzgebung schuld, und — wie du ganz richtig betonst — die Tradition. — Hier liegen die Dinge wesentlich anders. Mein Herausforderer hat sein Ehrenwort gebrochen, folglich rangiert er für mich nicht mehr unter den anständigen Menschen; er ist ein brillanter Schütze, weiß das, und wird sich keinen Augenblick besinnen, uns ins bessere Jenseits zu befördern, da für ihn alles auf dem Spiel steht. Schließlich hat er noch Ruhm davon. — Nein, Rochus, je mehr ich darüber nachdenke, je entschlossener werde ich, ich schieße mich nicht!“



Platen umklammerte krampfhaft den Arm seines Freundes.

„Das wirst du nicht! Das kannst du nicht, Georg! Denke an die Folgen!“ —

„Die werde ich tragen, ich fürchte sie nicht, mein Standpunkt ist der der gesunden Vernunft, der unantastbaren Ehre."

„Georg!" — Es war ein seltsam heiserer Flüsterlaut. Rochus Augen bohrten sich tief in diejenigen des anderen, es lag ein angstvoller Ausdruck darin, eine bange Frage; das helle, klare Mondlicht schien ihnen beiden aufdringlich in die erregten Gesichter — und plötzlich begriff Hersbach.

„Das denkst du, Rochus! Du!! Ja dann freilich," sagte er nach kurzer Pause — und es ging wie ein Zittern durch seine Stimme.

„Verzeih!" murmelte der andere und senkte den Kopf schuldbewußt.

„Nein! Feigheit ist es wahrhaftig nicht," fuhr Hersbach ruhig fort. „Ich glaubte allerdings, daß vor diesem Verdacht mich die Narben aus meiner Studentenzeit und die Orden auf meiner Brust schützten. Das kann niemand von mir glauben."

„Ich muß wahnsinnig gewesen sein, verzeih' um Gottes willen," bat Rochus außer sich. „Es war wie eine dunkle Wolke, die mich auf einmal überfiel. Du! Du! — Nein, Georg, eher zweifelte ich an mir. — Und bei mir steht es doch fest, daß ich losgehe um jeden Preis, auf jede Bedingung! — Es mag Schema F sein, aber dem habe ich unterstanden mein ganzes Leben lang. Für mich gibt es kein Fragen und Grübeln. ‚Drauf!' Was nachher kommt, daran denke ich nicht. — Und du, Georg, wenn du mir eine Liebe antun willst, mache es ebenso! — Du bist durch meine Schuld zu dem Duell gekommen, ich beklage es tief, da es aber nun einmal so ist, mache es wie ich. Du trägst viel schwerer an den anderen möglichen Konsequenzen. Denke an deine Braut, an den Oberst, an Benno . . ."

„Du hast recht, lieber Rochus — von deinem Standpunkt aus" — unterbrach Hersbach den Beschwörenden, „aber du kennst den hartnäckigen Menschen in mir auch genug, um zu wissen, daß ich mit dem immer im Einklang sein muß, bei all meinen Handlungen. Bin ich das nicht, so wäge und

grüble ich so lange, bis ich den richtigen Weg finde, von dem mich dann weder Gott noch Teufel abbringt."

Rochus seufzte tief.

Hersbach streckte ihm die Hand ihn.

„Geh schlafen, alter Freund. Morgen ist auch noch ein Tag; ein schwerer dazu. Bis dahin habe ich Zeit, mir die Sache ruhig zu überlegen."

„Ja. Überleg dir's, Georg!"

Hersbach gab keine Antwort, und so schieden sie. Rochus stieß seine Haustür auf, dann blickte er dem schlanken, eleganten Freunde noch einmal nach. Am liebsten hätte er ihn zurückgerufen, wäre ihm um den Hals gefallen, hätte noch tausend Dinge — flehend — drängend — in ihn hineingesprochen, aber er wußte — es würde vergeblich sein. „Ritter Georg", hatte er ihn oft voll Stolz genannt, wenn er sah, wie unbeirrt und unbeeinflußt der Freund seinen geraden Weg ging, und an dieser Erinnerung scheiterte alles, was er sonst noch vielleicht versucht hätte. Hersbach ließ sich nicht zureden. — Mit tiefem Seufzen betrat Rochus sein Zimmer. Was sollte er tun? Schlafen? — Dazu waren ein paar Morgenstunden genügend; jetzt zuerst wollte er Briefe schreiben, denn morgen, am Tage, mangelte ihm dazu Zeit und Sammlung.

Er schrieb an seine Mutter und an Mea, lang und ausführlich. Sein ganzes, warmes, gutes Herz lag in den Worten. Besonders Mea sagte er alles, was ihn die letzte Zeit bedrückt hatte, alles, was er für sie empfand.

Als er das Licht löschte, überlief ihn ein Schauer. Ihm war es, als täte sich öde Finsternis, ein gewaltiges Nichts vor ihm auf, dessen Hauch ihn kühl anwehte, aber er fühlte weder Furcht noch Bangen. Es m u ß t e sein, was auch immer kam — demütig beugte er sein Haupt.

---

## VI.

Seit Stunden schritt Hersbach in seinem Zimmer auf und ab. Er war zwar mit sich im reinen gewesen, schon

in dem Augenblick, da er Rochus seine Gründe entwickelte, nachdem sich die erste Aufregung gelegt hatte. Aber er war kein Mensch, der nicht noch nachher seine Entschlüsse prüfend beleuchtete, wenn er wieder völlig Herr über seine Gedanken und Empfindungen geworden war, so lange, bis er sich ganz eins mit ihnen fühlte.

In diesem Fall konnte er gar nicht schwanken, schien es ihm. Rotterdan war in seinen Augen gerichtet, er gehörte nicht mehr zu den Menschen, mit denen man sich schlägt, er fand seine Handlungsweise so gemein, so entehrend, sah in dem ganzen Menschen ohnehin nur einen Schandfleck für das Regiment, daß er ihm nicht die Ehre antun konnte, ohne weiteres seiner Forderung nachzukommen. Für ihn lag in der Verweigerung dieses Duells nur ein Rein- und Hochhalten seiner selbst.

Zu dieser Auffassung würde auch der Ehrenrat kommen, er zweifelte nicht daran. Darum hatte er sich hingesetzt und einen ausführlichen Bericht gemacht, der mit dem frühesten an den Präses des Ehrenrats, Hauptmann Lindhamer, geschickt werden sollte.

Vielleicht wurde dann auch aus Rochus Duell nichts! —

Ihm fiel die beklemmende Erregung ein, in die sein Entschluß Platen versetzt hatte. Der dachte anders. — Nun ja, die Menschen sind eben verschieden — vielleicht stand der Ehrenrat auch auf Platens Seite — — dann mußte er eben durchkämpfen, was er für recht hielt und alle Konsequenzen tragen. — Er dachte an Malve. Seine Stirn feuchtete sich . . . Sie verlieren, wäre wohl das schwerste. —

Er riß das Fenster auf und ließ sich die kühle Morgenluft um die Stirn wehen. Weißgrau dämmerte der Morgen des ersten März, Nebel und Gewölk stritten um die Herrschaft mit der Sonne. Still war es noch in den Straßen, nichts regte sich. Mit klaren Augen blickte Hersbach in den werdenden Tag. Er war vollständig mit sich im reinen. Mochten sie ihn tadeln, es Prinzipienreiterei schelten, er ging seinen Weg, und wenn er ihn vielleicht auch aus dem Regiment und Wallhofen hinausführte, hinaus ins unbe-

kannte Leben, zum Ringen und Kämpfen — selbst davor schreckte er nicht zurück. Der hartnäckige Kerl in ihm, von dem er vor Stunden zu Rochus gesprochen, hatte ihm den Weg vorgeschrieben; nun ging er ihn ruhig. Aber nicht so ruhig war er in bezug auf den Freund. Er fühlte es heiß in sich aufwallen, wenn er daran dachte, was der Tag bringen konnte. Eine quälende Sorge bemächtigte sich seiner, aber jeder Gedanke, den Freund etwa zu seiner Meinung zu bekehren, blieb ihm fern. Selbst ist der Mann — und muß auch für sich allein einstehen.

Draußen wurde es lebendig, die Milchkarren kamen, es öffneten sich die Läden einer nach dem anderen — der Tag trat in seine Rechte.

Hersbach kleidete sich sorgfältig an, nachdem er Kopf und Körper mit kaltem Wasser erfrischt hatte. Nun würden sie ja wohl bald kommen, um sich seinen Bescheid zu holen. Ruhig setzte er sich ans Fenster und wartete, ein Buch in der Hand. Wenn es nur bald geschah! Zu einer Krankmeldung lag keine Veranlassung vor, er würde ruhig zum Dienst gehen. Zum Glück war derselbe heut spät angesetzt.

Auf seinem Schreibtisch lag die Eingabe an den Ehrenrat; sobald die Forderung erfolgt war, wollte er sie abschicken.

Da hörte er draußen die Türklingel und ein halblautes Zwiegespräch zwischen seinem Burschen und . . . War das nicht Müllers hohes Organ? Natürlich. -- Der kleine, unerfahrene Mensch würde wohl ganz konsterniert von der Aufnahme werden, die seinem Auftrag zuteil wurde! Er mußte unwillkürlich lächeln, als der kleine Leutnant so gewichtig, der Schwere seiner Mission vollbewußt, über die Schwelle trat.

Sie grüßten sich stumm; wie zwei Fremde, die sich nie gesehen, wie zwei Feinde, zwischen denen es keine Beziehungen gab.

Müller richtete seinen Auftrag aus. Dreimaliger Kugelwechsel, schießen im Avancieren, Rendezvous ein Uhr im Wäldchen hinter dem Scheibenstand. „Darf ich Sie bitten, mir Ihren Sekundanten zu nennen?“ schloß er.

„Gestatten Sie mir zuerst eine Frage. Ist Oberleutnant Platen der zuerst Geforderte?“ Müller zögerte, er wußte nicht recht, wie er sich benehmen sollte. Endlich entschloß er sich zu einem kurzen „Ja!“

Hersbach stand neben dem Schreibtisch, auf dem noch immer die Eingabe lag, er stützte sich mit der Rechten leicht auf das Holz, seine Augen schweiften zum Fenster hinaus. Noch einmal, während der Dauer eines Atemzuges überlegte er, dann blickte er Müller fest in das Gesicht.

„Ich bedaure — ich werde mich nicht mit Herrn Oberleutnant Rotterdan schießen, ehe nicht der Ehrenrat gesprochen hat. Bis dahin lehne ich jede Forderung entschieden ab.“

Leutnant Müller prallte drei Schritt zurück, er öffnete den Mund und starrte sein Gegenüber trotzdem lautlos an. Hätte sich eine züngelnde Schlange plötzlich vor ihm aufgerichtet, seine Verblüffung hätte nicht größer sein können.

„Aber — Aber —“ stotterte er dann fassungslos.

„Jawohl, Sie haben ganz recht gehört, ich lehne die Forderung bis auf weiteres ab,“ sagte Hersbach noch einmal ganz ruhig.

Jetzt fand der Kleine die Sprache wieder. Mit einem scheuen Blick vergewisserte er sich erst, daß niemand das Unglaubliche gehört hatte, dann vergaß er ganz sich und die Zurückhaltung, die ihm seine ungewohnte Mission auferlegte.

„Das kann doch Ihr Ernst nicht sein, Hersbach,“ sagte er in unbeschreiblicher Erregung. „Unmöglich Ihr Ernst! Besinnen Sie sich. — Ich habe nichts gehört! Auf Ehrenwort — ich habe Ihre Weigerung vergessen — aber dabei bleiben dürfen Sie nicht — ich beschwöre Sie — was sollte denn daraus werden!“ —

„Doch lieber Müller, ich habe alles überlegt,“ antwortete Hersbach freundlich. „Alles! — Mein Entschluß steht fest. Ohne direkte Entscheidung des Ehrenrats schieße ich mich nicht, und ich bin überzeugt, der wird es nicht gestatten.“

Das Gesicht des kleinen Leutnants hatte sich jäh ver-

ändert, Empörung, Zorn, Mißachtung funkelten aus seinen Augen, sprachen aus seiner straff aufgerichteten Haltung.



„Das ist — eine Schutzwehr, Hersbach.“

„Nein! Meine Überzeugung.“

In Hersbachs Gesicht war das Blut doch heiß und rot gestiegen, seine Augen sahen dunkel vor unterdrückter Erregung aus, seine Lippen waren fest aufeinandergepreßt. Er sah nicht aus wie ein Feigling.

„Es bleibt also bei Ihrer Ablehnung?“

„Ja!“ — Kurz — kalt — klar.

„So kann ich nichts anderes tun, als Ihren Bescheid an zuständiger Stelle übermitteln.“

„Bitte!“

Leutnant Müller verbeugte sich — stumm — vorschriftsmäßig, — aber von dieser Bewegung ging ein Strom aus,

der da sagte: Von diesem Augenblick an bist du nicht mehr einer der Unsern — wir haben nichts mehr mit dir gemein — und der kleine Leutnant wuchs ordentlich im Vollbewußtsein seiner eigenen Festwurzelung in den Anschauungen des Standes, dem er angehörte — ihm würden niemals solche Gedanken kommen, dessen war er sicher. Und dieser Strom teilte sich auch Hersbach mit; er wußte ganz genau wie Müller empfand, und zweimal atmete er tief und heftig auf. Dann fiel die Türe hinter Müller ins Schloß, und Georg setzte sich hin, um die Anzeige durch die erfolgte Duellforderung zu vervollständigen.

Eine halbe Stunde später brachte der Bursche das Schriftstück an Hauptmann Lindhamer, der sofort den Oberleutnant Berchtenbreiter und Leutnant Veit zum Ehrenrat einberufen ließ.

Über eine Stunde saßen die Herren in dem verschlossenen Zimmer und besprachen sich eingehend. Der Fall war so schwierig und verzwickt, mit Unbehagen beleuchteten sie ihn von allen Seiten. Im stillen haderte jeder mit Hersbach. Was fiel denn dem ein, keine Satisfaktion geben zu wollen!? Solange das Regiment existierte, hatte sich noch kein Geforderter geweigert, seinen Mann zu stehen! Eine ehrengerichtliche Untersuchung gegen Rotterdan konnte ja nachher immer noch stattfinden.

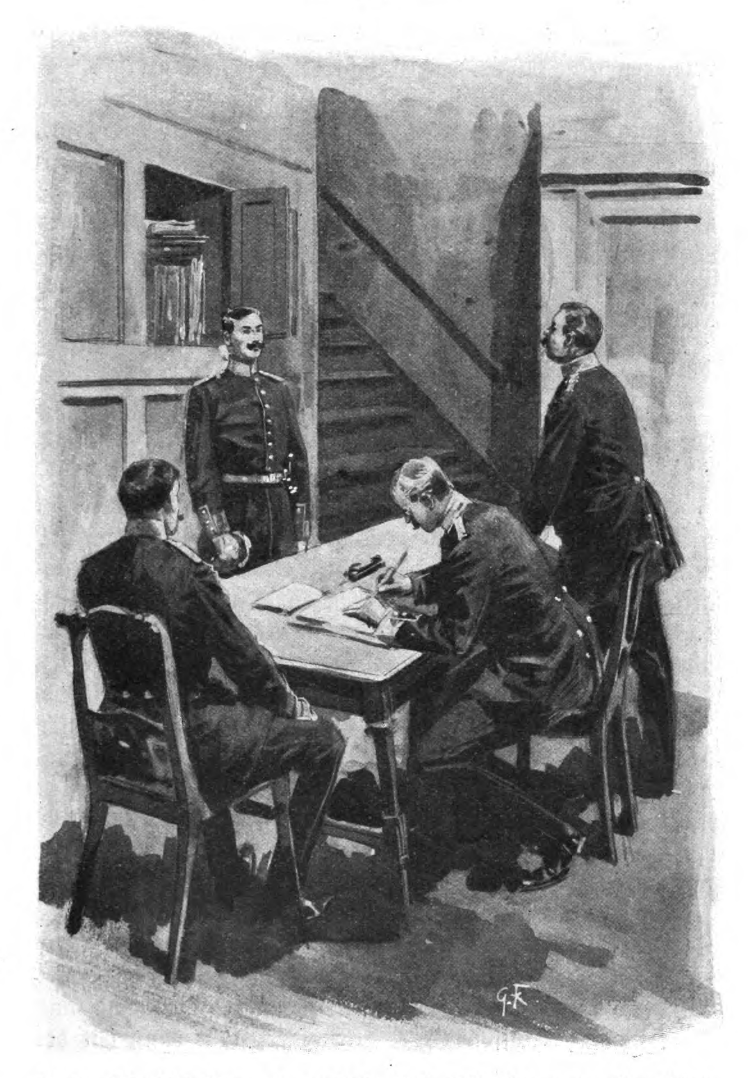
„Dieser Hersbach!" dachte Lindhamer im stillen zähneknirschend.

Man schickte eine Ordonnanz, ihn zu holen. Jeder hoffte im stillen, es ließe sich vielleicht doch noch etwas ausrichten. —

Hersbach kam. Keine Muskel in seinem Gesicht zuckte, als er vor den dreien stand; wohl aber fühlte er auch da sofort, als sich die Augen auf ihn richteten, daß etwas Kaltes, Eisiges zwischen ihn und die Kameraden getreten war, etwas das ihn fern hielt, wie hinter eine Mauer bannte.

Der Hauptmann wies ihm seinen Bericht vor und sagte im ruhigen, gleichmäßigen, dienstlichen Tonfall:

„Herr Oberleutnant von Hersbach, Sie haben uns



diesen Bericht hier eingereicht; sind Sie sich ganz klar über die Wahrheit Ihrer Anschuldigungen gegen einen Kameraden? Haben Sie Beweise?"

„Jawohl, Herr Hauptmann."

Hersbach stand stramm aufgerichtet, nicht eine Sekunde verließen seine Augen das Gesicht des Sprechenden.

„Ich möchte Ihnen doch einmal noch vorlesen, was Sie mir mitgeteilt haben. In solchem Fall wiegt jedes Wort schwer."

Hersbach verbeugte sich stumm. Von Anfang bis Ende hörte er noch einmal, was er geschrieben, und wieder schrie alles in ihm: „ich habe recht mit meiner Weigerung, tausendmal recht! — Ich kann nicht anders, wenn ich ein anständiger Mensch vor mir selbst bleiben will!"

„Haben Sie nichts hinzuzufügen?"

„Weder etwas hinzuzufügen, noch zurückzunehmen."

„Und Sie verweigern daraufhin dem Beleidigten die Genugtuung?"

„Das tue ich."

„Aber Sie wissen, daß diese Ihre Handlungsweise in striktem Gegensatz zu dem steht, was bei uns Gebrauch ist? Nicht allein bei uns — in der ganzen Armee. — Nach derartigen schweren Beleidigungen ist ein Duell unvermeidlich, das ist die Ansicht des Ehrenrates. Dann erst kommt das übrige hinterher."

„Das ist in meinen Augen eben eine Widersinnigkeit, der ich mich nicht beuge," sagte Georg scharf. „Ein Mensch, der so zu handeln vermag, ist für mich nicht mehr satisfaktionsfähig — in keinem Fall! — Wo ich verachten muß, stelle ich mich nicht, das geht gegen meine Grundsätze."

Leutnant Veits Feder glitt hastiger über das Papier, auf dem er das Protokoll aufnahm; bei den letzten Worten schrie sie ordentlich auf und spritzte, so heftig hatte sie der Schreiber in das Wort gestoßen.

„Grundsätze!" — wiederholte Hauptmann Lindhamer. „Das ist ja recht schön, — wenn sich aber Grundsätze und Tradition so schroff wie hier gegenüberstehen, dann hat der Offizier der Tradition zu folgen."

„Ich bedaure — ich stelle meine Grundsätze in erste Reihe. — Wer sein Ehrenwort bricht, ist in meinen Augen ehrlos und deshalb nicht mehr satisfaktionsfähig."

Die Blicke der drei Herren trafen sich; ganz nervös strich der Hauptmann seinen Schnurrbart.

„Sie wissen, Herr Oberleutnant von Hersbach, was Ihnen diese Weigerung eintragen muß — Entfernung aus dem Offiziersstand.“

Georg verbeugte sich. Er war jetzt sehr blaß, aber seine Miene wie Stein. Sahen sie denn nicht die Orden, die man ihm seiner persönlichen Tapferkeit wegen angeheftet hatte, und die sich jetzt, auch in diesem Augenblick, auf seiner Brust befanden? Sprachen die nicht deutlich genug, daß er bereit gewesen und stets bereit sein würde, seine Schuldigkeit zu tun, ohne an irgend etwas anderes zu denken, als an seine Pflicht? Aber hier lag keine Pflicht vor! — Hier verbot sie es geradezu jedem anständigen Menschen, wie auch die drei dort die Sache auffassen mochten.

„Sie sind sich also über alle Folgen vollkommen klar,“ sagte Hauptmann Lindhamer noch einmal. Er blickte dabei Hersbach warnend an. Mehr konnte er hier nicht tun, den Kameraden zu zwingen, hatte er keine Macht.

„Vollkommen, Herr Hauptmann.“

„Und über das andere Duell wissen Sie nichts?“

„Nicht das Geringste.“

„Also Oberleutnant Platen wollte sich schießen?“

„Er war fest entschlossen dazu.“

„Uns ist keine Meldung darüber zugegangen.“

Hersbach schwieg.

„Wollen Sie das weitere in Ihrer Wohnung abwarten. Sie können jetzt gehen, Herr von Hersbach.“

Eine vorschriftsmäßige Verbeugung. — Georg trat auf die Straße. —

„Das ist ganz unwahrscheinlich! Noch nie dagewesen!“ rief Leutnant Veit zornig. „Hat man je so etwas gehört? Will Hersbach uns erst etwa lehren, wie wir zu handeln haben?“

„Meine Herren,“ sagte der Hauptmann und strich noch immer nervös seinen Bart, „die Sache scheint mir denn doch

zu weite Kreise zu ziehen, als daß ich, der Präses des Ehrenrats, die Verantwortung allein übernehmen könnte. Ich werde dem Herrn Obersten Mitteilung davon machen."

„Der Oberst ist ausgeritten," sagte Berchtenbreiter. „Vor einer Viertelstunde sah ich ihn vorüberkommen."

„Dann müssen wir seine Rückkehr abwarten. Bitte, laden die Herren die Leutnants Rotterdan und Platen zu vier Uhr vor, bis dahin bin ich dann orientiert, wie der Herr Oberst die Sache ansieht."

Der Oberst! — Lähmend lag es plötzlich auf ihnen, daß Hersbach ja der zukünftige Schwiegersohn desselben war. Wie würde der Oberst urteilen! Mußte es ihm nicht schrecklich sein, daß etwas so Unerhörtes gerade mit seinem Hause in Verbindung stand? — Sie kannten ihn ja alle, es gab keinen Zweifel, wie er sich hier stellen würde. Und Malve und Benno! — Hersbach tat wirklich doppelt unrecht, so wenig Rücksicht auf diese seine Familienbeziehungen zu nehmen. Im Herzen wandten sie sich alle gegen ihn; keiner, der auf seine Seite getreten wäre! Für sie alle bedeutete es eine Schmach, dieses Abweichen von der geheiligten Tradition. —

Hersbach fühlte das genau. Mit einem Schlage war ihm die Stellung klar, die er jetzt im Kameradenkreise — den Kameraden gegenüber einnahm. Es riß ihm am Herzen, kränkte ihn tief, aber es änderte nichts an seiner Überzeugung.

Sie mußten ihm ja durch die Untersuchung schließlich gerecht und seiner Meinung werden, daß er sich nicht mit jemand schießen konnte, der in seinen Augen moralisch minderwertig war, das hieße sich selbst herabsetzen. An Rochus Stelle hätte er es auch nicht getan, zweifellos nicht — aber zwischen den beiden lag außerdem noch soviel Unausgesprochenes, Persönliches, den gegenseitigen Haß Schürendes, daß da kein dritter, selbst der beste Freund nicht, hineinsprechen durfte; er wollte es auch nicht. Deshalb — so sehr es ihn zu Rochus zog, so groß seine Sorge um den Freund, der Wunsch, das Nähere zu erfahren, auch war, ging er doch an

dessen Wohnung vorüber, ohne hinaufzugehen. Seine Gegenwart hätte Rochus auch nur unnütz aufgeregt. Bangte er doch ebenso um ihn und seinen Entschluß.

Die Sonne lachte so strahlend hell vom Himmel, eine echte, rechte, verheißungsvolle Frühlingssonne. Wie mochte es in Wallhofens Offizierskreisen aussehen, wenn sie sank. —

---

## VII.

Der kleine Leutnant Müller stürmte, von seiner gescheiterten Mission kommend, durch die Straßen. Er hatte es so eilig, daß sein Säbel ungebärdig und toll neben ihm herhüpfte, als hätte sich ihm die Erregung seines Herrn mitgeteilt.

Daß auch gerade ihm so etwas passieren mußte! — Bei Preetz erledigte sich natürlich alles, wie es sein sollte, das war dann ein ehrenvoller Auftrag, dessen er sich nicht zu schämen hatte, mochte es kommen wie es wollte.

Wie aber stand er da? — Hersbachs Nein warf auch einen Schatten auf ihn, als wäre er nicht diplomatisch genug gewesen. Er lachte grimmig vor sich hin. Bei dem Eisenkopf von Hersbach nützte wohl keine Diplomatie der Welt! — Aber jedenfalls war der Mensch verrückt, total verrückt, sonst wäre er doch nicht auf solche ausgefallenen Gedanken gekommen! Oder hatte er Furcht? Blasse Furcht? — Müller hatte den Krieg ja noch nicht mitgemacht, damals steckte er noch im Kadettenkorps, aber er hatte zuweilen gehört, daß der Mut vor dem Feinde etwas ganz anderes sei, als der Mut einer einzigen kleinen, blanken Pistole gegenüber. Bei dem ersten wirke die Erregung, die Masse, das halb besinnungslose Vorwärtsstürmen, der Lärm der Schlacht fast betäubend und gleichzeitig aufreizend. Hier aber hieß es kaltblütig stillhalten — kein Mucken, kein Zucken! — Du oder ich — wie Gott will! —

Leutnant Müller wurde ganz ernst bei diesem Ge-

danken, ein leiser Schauer lief ihm den Rücken herab, aber der verging gleich wieder, und er empfand nur noch heftigen Zorn gegen Hersbach. In diesem Augenblick wünschte er ihm das Perfideste an den Hals, was er nur in der Eile ausdenken konnte, er würde ihn auch nicht bedauern, denn jetzt trat er Rotterdan gegenüber, um ihm das Geschehene zu berichten.

Rotterdan saß auf seinem Stuhl vor dem Schreibtisch, eine Zigarette zwischen den Lippen, er hatte seine Nägel gefeilt und poliert und legte die Instrumente dazu beiseite, als Müller eintrat. Kein Schnitzel Papier, nichts zeugte davon, daß er sich irgendwie ernster, der Situation angemessener beschäftigt hätte; auf dem kleinen Nebentisch stand eine gefüllte Likörflasche mit Gläsern.

„Nun?“ sagte er aufsehend, ohne aufzustehen.

Müller schnappte erst ein paarmal nach Luft.

„Er schlägt sich nicht!“ sagte er dann tonlos.

Rotterdan fuhr auf.

„Was? — Er schlägt sich nicht?? — Sind Sie bei Sinnen, Müller?“

„Leider ja, — und er auch. Er hat eine Eingabe an den Ehrenrat gemacht und mich schlankweg abgewiesen.“

Rotterdans Gesicht erblaßte, die Lippen zogen sich von den Zähnen zurück, er stand da wie ein sprungbereites Raubtier; dann, als ihm die Gegenwart des Kameraden einfiel, lachte er mißtönend auf. Aber dies Lachen verstummte bald, er ballte die Hände zu Fäusten.

„Er will nicht!“ schrie er keuchend. „So, er will nicht!! — Ich werde ihn aber zu zwingen wissen — und sollte ich ihn auf offener Straße mit der Reitpeitsche bearbeiten wie einen Hund. — Er soll — sage ich Ihnen, Müller! Er soll!!“ —

Wie ein Rasender lief er im Zimmer auf und ab, mit funkelnden Augen, gefurchter Stirn und Schaum vor den Lippen. Müller zog sich ein paar Schritte zurück, ihm grauste vor diesem Wutausbruch. — Endlich setzte sich der andere und stützte den Kopf in die Hand, nur seine Brust

arbeitete noch heftig, und die Gedanken jagten sich in seinem Hirn; aber von denen ahnte Müller nichts.

„Was um Gottes willen ist denn nur eigentlich vorgefallen?“ fragte der kleine Leutnant endlich schüchtern, „ich begreife doch gar nicht . . .“

„Das geht Sie auch gar nichts an,“ unterbrach ihn



Rotterdan schroff. Dann, sich besinnend, fügte er hinzu: „Nichts für ungut, Müllerchen, Sie sehen doch, in welchem Zustande ich bin.“

Der kleine Leutnant nickte.

„Hat Platen angenommen.“

„Platen hat angenommen.“

„Wann?“

„Um zwei Uhr.“

Müller seufzte auf. Es war ihm eine Beruhigung, daß Platen nicht auch refüsiert hatte. Man konnte dann doch am Ende nicht wissen — — so aber lag die Schuld jedenfalls an Hersbach. -- Wie so aber nur? — Ihm wirbelte allmählich der Kopf. Hatte er manchmal über die durch nichts unterbrochene Einförmigkeit des Wallhofner Lebens geklagt, in diesem Augenblick sehnte er sich ehrlich darnach zurück. Diese Aufregungen nahmen einem Menschen ja Appetit und Schlaf. Wer konnte denn da noch essen, wenn man wußte, was sich gleich darauf hinter dem Scheibenstand abspielen würde.

Rotterdans Stimme riß ihn aus seiner Unbehaglichkeit.

„Nehmen Sie es nicht übel, wenn ich Sie jetzt verabschiede, Müller," sagte er. „Man hat doch noch so allerlei zu kramen und vorzubereiten — — Sie verstehen."

„Natürlich. — Auf Wiedersehen, Rotterdan."

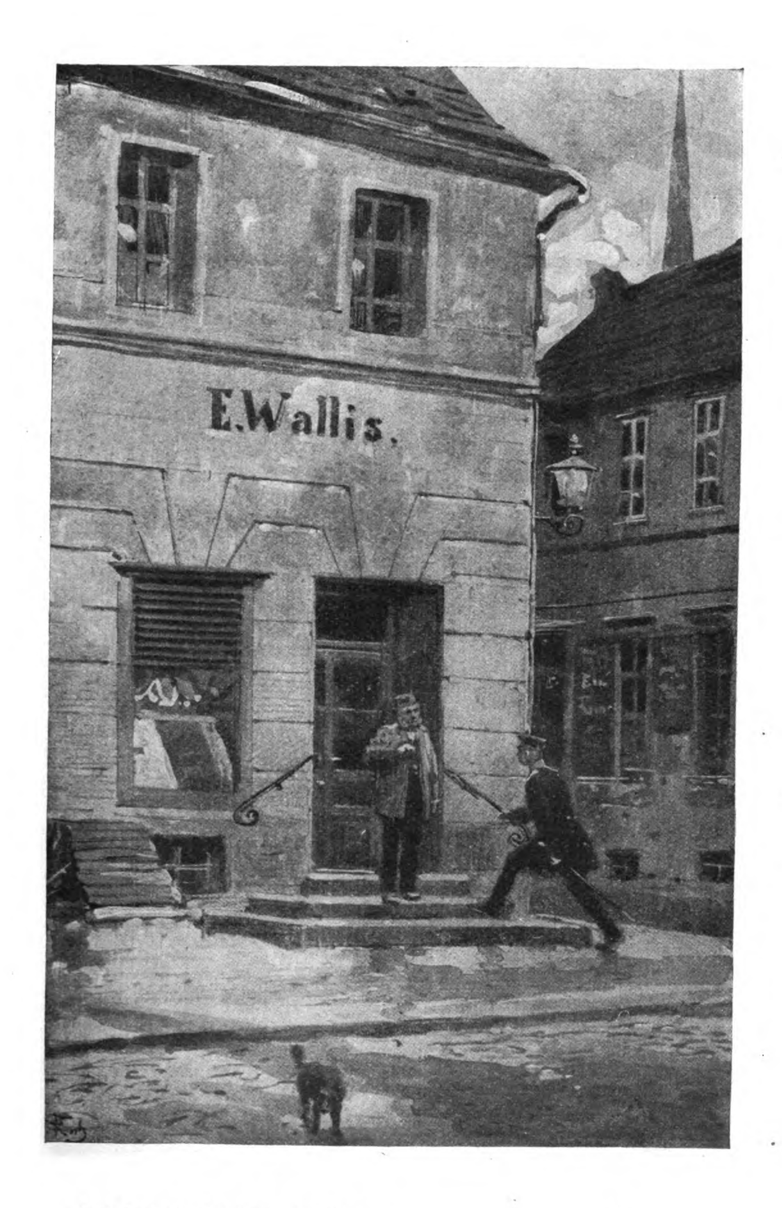
Er reichte ihm die Hand, es regte sich etwas in ihm. Lieber Gott, man konnte doch nicht wissen!

„Natürlich auf Wiedersehen," entgegnete Rotterdan flüchtig, wie er auch nur die Hand berührte; sein Kopf war augenscheinlich voll von anderen Dingen, man sah es ihm an.

Hersbachs Weigerung war ihm an die Nieren gegangen. Seine Gesichtsfarbe blieb grünlich-blaß und seine Bewegungen zerfahren. Kein Wunder!

In Grübeln und Rätseln ging Müller seines Weges. Der Dienst rief nicht, da er sich frei gemacht hatte. Es war ihm aber unbehaglich zu Hause, und er beschloß, irgend einen Kameraden aufzusuchen. Verborgen konnte die Geschichte ja doch nicht bleiben.

Kaum war Rotterdan allein, als er im Zimmer auf und ab zu laufen begann, wie ein Toller. Hersbach Bericht kostete ihm den Kragen — zweifellos. Er war wortbrüchig geworden, hatte seine Schulden nicht bezahlt, und konnte sie auch jetzt nicht bezahlen. — Wäre nur ein Mensch auf der Welt gewesen, den er hätte anborgen können, dann Platen sofort das Geld geschickt, sich schießen — vielleicht war dann doch noch etwas zu retten, und Hersbach behielt statt seiner


E. Wallis.

den Kopf in der Schlinge. Es hing jetzt alles davon ab, wann er eine Vernehmung vor dem Ehrenrat hatte. — Daß er va banque spielte, das wußte er, aber er hatte auf seine sicheren Kugeln gerechnet, mit denen er beide stumm zu machen hoffte, durch Hersbachs Weigerung schlug diese Berechnung fehl. — Er war einen Augenblick völlig ratlos, rieb sich die Stirn und stampfte mit dem Fuß. Die einzige Möglichkeit, die Lage zu verbessern, war vorläufig die, Geld zu schaffen. Er setzte die Mütze auf, schnallte den Säbel um und ging auf die Straße. —

Wallis ließ gerade seinen Laden öffnen. Kurz, breit, mit der ganzen Behäbigkeit des gemachten Bürgersmannes stand er auf der ersten Stufe vor der geöffneten Ladentür und freute sich über die Sonne, die schon ein ganz klein wenig wärmte.

Rotterdan sah ihn, ein schneller Entschluß durchblitzte ihn. Mit einem Sprung hatte er die zwei Stufen genommen und trat in den Laden. Erstaunt folgte ihm der alte Mann.

„Was verschafft mir die Ehre, Herr Leutnant? Und so früh schon?“ fragte er verbindlich dienernd.

Rotterdan sah sich um. Der breite Ladentisch, die aufgestapelten Warenballen, die eigentümlich dickliche, nach Farben und Stoffen riechende Luft . . . .

„Haben Sie keinen Ort, wo wir ungestört sind? Kein Kontor? Ich möchte mit Ihnen sprechen.“

Obgleich er als Bittender kam, war der Ton doch mehr der eines Befehlenden, ihm brannte der Boden unter den Füßen. War er doch in Uniform, wie leicht konnte ein Käufer kommen und ihn hier finden. Der hätte dann womöglich gedacht, er käme um Meas willen. Einen Augenblick hatte Kaufmann Wallis denselben Gedanken, wußte er doch genau, wie oft Rotterdan hier Fensterparade gegangen war, und schließlich seine Mea . . . . In Gedanken klopfte er auf die Tür seines eisernen Geldschrankes, hinter der es nicht leer war.

Eilig schritt er dem Offizier voran in den kleinen Ab-

schlag, den er sich zu seinem Kontor hatte einrichten lassen und nötigte Rotterdan mit vielen Höflichkeitsbezeugungen zum Sitzen. Er zündete dabei die Hängelampe an, denn hier war es dunkel. Rotterdan wies die Aufforderung zurück, in ihm fieberte alles, schnelle Entscheidung war das einzige, was er wollte.

„Können Sie mir auf vier Wochen gegen einen Wechsel, dessen Betrag Sie ausstellen mögen, zweihundert Mark borgen, Herr Wallis?"

Sofort wurde der Kaufmann der zugeknöpfte Geschäftsmann.

„Bedaure, Herr Leutnant, auf solche Sachen lasse ich mich grundsätzlich nicht ein."

„Aber ich muß sie haben. Sofort! Hören Sie denn nicht, daß Sie dafür schreiben können, was Sie wollen? Meinetwegen vierhundert."

„Ich bin kein Wucherer, Herr Leutnant."

Der Alte war beleidigt. Nicht seiner Tochter also galt der Besuch, sondern seinem Geldschranke, aber den hielt er zu.

„Herrgott, Mann, keine Wortklaubereien! Verstehen Sie denn nicht, daß ich das Geld haben muß?"

„Kann schon sein. Manch einer rechnet es sich vielleicht zur Ehre an, Ihnen damit zu Diensten zu sein. Ich nicht!"

„Mag sein," sagte Rotterdan mit dem Mut der Verzweiflung, „so schnell wie ich es brauche, kriege ich es — außer bei Ihnen — aber nirgends. Sie werden es nicht bereuen. Mann Gottes, lassen Sie einmal mit sich reden — seien Sie vernünftig."

Der Alte schüttelte den Kopf.

„Bedaure sehr; von so was lasse ich meine Finger fort."

„So," sagte Rotterdan höhnisch und trat ihm etwas näher, „auch wenn ich Ihnen Aufschlüsse über Ihr Fräulein Tochter geben könnte, die — zum mindesten gesagt — dieselbe hier in Wallhofen unmöglich machen?"

Er war außer sich, zitterte am ganzen Leibe und war rotfleckig im Gesicht wie ein Fieberkranker. Aber es galt seine Existenz, sein Leben.

Der alte Wallis griff nach einer Stütze.

„Was sagen Sie da, Herr Leutnant?"

„Was ich weiß."

„Die Menschen sind so böse!" — Der alte Mann sagte es kläglich und sah seinem Gegenüber fast flehend in das Gesicht.

„Hm!"

„Man kann nicht alles glauben, was die Menschen sagen."

Rotterdan zuckte die Achseln. „Halten Sie mich für so beschränkt, Ihnen etwas sagen zu wollen, was man mir erzählt hat?"

Der Alte riß die Augen weit auf.

„Also?"

„Ich habe es gesehen — persönlich gesehen," sagte Rotterdan nach eines Atemzuges Länge. „Ihre Tochter gibt sich spät abends Rendezvous mit einem Offizier. — Was das heißen will, wissen Sie ja wohl."

Der alte Wallis strich mit der zitternden Hand über die Stirn, er sagte kein Wort mehr. Nach einer kleinen Pause wandte er sich zu seinem Geldschrank.

„Sie wünschten zweihundert Mark — hier sind sie."

Die beiden blauen Scheine lagen auf dem Schreibtisch. Rotterdan blickte auf sie nieder. Zu welch' einer verheerenden Macht war diese unbedeutende Summe auf einmal geworden, wie hatte sie mit Menschen und Menschenschicksalen gespielt! —

„Ein Wechselformular, wenn ich bitten darf," sagte er rasch, fast heftig.

Der Kaufmann schüttelte den Kopf.

„Ich mache keine solchen Geschäfte! Das Geld borge ich Ihnen; zahlen Sie es zurück, gut, tun Sie es nicht, werde ich nicht klagen. Das sagte ich Ihnen schon einmal."

Rotterdan riß sein Portefeuille heraus und nahm eine Visitenkarte, auf der er den Empfang des Geldes bescheinigte.

„Ich lasse mir nichts schenken," sagte er dabei hoch-

mütig. Dann warf er die Karte auf den Tisch, nahm das Geld, und nach lässigem Griff an die Mütze öffnete er die Ladentür. —

Wenn ihn nur nicht jetzt noch jemand sah! Das wäre das letzte! Angstvoll lauschte er hinaus. Alles still. — Mit zwei Schritten gewann er die Tür zur Straße. Scheu sah er sich um, auch da niemand zu sehen, den er zu fürchten brauchte. — Als er jenseits der Straße stand, zog er das Taschentuch und trocknete die Stirn. Er wußte, daß er gemein gehandelt hatte, da gab es gar keinen Versuch, das zu beschönigen, aber die eiserne Notwendigkeit hatte ihn dazu gezwungen. — Die Verhältnisse sind oft stärker als alles andere! — Dies Bewußtsein mußte ihm über jede moralische Anwandlung hinweghelfen. — Nun war er gerettet! Nun noch eine glückliche Kugel — und der Kampf zwischen Hersbach und ihm war möglich. Wallis mußte sein Geld wiederbekommen, je eher, je besser, diesmal würde er sich nicht wieder vom Spielteufel fangen lassen — und die schwarzäugige Mea — na, der schadete es nun weiter gar nicht, wenn die Eltern wachsamere Augen auf sie hatten. —

Eine Stunde später bekam Rochus sein Geld zurück, gerade in dem Moment, als Rotterdan um vier Uhr zur ehrengerichtlichen Untersuchung befohlen wurde. Er hätte fast einen Schrei ausgestoßen. — Um vier Uhr war alles vorüber, was dann noch kam, mußte ertragen werden, jedenfalls war ihm die Spitze abgebrochen.

„Glück muß der Mensch haben," dachte er bei sich, aber gleichzeitig fiel ihm auch ein Ausspruch des Obersten ein, der sich ihm wie eine Nadel ins Fleisch bohrte:

„Schwarze Schafe gibt es überall, in jeder Kategorie, darunter darf die Beurteilung der Allgemeinheit nicht leiden."

Solch schwarzes Schaf war er, zweifellos! Aber schließlich. was konnte man für seine Beanlagung! Die Karten und der Wein waren die Schwellen, an denen er regelmäßig stolperte. Nutzlos, dagegen anzukämpfen. Glück aber hatte er einmal doch. — —

Rochus hatte sofort das Geld an seine Mutter mit ein

paar innigen Sohnesworten geschickt, die nichts von dem verrieten, was die nächsten Stunden bringen würden. Ein anderer Brief — im Fall ihm etwas zustieß, lag in seinem Schreibtisch. Meas Briefe an ihn, von denen er sich nicht trennen zu können glaubte, hatte er an Hersbach adressiert. Seinen letzten an sie, den er vorsorglich noch nicht geschlossen, öffnete er zuweilen, um noch irgend etwas hinzuzufügen, oft nur einen kurzen Gedanken, einen Liebesgruß. Die Zeit verstrich ihm so langsam, er wünschte, es wäre erst alles vorüber. Oberndorf, seinen Sekundanten, der ihm Gesellschaft leisten wollte, hatte er fortgeschickt, nachdem alles notwendige erledigt war. Er wollte allein sein. So bereitete man sich besser auf den Tod vor, denn merkwürdigerweise zweifelte er keinen Augenblick daran, daß ihn die Kugel treffen würde, und immer war der Schlußsatz seiner Gedanken: Es ist am besten so! — Angst fühlte er nicht, aber es war ihm unmöglich, etwas zu genießen, obgleich er sich dazu zwingen wollte.

Einen Augenblick hatte er große Sehnsucht nach Hersbach; dann wieder empfand er es als Wohltat, nicht sprechen zu brauchen, denn seit gestern abend stand etwas zwischen ihm und dem Freunde, das nach Aussprache drängte, wenn sie noch zusammen kamen. Es würde ihn unnütz erregen, das fühlte er, darum dankte er ihm im stillen sein Fernbleiben. — Und die Sonne stieg. — Er öffnete das Fenster und sah hinaus. Es war so schön und mild draußen, die Sperlinge lärmten und Wallhofen hatte seine lebendigsten Stunden immer um mittag und gegen abend. — Würde er das gegen abend noch hören? —

Er tat tausend nutzlose Sachen, setzte sich dann wieder und hörte auf die Stimmen in seiner Brust .... Das qualvollste von allem schien ihm das Warten! —

Endlich hörte er Oberndorf kommen. Er stand auf, ging ihm entgegen, war völlig bereit; nur ein Aufatmen, daß endlich die Entscheidungsstunde schlug. — — —

* * *

Mea Wallis hatte nach einer heftigen Szene mit ihren Eltern mit verweintem Gesicht einen langen, langen Spaziergang vor die Tore der Stadt angetreten. In angestrengter körperlicher Tätigkeit hoffte sie ihre Verzweiflung niederzukämpfen. Daß sie Wallhofen verließ, bald sogar, das stand nun felsenfest bei ihr. — Der Vater hatte ihr jede Auskunft darüber verweigert, woher ihm die Kenntnis dieses abendlichen Rendezvous gekommen war. Dem anonymen Brief damals, der sie zuerst verdächtigt hatte, hatte er nicht geglaubt, diesen Gewährsmann aber zweifelte er nicht an. Mea hatte sich den Kopf über ihn zerbrochen, sie fand niemand heraus. Schließlich war es allerdings gleichgültig. Sie hatte auch den Eltern gegenüber gar kein Hehl aus ihrer Liebe zu Platen gemacht, sie im Gegenteil mit trotzigem Stolz betont — aber jedenfalls war ihres Bleibens hier nun nicht länger. — Er liebte sie ja nicht minder — sie wußte es genau — wenn sie ihn auch damals in überwallendem Zorn verlassen hatte. — Im Recht war er doch gewesen — ganz im Recht! Wie ehrlich von ihm, ihr das alles offen zu sagen. — Wenn sie ging, wollte sie ihn bitten, an die Bahn zu kommen, zu einem letzten Lebewohl, das durfte ihr Stolz schon gestatten.

Die Tränen liefen ihr wieder über das Gesicht, und noch mit ihnen kämpfend, sah sie um sich. Quer über das Feld, dem Scheibenstand zu, ging ein Offizier und neben ihm noch einer — Platen. O, sie hätte ihn unter Tausenden erkannt! — Aßen die Offiziere denn nicht um diese Zeit? Und wenn sie schießen gingen, wo blieb die Mannschaft? —

Und von der anderen Seite kam jemand mit Rotterdan — auch den erkannte sie an seiner breitspurigen Manier zu gehen! — Und etwas weiter wieder zwei Herren in Uniform — und dann — eben in den Weg einbiegend, der am Schießstand vorüber durch das Wäldchen führte, ein geschlossener Wagen....

Mit einem Ruck stand Meas Herz still. — Das war etwas Besonderes, Geheimnisvolles — etwas Schreckliches! — Ein Duell! — Und um sie!! — Die Knie knickten ihr ein vor Entsetzen. Sie setzte sich auf freiem Felde mitten auf

den Boden. Es brauste und sauste in ihrem Kopf. Gott! Guter Gott! Nur das nicht! — Und gleichzeitig wußte sie doch mit absoluter Gewißheit, daß es so und nicht anders war. — Dieses anscheinend harmlose Spazierengehen zu zwei und zweien sollte die Begegnenden wohl irre führen, die Herren konnten ja im Dienst sein — sie aber führte es keine Sekunde von der Wahrheit ab.



Mit weitaufgerissenen Augen starrte sie Platen nach, dessen lange, schmale Silhouette eben im Wäldchen verschwand. Er hatte keine Ahnung, daß sie hier saß und ihn sah, und daß ihr Herz fast brach vor Angst um ihn.

Nun waren auch die anderen fort! Sie wimmerte leise vor sich hin und krampfte die Hände in die feuchte Erde. Sie regte sich nicht. So romantisch war sie nicht mehr, daß sie irgendwie den Versuch gemacht hätte, sich in das Duell einzumischen, selbst nicht der Gedanke kam ihr, sie nahm ihr Los auf sich, saß stumm da und wartete, eine Beute der Verzweiflung. Ganz Ohr war sie — nur Ohr! — Die Schüsse mußte sie ja fallen hören — die entsetzlichen Schüsse! —

Aber alles blieb still! —

Da! — Auf einmal war es ihr so. — Ein schwacher, ganz schwacher Knall — mehr empfunden wie gehört.

Sie schrie auf und sprang kerzengerade in die Höhe, ihre Augen stierten in das Wäldchen, als müßten sie durch und durch sehen; wie zu Stein war sie geworden. —

Und dann — und dann — nach nicht auszudenkender langer Zeit — nach einer Ewigkeit voll Grauen und Entsetzen — kam Rotterdan und sein Begleiter, noch zwei andere, und endlich der Wagen — langsam, ganz langsam. — Rochus kam nicht zurück. —

Mit einem Schrei stürzte Mea auf dem Felde bewußtlos zusammen.

---

## VIII.

Der Oberst, dem der Ehrenrat inzwischen Mitteilung von den Geschehnissen des Morgens gemacht, ließ Hersbach sofort durch eine Ordonnanz zu sich bescheiden. Herr von Dux war in einer solchen Aufregung, wie noch niemals während seiner langen militärischen Laufbahn.

Dieser verwünschte Hersbach! Hatte er nicht immer gewußt, daß ihm von dieser Seite her Unangenehmes drohte!

Das ging auf keinen Fall, daß ihm dessentwegen am Ende die Generalstreifen verloren gingen! Auf keinen Fall! —

Er fuhr sich über die Stirn. — Oben konnten sie leicht urteilen: Der Geist im Regiment ist nicht der wünschenswerte! . . . Und den unglücklichen Obersten machte man dafür verantwortlich. Konnte denn ein einzelner all dieser eigensinnigen Köpfe und verschrobenen Weltanschauungen Herr werden? Es war ja unmöglich! —

Hersbach sich nicht schießen — das wäre ja noch schöner! — Er, der als zukünftiger Schwiegersohn des Obersten doch doppelt und dreifach Grund hatte, das Prestige des Regi-

ments mit zu schützen und zu wahren. — Er mußte ihm das alles sagen und vorstellen ....

Da trat Hersbach ein. Stumm, vorschriftsmäßig, den Helm in der Rechten.

„Nein, nein, nicht dienstlich," wehrte Herr von Dux, der sich auch im aufgeknöpften Überrock befand und nun seinem künftigen Schwiegersohn entgegentrat, „ich spreche zu Ihnen zunächst als Familienmitglied, Hersbach, frei und offen wie zwei Männer, die keine Subordination voneinander trennt. Ist das wahr, was mir Hauptmann Lindhamer eben gemeldet hat? Nicht etwa ein unglückliches Mißverständnis? Sie haben Rotterdan die Genugtuung verweigert, während doch Platen sich bereit erklärt hat, sich mit ihm zu schießen? Was sind das alles für Sachen! Was sind das alles für Sachen!"

Er strich sich mit der Hand über die Stirn und lief aufgeregt im Zimmer auf und ab.

Hersbach hatte ein wenig seine Haltung verändert, nicht mehr ganz so steif und förmlich stand er dem Obersten gegenüber, wenn auch durchaus nicht familiär. Seine Augen folgten den rastlosen Bewegungen des anderen.

„Was mich anbetrifft, so verhält sich die Sache allerdings so, Herr Oberst. Von einem Mißverständnis kann nach keiner Richtung hin die Rede sein."

Mit einem Ruck blieb Dux vor ihm stehen.

„Ich denke mir, Sie haben die Konsequenzen Ihrer Weigerung nicht genau überlegt, Hersbach," sagte er in einem gewissen überredenden Tonfall. „Man handelt ja manchmal unter der Pression irgend einer Vorstellung, die an sich ja ganz richtig sein mag, trotzdem aber so weite Kreise nach sich zieht, daß nur Selbstvernichtungswut imstande ist, sie bis in die äußersten Konsequenzen aufrecht zu erhalten. Aus solchem Dilemma erlöst man sich am besten durch einen schnellen Entschluß."

„Mein Entschluß war nicht schnell, Herr Oberst, aber er ist unerschütterlich — hervorgegangen aus meiner ganzen

Erziehung, meiner Denkweise und Lebensanschauung. Dagegen kann ich nicht an.“

Der Oberst blickte ihm groß in das Gesicht.

„So—o!! — Na, da wäre ich doch neugierig auf die nähere Begründung. Sie wissen, daß Sie mit Ihrer Wei-



gerung eine altehrwürdige, überkommene Überlieferung verletzen. Ich behaupte, das ist ein Wüten gegen sich selbst. Aber bitte — Ihre Meinung.“ —

Er hatte sich in einen Sessel geworfen, dem Stehenden halb den Rücken kehrend, eine Hand stützte den Kopf, die andere wühlte nervös in der Hosentasche. Er haßte Hers-

bach in diesem Augenblick und mußte sich mit aller Gewalt mühen, darüber Herr zu werden.

„Herr Oberst wissen, daß ich vor dem Feldzug als Student einem Korps angehörte, daß auch mein Vater Korpsstudent war. Bei uns galt als oberster Grundsatz: Wer sich irgend etwas Herabwürdigendes zuschulden kommen läßt, wird aus dem Korps ausgestoßen. Man gibt ihm aber nicht noch vorher auf irgend eine Beleidigung Satisfaktion. Das würde ja den Unehrlichen wieder ehrlich machen, den Ehrlichen schänden. Satisfaktion ist doch nur möglich unter Gleichwertigen. — Ich bin kein absoluter Gegner des Duells, ich beuge mich der Form, wenn es unbedingt notwendig ist, wenn ich auch vielleicht meine eigenen Gedanken über die Unnatur dieser Form haben mag. Aber mit Rotterdan schieße ich mich nicht — weil ich ihn nicht mehr unter die anständigen Menschen zähle.“ — —

„Warum tut es denn Platen?“ —

„Das ist seine Sache.“

„Und warum,“ fuhr Herr von Dux jetzt in loderndem Zorn auf, „warum haben Sie sich denn überhaupt in den ganzen Handel eingemischt? Was ging Sie das an? Sie mit Ihren selbstherrlichen Ansichten! — Hätten Sie Platen die Sache für sich allein ausfechten lassen.“ —

Hersbach schwieg einen Augenblick.

„Er ist mein Freund — und er brauchte das Geld,“ sagte er ruhig. „Außerdem, Herr Oberst, war ich entschlossen, die Sache doch vor dem Ehrengericht zur Sprache zu bringen. Charakteren wie Rotterdan gebührt nicht mehr die Ehre, des Kaisers Rock zu tragen.“

Der Oberst unterdrückte einen Fluch.

„Daß Sie unser Regiment durch diese Affäre auf das abscheulichste in den Mund der Leute bringen, daran haben Sie wohl gar nicht gedacht?“

Hersbach schwieg.

„Ich will Ihnen etwas sagen,“ begann der Oberst wieder, sich gewaltsam zur Ruhe zwingend. „Es scheint mir doch, Sie haben bei aller Überlegung sehr unüberlegt gehan-

delt. — Jawohl — sehr unüberlegt!" — Seine Stimme hob sich schon wieder. „Ich mache Sie nicht darauf aufmerksam, daß Sie mir eine Menge Unannehmlichkeiten eingebrockt haben — gar nicht zu reden von Platens Duell, das, da dem Ehrenrat nicht unterbreitet, auch gegen die Vorschriften verstößt — daß der Oberst schließlich für alle schmutzige Wäsche in seinem Regiment verantwortlich gemacht wird — ich erinnere Sie aber daran, in welchen Beziehungen gerade Sie zu meiner Familie stehen. Darauf mußten Sie in allererster Linie Rücksicht nehmen — das andere kommt dann später — Sie mußten mir darin vertrauen."

Hersbach lächelte kaum merklich. Nie hatte er sich kühler und ruhiger gefühlt als in diesem Augenblick dem erregten Vorgesetzten gegenüber, dessen mißliche Lage er doch wieder begriff.

„Und wenn nun Rotterdan Platen und mich stumm gemacht hätte — ehe eine Anzeige an den Ehrenrat erfolgt wäre, wie es augenscheinlich seine Absicht war, dann hätte er als Ehrenmann weitergelebt, vielleicht sogar noch unter der scheuen Ehrerbietung der Kameraden. Wo bliebe da die Gerechtigkeit, Herr Oberst."

„Gerechtigkeit! — Gerechtigkeit!" rief Herr von Dux immer mehr die Beherrschung verlierend im Auf- und Ablaufen. „Die kommt erst in zweiter Linie! — Zuerst hat der Offizier darnach zu fragen, was seine Pflicht ist! Und Ihre Pflicht war es, die Herausforderung anzunehmen."

„Nein, Herr Oberst."

Starr vor Staunen über den Ton der Empörung, der ihm da entgegenschlug, drehte dieser sich um und maß den anderen mit aufgerissenen Augen. — Nein! Bei dem war jede Hoffnung auf eine vernünftige Beilegung ausgeschlossen, der ließ sich nicht beeinflussen. Der wich keinem guten Wort — nicht einmal einem Machtwort, so gefestigt und eisern stand er da, so ruhig und furchtlos. Alle seine große Abneigung, sein innerliches Widerstreben gegen diesen Menschen schlug jäh in ihm auf, am liebsten hätte er ihn mit Gewalt zu Boden gedrückt, um wenigstens so über ihn zu trium-

phieren. Langsam begann er die Knöpfe seines Überrockes zuzuknöpfen.

„Ich brauche Sie wohl nicht erst darauf aufmerksam zu machen, Herr Oberleutnant von Hersbach, daß mit diesem Augenblick Ihre Beziehungen zu meinem Hause ganz und für immer erloschen sind,“ sagte er eiskalt.

Hersbach erblaßte.

„Wenn Malve mich liebt — ich habe nichts Ehrenrühriges verbrochen, Herr Oberst.“ — Er sprach es leise, fast stammelnd. Hatte er auch diese Konsequenz voll vorausgeahnt im Verlauf des Gesprächs, nun sie ihn traf — warf sie ihn fast zu Boden.

Der Oberst knöpfte langsam, eiskalt den vorletzten Knopf zu.

„Wer zu meiner Familie gehört und gehören will, hat sich unbedingt dem Herkommen zu fügen.“ — Er beobachtete Georg dabei aus den Augenwinkeln unausgesetzt. Vielleicht war hier doch die Stelle, an der sich einsetzen ließ.

Diesen durchrann ein Zittern, die Kehle war ihm wie zugeschnürt; eine lange, bange Minute verging in Schweigen.

„Herr Oberst“ — Hersbachs Stimme war undeutlich. „Ich gebe meine rechte Hand willig her für meine Braut, für ihr Glück — mir selbst untreu — kann ich nicht werden! — Ich kann es nicht!“ schrie er fast auf. „Ich müßte mich ja selbst verachten.“ — Mit einer kühlen Handbewegung schnitt Herr von Dux alles weitere ab.

„Ich kann Ihnen nur wünschen, daß Sie mit diesen Ihren revolutionären Gesinnungen Ihren Weg finden mögen in der Welt. — Was mich betrifft — ich bleibe bei dem Gesagten . . .“ Der letzte Knopf war geschlossen, energisch reckte sich der Oberst in den Hüften.

„Herr von Hersbach, ich habe Ihnen nichts weiter zu sagen. — Vorläufig suspensiere ich Sie vom Dienst, halten Sie sich des weiteren gewärtig. Ich danke Ihnen.“

Vorschriftsmäßig verbeugte sich Georg, machte Kehrt und ging. Der Säbel klirrte leise, denn die Hand, die ihn angezogen hatte, zitterte, und wie in dumpfer Betäubung

trat er lautlos über die Schwelle. — Hinter ihm ballte der Oberst die Hände zu Fäusten und knirschte mit den Zähnen. Er hatte recht gehabt — damals! O, hätte er ihm die Tochter nie gegeben! — War er jetzt nicht mit getroffen von dem Geschehenen? Wo würden sich Menschen finden, die ihn über



den Mißgriff beklagten? Verhöhnen würden sie ihn alle — ihn und Malve mit. — Seine arme Tochter! Sein Sohn! — Wie würden sie es aufnehmen?

Nicht einmal um ein Abschiedswort hatte Hersbach gebeten! — Wenn er schon zu ihr ging — denn er, der Vater, hatte es ja nicht direkt verboten — ihn ließ es kalt. Malve war *seine* Tochter! — Auch ihr galt der Stand und seine Anforderungen als das höchste.

Nach dem Geschehenen war Hersbach ein toter Mann für sie wie für ihn. — Ihr Stolz würde die Wunde schließen, sich gegen jeden Schmerz auflehnen. —

Er strich die heiße Stirn.

„Uff!“ — die Sache hatte ihn heiß gemacht. — Er sah in ein unergründliches Meer von Ärgerlichkeiten und Aufregungen, deren Ende gar nicht abzusehen war, und die ihm — ihm — dem Unschuldigsten — den Abschied bringen konnten, anstatt der in nächster Zeit erwarteten Generalsstreifen.

Dieser Hersbach! — Wie er ihn haßte! —

Der ging indessen durch das Vorzimmer, in dem die Fahnen des Regiments standen, und zu ihnen blickte er mit umflorten Augen auf. — Das hatte er nicht gedacht, daß er einmal so von ihnen scheiden sollte, denen er so begeistert und treu in Kampf und Sieg, in Not und Tod gefolgt war.

So ruhmlos scheiden!

Und warum?

Weil er handelte, wie er glaubte handeln zu müssen! Weil er die Ehre des Einzelnen höher stellte als die Tradition des Ganzen, weil er gerecht urteilte und auch so beurteilt zu werden hoffte.

Nach dieser Viertelstunde beim Obersten wußte er, was ihm bevorstand; da gab es kein Zurück mehr. — Das hatte er doch nicht erwartet!

Und nun fiel es ihm wieder mit Zentnerschwere auf das Herz. Das mit Malve! — War es möglich? Könnte auch sie ihn verlassen, obgleich er doch nur tat, was recht war? —. Ihm hatte es immer geschienen, als wäre sie im Grunde ihres Herzens eine große Natur; all das Kleine und Kleinliche an ihr nur anerzogen, angewöhnt. Jetzt war der Augenblick da, wo sie beweisen konnte, *was* sie eigentlich war! — Nur einen Funken Hoffnung wollte er von ihr für die Zukunft. Nur einen festen Händedruck, ein stilles: Ich warte! — und er nahm unverzüglich den Kampf mit dem Leben auf, um sie sich als besten Preis zu erringen.

Ein Hoffnungsfünkchen glimmte in ihm; nur ein Fünk-

chen, wie er glaubte, aber von diesem Fünkchen ging die einzige Wärme aus, die er noch empfand, die ihn noch aufrecht erhielt.

Er zögerte unentschlossen. Sollte er jetzt gleich zu ihr gehen? Persönlich mit ihr sprechen? Der Oberst hatte ihm kein Wort gesagt, das er als Verbot auffassen konnte — oder sollte er ihr schreiben, ihr alles erklären, denn eigentlich hatte ja sie allein ein Anrecht darauf, in diesen Dingen mitgehört zu werden.

Wenn sie ihn verstand — sie nur allein auf der ganzen Welt, dann war ja alles andere Nebensache! — Aber seine Hoffnung war nur kleines, unruhig zuckendes Fünkchen! —

Als er, noch immer unentschlossen — auf den Korridor trat, wurde die Tür von Bennos Zimmer heftig aufgerissen.

Die Geschwister hatten seit einer Viertelstunde, seitdem Benno vom Frühschoppen der Stammkneipe nach Hause gekommen war, zusammengesessen und Rat gehalten. Benno brachte so sonderbare Gerüchte mit nach Hause. Viel Wahres, viel Falsches, jedenfalls das eine mit absoluter Bestimmtheit, daß Hersbach eine Forderung verweigert hatte. Müller erzählte ihm das selbst — ja, er hatte ihm sein Wort darauf gegeben. — Benno begriff das einfach nicht, da lagen noch andere Dinge vor, ohne deren Kenntnis die ganze Geschichte wie ein Fastnachtsscherz wirkte. Das hatte er eben auch der ganz verstörten Malve gesagt, und daß er zu Georg müsse, um die Sache aufzuklären, ehe sein Vater sich noch einmischen konnte. Erschrocken fuhr er zurück, als er auf dem Korridor plötzlich Hersbach vor sich stehen sah. Der erste Gedanke war: zu spät! Denn daß er von seinem Vater kam, zeigte ihm der Dienstanzug und Georgs verstörtes Gesicht. Benno ergriff ihn beim Arm.

„Um Gottes willen, Georg! — Weiß Papa denn schon etwas?" Damit zog er ihn über die Schwelle und schloß hinter ihm die Tür. Hersbach nickte.

„Ja, aber Menschenkind — sag mir nur — ich sehe in dem allen noch nicht klar! — Ist es denn wahr, daß du — daß du . . . ."

„Daß ich Rotterdans Forderung abgelehnt habe? — Ja!“ —

Er sah gequält und überreizt aus, aber Benno beachtete das nicht. Noch einmal mußte Hersbach alles durchsprechen — so schwer es ihm auch wurde, und der junge Offizier stand vor ihm, beide Hände auf seinen Schultern und starrte ihm ins Gesicht, als begriff er nichts von alledem, was der andere ihm sagte.

„Georg! Georg! Das kann dein Ernst nicht sein!“ brach er endlich los. „Weißt du denn nicht, daß du mein Ideal in vielen Dingen gewesen bist, daß ich mich über Malves Wahl gefreut habe, als hätte sie mir direkt damit etwas Liebes geschenkt? Ob du es je gemerkt hast, weiß ich nicht — unter Männern behält man ja seine Gefühle für sich . . . aber so kann das mit dir nicht enden — so soll es nicht enden!“ —

„Lieber Benno,“ sagte Hersbach erschüttert, denn die Herzlichkeit des anderen ging ihm näher wie der Zorn der übrigen.

„Ich bitte dich, Georg, zerstöre mir nicht die Gloriole, die ich um dich gewoben hatte, wenn ich deine Orden ansah und deine Kriegserinnerungen so oft mit Neid im Herzen anhörte. Tue es nicht! — Es gibt so wenig in der Welt, das man hochhalten kann.“

„Willst du dir nicht die Mühe geben, mich zu begreifen, Benno? Ich wäre dir dankbar dafür,“ sagte Hersbach mit erstickter Stimme.

„Das kann ich nicht, Georg! Es ist mir unmöglich. Das tritt an mich heran wie aus einer fremden, unverständlichen Welt. — Uns ist doch unser Weg so deutlich vorgezeichnet, daß wir ihn nur zu gehen brauchen, und alles bleibt im Geleise.“

„Geleise sind oft ausgefahren und führen durch Löcher,“ entgegnete Hersbach bitter.

Er hatte sich aus Bennos Griffen befreit, ihm war zumute, als müsse er sich die Uniform aufreißen, wenn er nicht ersticken sollte.

„Das geht dich gar nichts an, du hast ihnen nur blind-

lings zu folgen. Ich — weiß Gott, ich hätte nicht den Mut, mich so gegen alles geheiligte Herkommen aufzulehnen, ich kuschte hübsch, selbst wenn ich im Innern anderer Meinung wäre. Man fährt am besten so.“ — Sein Ton klang beschwörend.

„Dir mag das ja feig vorkommen, Georg, aber ich bitte dich — laß diesen Mut ruhig beiseite, er bricht dir nur den Hals.“

„Er hat ihn mir schon gebrochen, mein lieber Benno.“

„Ach, Unsinn! Beauftrage mich nur, und ich stehe dir dafür, daß sich alles wieder einrenkt. Ich sage, daß du an momentaner Geistesverwirrung gelitten hast, als du die Forderung ablehntest, daß du jetzt selber entsetzt bist — kurz alles, was möglich ist . . .“

„Halt, Benno, gib dir keine Mühe,“ unterbrach ihn Hersbach ernst. „Glaubst du wirklich, mein Entschluß stände auf so tönernen Füßen? Sieh mich an, sehe ich aus wie ein Geistesverwirrter?“

„Ja — dann Georg — dann.“ — — — — — —

„Dann gibst auch du mich auf, nicht wahr?“

„Muß ich denn nicht? Muß ich nicht?“

„Ja, du mußt. Die Tradition ist euer Götze, ihm müßt ihr Menschenverstand, Gerechtigkeit und gesunde Vernunft opfern — ich weiß das jetzt.“

Bennos frisches, lustiges Gesicht hatte sich verändert, es sah zornig und entstellt aus.

„Schmähe die Tradition nicht,“ sagte er finster. „Sie ist das eiserne Band, das uns schützend zusammenhält, das unsern Stand groß gemacht hat. Wer gegen sie verstößt — muß gerichtet sein. — Kommt uns nur nicht mit euren Ehrbegriffen von Verklagen und Recht suchen und Geldstrafen! Wenn wir erst so weit sind, dann können wir getrost unseren Säbel in die Ecke stellen, um den wird uns dann niemand mehr beneiden. — Weißt du, was ich jetzt tun werde? — Ich werde mich statt deiner Rotterdan stellen — damit der Flecken auf unserem Namen getilgt wird, den du darauf geworfen hast . . .“

„Tue das! — Tue das!“ rief eine leidenschaftliche Stimme aus der geöffneten Tür des Nebenzimmers. Malve stand in derselben, verweint, das Taschentuch zum Knäuel geballt in der Hand, aber ihre Augen sprühten, und ihre Gestalt, hoch aufgereckt, hatte in jeder Linie etwas Abwehrendes.

„Malve!“ rief Hersbach erstickt. Er streckte ihr beide Hände entgegen.

Langsam kam sie auf ihn zu, aber sie ergriff dieselben nicht.

„Ist das wahr!“ fragte sie heiser, „was Papa — was Benno sagt? — Du willst dich nicht schießen?“

Er schüttelte den Kopf.

„Auch nicht, wenn ich dich bitte — es von dir verlange? — Ich — deine Braut?“

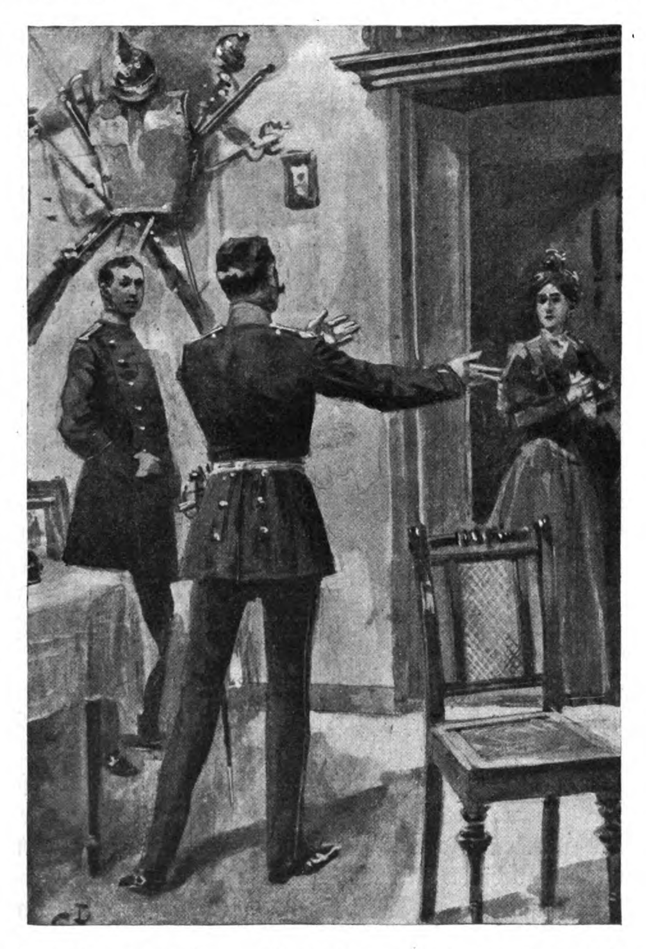
„Nein, Malve.“

„Du weißt, daß sie mich alle verhöhnen und verspotten werden — nicht ins Gesicht hinein — o nein — hinter dem Rücken! Du kannst — du willst mir das antun?“

Er schwieg und biß die Zähne zusammen, diese Malve — hochmütig, rücksichtslos, nur ihren eignen Gesichtspunkt anerkennend — kannte er auch schon, trotz seiner kurzen Brautzeit. Von dieser Malve kam ihm keine Liebe, kein Glaube, kein Verstehen! — aber indem er sich das alles klar und deutlich sagte, kam die Liebe zu diesem Mädchen doch wieder über ihn wie ein wildes Tier und zerfleischte ihn. War nicht alles gleichgültig — außer ihrem Besitz? — Gab es irgend etwas anderes Erstrebenswerteres in der Welt für ihn als ihren Besitz?

Mit dem feinen Instinkt des Weibes fühlte sie ihre Macht, ihren Sieg, aber sie regte sich deshalb doch nicht, ihre feindselige Haltung blieb. — Daß er ihr das überhaupt antun konnte! Er! — Ihr!! — Keine weibliche Angst regte sich in ihr um den Geliebten, kein Aufatmen, daß er nun nicht vor die mörderische Kugel kam. Was eine andere vielleicht erfreut hätte, ihr brachte es nur Scham.

„Bedenke w e r wir sind," sagte sie halblaut — fast befehlend, „und mache gut, was noch gut zu machen ist. Papa



nehme ich auf mich. — Aber ich — ich fordere dieses Duell von dir!"

„Du irrst, Malve," sagte er totenbleich, aber ruhig. — „Mein Entschluß steht fest. — Ich trage die Konsequenzen."

Sie wich zurück. Ihre Stirn furchte sich, ihre Nasenflügel bebten und zuckten.

„Feigling!“ rief sie laut und heftig.

Da drehte er sich um und ging schweigend aus dem Zimmer. Niemand rief ihn zurück, niemand folgte ihm. —

Draußen kam eine Ruhe über ihn, eine Art Wollust des Schmerzes. Er dachte und fühlte nichts mehr. Ganz mechanisch ging er unter dem wärmenden Sonnenschein dahin, ganz mechanisch kam er nach Hause, legte Helm und Säbel ab und setzte sich auf das Sofa.

Also aus! —

Vorbei seine Karriere, die so glänzend begonnen, vorbei jede Hoffnung auf Liebesglück, vorbei selbst der Glaube daran, daß die Menschen, die ihn kannten, ihn verstehen würden. Er stand nun da — einsam, verfemt sogar — und durfte sich nur immer wieder fragen: Ja, wer ist denn nun eigentlich im Recht? Du mit deiner Lebensauffassung oder die anderen? Bist du wirklich der blöde Tor, für den sie dich halten wollen, alle — alle! Oder stehst du über ihnen, ist dein Horizont größer, weil du einfach dem gesunden Menschenverstand gefolgt bist, dem Ehrbegriff, der nun einmal in dir lebt? — Feigling hatte ihn Malve genannt. — Jetzt erst kam ihm die Schmach dieses Wortes zum Bewußtsein wie ein scharfer Peitschenhieb, bohrte sich in ihm wie ein glühender Pfahl ins Fleisch. Seine Stirn rötete sich, er stand auf und trat schwer atmend an das Fenster. Das mußte er von der Geliebten hinnehmen, ohne sie dafür zur Rechenschaft ziehen zu können! — Und las er nicht dasselbe Urteil in den Augen der anderen? War es nicht überall zutage getreten wie eine züngelnde Schlange? Hatte nicht selbst Rochus einen Moment dasselbe gedacht?

Er faßte sich an die glühende, feuchte Stirn. Waren diese Menschen denn wahnsinnig — ihn so mißzuverstehen? Weil er sich zu hoch stellte, der nackten Gemeinheit in seinen Augen noch gleichen Wert mit sich einzuräumen, deshalb traten sie ihn in den Schmutz? Bei keinem anderen wäre es ihm je eingefallen, eine Genugtuung zu verweigern, aber

Rotterdan war für ihn aus dem Kreise derer geschieden — — — er konnte einfach nicht anders — er fühlte so.

Und keiner, der diesem seinem Gefühl auch nur nachzugehen versuchte! Alles beugte sich sklavisch der Tradition und richtete ihn. Ja ihn! — In aller Augen stand er jetzt tiefer in moralischer Beziehung als sein Gegner. Malve hatte es ihm ja entgegengeschleudert. War das noch nicht genug? — War er nun nicht für ewig gerichtet? —



„Nein!“ schrie er laut auf, als habe er irgendwo einen unsichtbaren Gegner, mit dem er kämpfe. — „Nein!“ — Ich will es euch zeigen und beweisen, daß ich im Recht bin mit meiner Anschauung!“

Jäh brach er ab und schwieg. —

Einstweilen lag seine Zukunft dunkel vor ihm. Was nun zunächst kam, wußte er genau. Er fiel! — An ihm würde der Oberst all den Groll auslassen, den er gegen ihn fühlte, weil seine Handlungsweise viel Staub aufwirbeln, vielleicht dem Regiment zum Vorwurf gemacht werden würde. — Nun hatte er ein neues Leben aufzubauen, nachdem das alte in Trümmer gegangen war. — Er dachte auch an seine Mutter. Die würde sich freuen, das Geschehnis vielleicht segnen, aber er — wie stand er denn jetzt dazu?

Erwartet in dieser Form hatte er es nicht, das war sicher; aber trotzdem — er bereute nicht. Nein, er hätte genau ebenso gehandelt, wenn er auch die Folgen deutlich vorausgewußt hätte. Er war Manns genug, sie zu tragen unter dem Bewußtsein, daß seine persönliche Ehre ihm geblieben war, wie er sie nun einmal auffaßte.

Malves Verlust schmerzte ihn am heftigsten, so wie sie würde er nie wieder ein Weib lieben können, das wußte er. Er zürnte ihr nicht einmal so sehr, kannte er doch den Bann, unter dem sie lebte, genau. Vielleicht kam einmal eine Zeit, wo sie gerechter dachte, sie war ja noch jung und unerfahren.

Aber die Kameraden! Rochus! Der Oberst und Benno, den er stets so gern gehabt hatte. — Eine eiserne Hand krampfte sein Herz zusammen, daß er kaum atmen konnte; langsam zog er die Uniform ab. Dabei klirrten die Kriegsdenkmünze und das Kreuz leicht unter der Bewegung. Schmerzlich sah er darauf hin. — Nicht einmal das hatte ihn vor entwürdigendem Verdacht schützen können! Feucht stieg es ihm in die Augen. Und dabei fiel ihm plötzlich Rochus ein. Was war aus dem geworden? —

Er rief seinen Burschen und schickte ihn in die Wohnung des Freundes mit einem Briefe. Aber trotz seiner Angst und Erregung, seiner seelischen Qualen schlief er plötzlich ein, unvermittelt und schwer wie ein Toter, noch ehe der Bursche zurückkam.

---

## IX.

Als Mea auf freiem Felde wieder zu sich kam, war der Wagen mit seinen Insassen längst verschwunden. Sie richtete sich entsetzt auf und blickte mit scheuen Augen um sich.

Wo war es gewesen? Dort, wo der Weg eine kleine Krümmung macht! Dort hatte sie den geschlossenen Wagen im langsamsten Schritt fahren gesehen — — — Was enthielt er?

Vor ihren Augen wurde es wieder wirr, aber sie zwang sich zur Ruhe. Nur erst Gewißheit!

Um Gottes willen Gewißheit!

Sie kam nur langsam vorwärts. Die Füße waren ihr schwer wie Blei, und der Atem versagte, ihr ganzer Körper bedeckte sich mit kaltem Schweiß.

Keinen Augenblick überlegte sie, wie sie zu dieser Gewißheit kommen sollte. Das war ja über allem Zweifel erhaben. Hingehen in seine Wohnung — fragen — ihn sehen, wenn es irgend möglich war.

Was ging sie denn das Geschwätz der Wallhofener an? Was selbst das Verbot ihres Vaters! — Das alles kam ihr so klein, so nichtig — so belanglos vor!

Für sie gab es nur eins in diesem Augenblick, das Bewußtsein, daß sie zu ihm gehörte, den sie liebte, gleichviel in welcher Weise.

„O mein Geliebter," sagte sie laut vor sich hin, hinein in den sonnigen Frühlingstag, der sie noch immer umwob. „Wie töricht sind wir gewesen! Wie kleinlich! — Was kümmert mich dein Rock, was dich mein Ruf! — Wir tun was wir müssen! — Und bist du tot — gestorben um mich — folge ich dir in den Tod!"

Sie hatte das dumpfe Gefühl, daß sie das zwar nicht tun würde, daß das Grab eine Grenze sei und bleiben werde, aber es gewährte ihr Beruhigung, in solchen Gedanken zu schwelgen; sie kam sich dadurch größer und freier vor.

Endlich hatte sie die Stadt erreicht, das Haus, in dem Rochus wohnte. Ohne zu zögern, stieg sie die Treppe hinauf und läutete. Der Bursche kam, er machte blitzdumme Augen, als er das Fräulein aus dem Laden am Markt sah.

„Was macht Ihr Leutnant? Ist er — tot?"

„Nee — aber er liegt im Bett, den Arm verbunden."

Um Mea drehte sich alles. Er lebte — er war nicht tot! Sie griff nach dem Arm des Burschen.

„Ist er . . . ist er . . ." stammelte sie tonlos.

Der Bursche griente.

„Nee, er ist bei sich. Wollen Se rinn?"

Aber Mea schüttelte den Kopf. Der Hals war ihr trocken, Tränen schossen unaufhaltsam in ihre Augen, nun

die große gewaltige Spannung nachgelassen hatte. Fast war es ihr eine Enttäuschung, daß es nicht so schlimm war als sie gefürchtet. Sie wußte auf einmal, daß Wallhofen Einwohner hatte, die das Klatschen liebten, daß ihr Vater Lärm schlagen würde, daß sie Mea Wallis und Rochus der ihr unerreichbare Leutnant Platen war.

„Sagen Sie — sagen Sie ihm nicht, daß ich hier war," stammelte sie kaum verständlich und ging die Treppe langsam mit gesenktem Kopf hinunter.

Er hatte sie ja von sich gewiesen! Wie konnte sie das vergessen, jetzt, wo er nicht sterbend war.

Eine schreckliche Hoffnungslosigkeit und Leere kam über sie nach dem Jammer der letzten Stunden, der ihr Gefühlsleben so gewaltig aufgerüttelt hatte; sie kam sich klein, mißachtet und elend vor.

So schlich sie nach Hause. — —

Rochus lag indessen stumm und still und starrte in das beginnende Dämmern. Er war noch in einem Zustand, in dem Dinge, Menschen und Gedanken schattenhaft an ihm vorüberglitten, ohne das ganze Bewußtsein auszulösen!

Rotterdans Kugel war ihm in die Achsel gedrungen, hatte den Knochen zerschmettert und sich in denselben eingebohrt, sie war zunächst nicht zu entfernen, so viel Mühe sich auch die Ärzte während der Narkose gegeben hatten.

„Ein selten unglücklicher Schuß," lautete ihre Diagnose, während der sie sich bedeutsam ansahen. Nicht tödlich — nicht einmal lebensgefährlich, o nein! Nur zum Krüppel war er geschossen, der sich nie wieder des unbedingten Gebrauchs seines Armes würde erfreuen können.

Rochus wußte nichts davon. Überhaupt noch niemand, außer seinem Sekundanten, der den Verwundeten nach Hause gebracht hatte.

Ob Rotterdan das beabsichtigt hatte?

Er war so eigentümlich grüngelb im Gesicht geworden, als er hörte, daß die Kugel das Schultergelenk getroffen, gerade als bekäme er damit eine unangenehme Nachricht, viel-

leicht hatte seine Hand im entscheidenden Augenblick doch etwas gezittert und so sein eigentliches Ziel verfehlt.

Wäre Rochus nicht noch so schwach und benommen gewesen, Hersbachs Fehlen hätte ihn gewiß gewundert und aufgeregt, aber selbst der Bericht des Burschen, den er vor sich hinmurmelte, daß eine Dame dagewesen sei, ging eindruckslos an ihm vorüber.

Dafür fiel dem braven Burschen etwas ein. Heute vormittag hatte er einen Brief an Fräulein Wallis auf dem Schreibtisch seines Leutnants liegen sehen, heute war der Tag, an dem er seit Monaten stets an sie schrieb. Vielleicht wollte sich das Fräulein vorhin auch gleich ihren Brief, den sie vermißt hatte, holen.

„Sieh, sieh — da hätten wir ja das Porto sparen können," dachte er bedauernd, und ging dann daran, den Brief zu suchen. Endlich fand er ihn, gleich obenauf lag er in der Mappe, und pflichtgetreu kam er noch einmal an das Bett des Leutnants, um zu fragen, ob er ihn aufgeben solle.

„Ja! ja!" murmelte der, ohne sich recht klar zu sein über das, was er sagte. —

Als er am Abend, vollkommen bei Besinnung, erwachte, sah er Hersbach an seinem Bette stehen, die Augen auf sein Gesicht geheftet. Er lächelte ihn an, fast als bäte er ihn um Entschuldigung, daß er, seinen dunklen Gedanken zum Trotz, nun doch noch lebendig hier lag. — Auch Georg lächelte.

„Gott sei Dank, Rochus."

„Wie man es nehmen will! Nun geht der alte Kampf, das alte Leid von neuem an."

„Denke jetzt nicht daran. Nur an deine Gesundheit."

Die Stimme, die den Kranken trösten wollte, war trocken und spröde wie Glas. Rochus wandte den Kopf und sah ihm still prüfend in das Gesicht. Dann fragte er unruhig:

„Und du, Georg? — Was ist mit dir?" Seine Augen glitten an dem dunklen Zivilanzug, den Hersbach trug, herauf und herunter. Es war nicht Sitte bei den Wallhofener Offizieren in Zivil zu gehen, und deshalb regte es Rochus auf.

„Morgen! Alles morgen!" wehrte Hersbach ab. „Heute hast du nur an dich zu denken."

Aber Rochus dachte nicht an sich. Mit einem Ruck versuchte er sich halb aufzurichten.

„Georg! — Ich muß alles wissen? — Es ist etwas geschehen! . . . Deine Braut . . . !"

„Ich habe keine Braut mehr."

„Deine Karriere . . ."

„Ist zu Ende!"

Hersbach antwortete ganz ruhig; aber es war ein Klang in seiner Stimme, der dem anderen durch Mark und Bein ging.

„Es kann nicht sein! — Georg — es kann nicht!"

„Doch, Rochus! — Aber bleibe ruhig, es nutzt nichts mehr — es ist alles zu Ende."

„Warum denn? Warum?"

„In den Augen aller habe ich das gelesen, was du dich fürchtetest, im ersten Impuls auszusprechen — Feigling!"

„Aber mein Gott! — Die Feldzüge! — Deine Orden? Hast du sie ihnen nicht gezeigt? — Hast du dich nicht auf mich berufen? — Ins Gesicht will ich es ihnen allen schreien, daß keiner — hörst du — - keiner das Recht hat, an deinem Mut zu zweifeln."

„Laß es gut sein, Rochus. Das ist es ihnen ja gar nicht. Ich habe gegen die Tradition verstoßen — verstehst du — gegen die geheiligte Tradition, unter deren Schatten die Armee lebt. — Aber je mehr ich darüber nachgedacht habe, — und ich habe viel nachgedacht in diesen langen Stunden — je mehr bin ich zu der Einsicht gekommen, daß diese Tradition unberechtigt ist. Ja, noch mehr, sie ist unsinnig. — Mich stößt man aus den Reihen der Unsern, ächtet und verachtet mich, weil ich mich gegen sie auflehne; dich aber bestraft man, weil du ihr gefolgt bist, deine Knochen hergegeben hast, um ihr genug zu tun. Deine Festungshaft ist dir sicher."

„Ich weiß!" nickte Rochus. „Das läßt sich einmal nicht ändern. Ich will auch gern meine Strafe antreten, aber du!

du! Dein schönes, reiches Leben ist zerstört, du wirst es nie ganz überwinden, Georg!“

„Ich denke doch!“ sagte der ernst. „Wer solche Stunden hinter sich hat wie ich, Rochus, der hat wohl das Schwerste ertragen, was ein Mann ertragen kann. Alles andere wird dann auch noch möglich sein. In dem Augenblick, wo du die Unsinnigkeit einer Sache erkannt hast, stehst du auch schon geistig über ihr und kannst mit ihr fertig werden. Und nun kein Wort weiter. Ich bleibe die Nacht bei dir um zu sehen, wie es dir geht, die Aufregung kann dir geschadet haben.

„Was liegt an mir! Ein Dutzendmensch, der weder anders denkt noch fühlt wie die Majorität,“ sagte Rochus bitter. „Ich sehe nichts anderes vor mir, als den vorgeschriebenen Weg. Aber du, Georg! du! — Du bist mehr wie wir alle, und darum kränkt mich so sehr, was dir widerfährt!“ — Er schloß die Augen, weil er nicht sehen lassen wollte, daß sie naß waren und reichte dem Freunde die gesunde Hand mit stummem Druck.

Aber obgleich sie nun wie auf stillschweigende Verabredung kein Wort mehr über das Geschehene sprachen, wirkte es doch in beiden nach und nahm ihnen die Nachtruhe.

Am nächsten Morgen machte der Stabsarzt große Augen, Hersbach bei dem Patienten zu finden. Er war natürlich schon von allem unterrichtet, kannte die Stimmung der übrigen Herren gegen dieses räudige Schaf des Regiments und war eines Augenblicks Länge uneinig mit sich, wie er sich zu verhalten habe. Aber er war ja nicht Offizier, er brauchte sich um die Sache nicht unbedingt zu kümmern. Deshalb tat er ganz unbefangen unter Rochus unruhigen Blicken, gab seine Verordnungen, sprach ein paar aufmunternde Worte zu dem Patienten, und als Hersbach ihm zur Tür hinaus folgte, zuckte er mit keiner Miene.

Draußen freilich veränderte sie sich, aber er tat seine Pflicht, indem er ganz ehrlich über die unglückselige Verwundung sprach.

Den Arm je wieder diensttauglich zu bekommen, davon

war keine Rede. Niemals! Vielleicht später — nach Jahren — bedingte Bewegungsfähigkeit, aber Invalide auf jeden Fall.

Hersbach erschrak so heftig, daß er sich gegen die Wand lehnen mußte, ein Grausen überfiel ihn. Sein Freund — arm wie er, nun auch noch dem grausamen Leben gegenüber seiner gesunden Glieder beraubt! Eine kranke Mutter . . . — Und als einziges Äquivalent dafür, daß er ohne Murren den Pflichten seines Standes nachgekommen war: ein Pension — zu wenig zum Leben, zum Sterben zu viel! —

Die ganze schreckliche Grausamkeit dieses Standes gegen den einzelnen kam ihm wieder schneidend zum Bewußtsein. Dieses Standes, dem er mit so viel Stolz angehört hatte! — Aber er war gerecht genug, ihn deshalb nicht zu verurteilen, nur die Auswüchse, die er zeitigte, und die ihre Opfer forderten.

Wenn er bedachte, was der Grund dieses Duells gewesen war . . . Der ehrlose Leichtsinn eines von ihnen — und was die Folgen! —

Wie würde Rochus das Leben ertragen ohne seinen über alles geliebten Rock, dem er, ohne zu zögern, sogar das Opfer seiner Liebe gebracht hatte! — Wie würde er die Mittellosigkeit empfinden, die jetzt nicht mehr vergoldet wurde durch die Hoffnung auf die Zukunft?

Er begriff, daß er wieder hinein mußte, um Rochus nicht mißtrauisch zu machen. Fest preßte er die Lippen aufeinander und gab sich Haltung.

Der Patient sah ihm lebhaft entgegen.

„Nun, was sagt der Doktor. Wie lange kann die Geschichte dauern? Ein Armbruch kostet drei Wochen — wie lange dies?“

„Etwa ebenso lange.“ — Hersbach hatte keine Ahnung, wußte auch nicht, ob der Arzt überhaupt davon gesprochen, aber die Lüge schien ihm geboten. Über der blassen Stirn des Freundes, die sich ihm so ahnungslos zugewandt hatte,

sah er das Stigma des Krüppels, und nichts weiter! Kaum war er fähig, seine Qual zu verbergen.

Platen rechnete inzwischen vor sich hin.



„Drei Wochen im Verband — Ende März —, drei Monat ungefähr Festung — man muß doch mit der Begnadigung rechnen — dann einen kurzen Urlaub — und den verbringen wir wieder gemeinsam, nicht wahr, Georg?“

„Wollen es hoffen!“

„Hoffen? Wieso nur hoffen? — Ach — ich vergaß, du weißt noch nicht, was aus dir wird, nicht?“

„O doch. Ich studiere weiter.“

„Dazu bist du entschlossen?“

„Ganz fest.“

„Und wo?“

„Ich ziehe mit meiner Mutter zusammen. Unser Kapital muß eben herhalten, bis ich in Amt und Würden bin. Mama hat ja auch noch ihre Pension.“

Rochus seufzte schmerzlich.

„Wie einsam wird mir Wallhofen sein ohne dich,“ sagte er und deckte die gesunde Linke über die Augen.

Hersbach zuckte zusammen. War es nicht am besten, er versuchte ihn etwas vorzubereiten, trotz des Arztes Verbot?

„Vielleicht kommst du mit mir?“

Rochus lachte. — „Nein, mein Kerlchen, so lieb ich dich habe! Du weißt ja, der Rock hält mich fest. Was sollte ich auch als Zivilist? Ich passe da nicht hinein, das fühle ich ganz gut. Meine Anschauungen, alles in mir lehnt sich dagegen auf, ich muß als das verbraucht werden, was ich nun einmal bin.“

„Gegen Zufälligkeiten und Schicksalsschläge ist niemand geschützt, Rochus.“

„Weißt du — lieber tot.“ —

Und Hersbach schwieg. — — —

Hinter Mea Wallis lag eine trübe, aufgeregte Nacht ohne Schlaf. Alles was sie die letzte Zeit gequält in ihrer Liebe, verdichtete sich noch einmal vor ihr und schmerzte sie aufs neue. Alles was sie gab, was sie mit ihrem reichen Herzen an Gefühl geben konnte, es überbrückte nicht die Kluft, die sie von dem Geliebten trennte. Ihr blieb nur eins: zu vergessen! Und dennoch wehrte sich alles in ihr dagegen. Jugend, Liebe, Stolz, keines wollte einsehen, daß die Welt gerade so beschaffen sein müsse wie sie nun einmal ist. — Und sie kämpfte immer aufs neue gegen sich selbst, um endlich zur Ruhe zu kommen und weinte und rang die Hände mit dem Bewußtsein der eigenen Ohnmacht. Das Bitterste war ja dabei, daß Rochus selbst sie ohne Murren opferte, um seinem Stande treu bleiben zu können, daß sie ihm weniger galt als dieser. Und ein heißer Haß regte sich

in ihr gegen den roten Kragen, der so selbstverständlich zwischen zwei Herzen trat, als sei er dazu berechtigt. — Sie ahnte nicht, daß in ihrem alten Vater ein Widerhall desselben Hasses lebte, den sie jetzt empfand, und zwar seit heute morgen, wenn auch in viel gelinderer Form.

Nicht etwa deshalb, weil Rotterdan ihn angepumpt hatte. Mein Gott, er konnte solche kleine Summe entbehren, ohne es zu fühlen, und Jugend hat einmal keine Tugend! Darüber war er längst hinweg, auch nicht weil seine Mea ein Rendezvous mit einem Offizier gehabt. Als er ihr das in bitteren Worten vorgehalten, hatte sie so jämmerlich geweint und geschluchzt, daß ihm noch jetzt bei der Erinnerung daran das Herz blutete — sondern weil man seine Tochter, sein hübsches, gebildetes Mädchen nicht wert genug hielt, um sie zu werben! Das nagte an ihm! Das wurmte ihn! — Was waren die anderen Damen denn mehr wie seine Mea! Er hätte darauf wetten mögen, daß sie jeder Einzigen überlegen war. — Aber ihr durfte sich keiner der Offiziere mit ehrlichen Absichten nahen, wenn er in seiner Stellung und in Wallhofen bleiben wollte!

Eine Rachebegier erwachte in dem kleinen, sonst so zufriedenen Manne, daß es ihm heiß im Bette wurde. Ja! Er wollte sein Geschäft verkaufen, mit der Tochter in die Fremde ziehen, und dann sollte sie einen Leutnant haben! — Einen vornehmen — schönen — augenblicklich tat er es nicht unter einem Grafen — und der sollte sich dann hierher nach Wallhofen versetzen lassen und hier eine Rolle spielen — gerade hier, und seine Mea als gleichberechtigte Offiziersfrau. Das Geld dazu hatte er ja! —

Aber schon unter dem Bau seiner Luftschlösser wurde ihm weh zumut. Was sollte er in der Welt? Wallhofen war seine Heimat, die er nicht verlassen konnte, ohne daran zu verbluten. Sein altes, liebes Wallhofen! — Und seine Frau erst! — Nein, nein, hier waren sie festgewurzelt, hier gehörten sie her. Mea mußte ihren Lebensweg allein gehen, wenn sie in die Welt hinaus wollte.

Und sein Haß sank wie seine hoffärtigen Gedanken,

und bald war er wieder der alte Wallis, zufrieden in seiner Sphäre und an seinem bescheidenen Lebensplatz. —

Mea schlief endlich gegen Morgen ein, als ihre Eltern bald aufstanden. Sie schlief schwer, von bösen Träumen geplagt und bis lang in den Tag. Als sie erwachte, sah sie ein weißes Kuvert am Boden, unter der Türe durchgesteckt. Sie hatte mit einem hohen Trinkgeld den Postboten bestochen, alle ihre Briefschaften auf diese Weise an sie direkt zu besorgen, und daher konnte sie ganz unbeobachtet ihre Korrespondenz mit Platen so lange führen. Als sie das weiße Viereck am Boden sah, fuhr sie auf, strich heftig die Haare aus der Stirn und starrte darauf hin. Hatte sie denn alles nur geträumt? War die ganze letzte Zeit nicht gewesen, außer in ihrer Einbildung?

Sie huschte aus dem Bett, von weitem schon erkannte sie seine Schriftzüge, und dann — ganz in sich zusammengekauert — las sie den Brief. Jenen Brief, den er ihr in Todesahnungen geschrieben, in dem er ihr sein ganzes gutes, braves Herz enthüllte. Und wieder weinte Mea, aber diesmal waren es Tränen des Glücks. Mit einem Jubelschrei drückte sie das Papier an die Lippen. Das Schlimmste, das, was sie vor Kummer und verletztem Selbstgefühl ganz rasend gemacht hatte, das Bewußtsein, daß er sie so wenig, so mit tausend Rücksichten gewissermaßen liebte, das war nun von ihr genommen! Sie wußte, daß er dasselbe für sie empfand, wie sie für ihn!

Mochte nun alles kommen, wie es wollte! Die Erinnerung wenigstens blieb ihr jetzt. Eine reiche, schöne Erinnerung! Die Erinnerung an eine seltene, ehrliche Liebe, die zwar entsagen, — aber nie vergessen kann.

O, der geliebte, der einzige Mann! — Sie fühlte sich so reich und frei, so gehoben. Nicht Mangel an Liebe hatte ihn so handeln lassen, nur übertriebenes Feingefühl. Sie verstand ihn! Auf einmal verstand sie ihn ganz. — Er hätte ja gar nicht anders handeln können. Je mehr sie darüber nachdachte, je klarer wurde ihr das, und nun wollte sie ihm auch nicht nachstehen in Entsagungsmut. Ein Taumel rann

ihr erhitzend durch die Adern; ihre Augen leuchteten, ihr Busen wogte. Zu was wäre sie in diesem Augenblick nicht fähig gewesen, in dem sein erster und einziger Liebesbrief sie wieder so hoch erhoben hatte, daß sie fühlte, was sie ihm in Wahrheit war. — — Aber die Stunden gingen und mit ihnen die Hochflut der Gefühle. Wenn sie nur wenigstens gewußt hätte, wie es dem Geliebten ging. Man hatte Beispiele, daß eine Verwundung, die zuerst ganz ungefährlich schien, hinterher in das Gegenteil umschlug. Jedenfalls erfuhr sie nichts davon, aber daß der unausgesprochene eigentliche Grund des Zweikampfes sie selbst gewesen, daran hielt sie nach diesem Briefe doppelt fest. Mithin fühlte sie sich auch mitverpflichtet.



Ihren Vater mochte sie nicht bitten, Erkundigungen einzuziehen, er ahnte ja immer noch nicht, daß es Platen war, den seine Tochter liebte, also blieb ihr nichts anderes übrig, als sich wieder auf sich selbst zu verlassen.

Mit klopfendem Herzen und ängstlich spähenden Augen machte sie sich auf den Weg; heute hatte sie Furcht vor Begegnungen, deshalb zuckte sie erschrocken zusammen, als sie sich plötzlich begrüßt hörte. Es war Hersbach, den sie in Zivil und bei der sinkenden Dämmerung gar nicht erkannt hatte. In demselben Augenblick, als sie seinen Gruß erwiderte, kam ihr ein Gedanke. Er war sein Freund, er würde ihr ehrlich antworten, wie es um Rochus stand, vor ihm brauchte sie sich auch nicht zu genieren, er kannte ihre Beziehungen zueinander; hatte Rochus doch selbst in seinem Briefe geschrieben, daß Hersbach sein Testamentsvollstrecker sein sollte.

„Herr Leutnant von Hersbach!“ sagte sie schüchtern und hielt damit den Vorüberschreitenden auf. „Bitte — ein Wort.“

„Gern, mein gnädiges Fräulein.“

Die chevalereske Art, in der er ihr begegnete, tat ihr wohl.

„Wie steht es mit Leutnant Platen?“

„Gut. Ganz gut. Der Arzt ist sehr zufrieden!“

„Wirklich gut?“ fragte sie zweifelnd. Seit ein paar Stunden nagte etwas an ihr — als wäre es anders.

„Ja! Das Fieber ist gering — alles normal.“

„Ich weiß nicht,“ sagte Mea und drückte die Hand auf das Herz! „Ich kann das kaum glauben. Mir ist so ganz anders, so als müßte ihm etwas Schmerzliches bevorstehen.“

Er sah sie verwundert an. Sie konnte doch nichts wissen, es war nur das Herz, das sprach.

„Sie lieben ihn sehr, Fräulein Wallis.“

„Ja. Warum soll ich es leugnen, es ist ja keine Schande, und Sie — sind sein Freund.“

„Eine Schande? — Eine Ehre ist es für Sie und ein namenloses Glück für ihn,“ entgegnete er fest

Von dem Ton betroffen, sah sie zu ihm auf. Wie blaß er aussah! Sein Gesicht war ganz mager geworden in den paar Tagen, da sie ihn nicht gesehen.

„Wenn ich ihm nur helfen könnte!" sagte sie, wieder von der mißtrauischen Angst erfaßt, man verheimliche ihr etwas.

„Aber es geht ihm ja gut. Jetzt noch gut!" Meas feines Ohr fing die leise Betonung auf dem einen Wort auf, sie blickte Hersbach beunruhigt an.

„Warum sagen Sie: jetzt noch? — Ich bitte Sie, Herr von Hersbach, seien Sie doch wahr gegen mich. Ich habe ein Recht, es zu verlangen — und ich ängstige mich so sehr! Am Ende bin ich doch mit schuld an dem Duell — — ja wohl, was Sie auch sagen mögen, das weiß ich nun besser! Seit jener Begegnung im Stadtpark — zwischen uns und Leutnant Rotterdan — seitdem habe ich gewußt, daß das nicht so glatt abgehen würde zwischen den beiden — und nun muß ich von ferne stehen — kann nicht einmal helfen . . ." Ihre Stimme brach, die hellen Tränen rannen über ihr Gesicht. „Mein Leben gäbe ich darum, wenn ich ihm damit helfen könnte!"

Hersbach blickte sie nachdenklich an. Eine wilde, heiße Bitterkeit überflutete ihn, wenn er sah, wie dieses Mädchen an nichts anderes dachte als dem Geliebten zu helfen, ihm beizustehen. Aus jeder Miene, dem Zittern der Stimme sprach nur opferwillige Liebe, schrankenlose Hingabe, kein Wägen irgend welcher Art.

„Fräulein Wallis," sagte er nach kurzem Überlegen, „ich will so zu Ihnen sprechen, wie Sie es verlangen, aber . . ."

Er hielt inne, noch von Zweifeln geplagt, ob er recht tue, und in demselben Augenblick sah Mea auf dem anderen Trottoir die Frau Hauptmann Lindhamer vorübergehen, die, nach einem kurzen, neugierigen Blick auf die Sprechenden, sich zur Seite wandte, als wolle sie nichts sehen.

Mea schoß das Blut ins Gesicht

„Um Gottes willen, Herr von Hersbach" — sie war tief erschrocken, „ich habe ja gar nicht daran gedacht! — Verzeihen Sie mir nur! — Was wird Ihre Braut sagen! . . . Ich bin außer mir, daß ich Ihnen Unannehmlichkeiten gemacht habe."

Hersbach schüttelte finster den Kopf.

„Ich habe keine Braut mehr, Fräulein Wallis."

Mea riß die Augen weit auf, sie war so verblüfft, daß sie anfangs ganz still schwieg. Dann sagte sie hoch atmend:

„Also ist es aus? — Das f r e u t mich, Herr von Hersbach."

„Fräulein Mea, ich habe meine Braut s e h r geliebt!"

„Aber! — — Aber — —." Sie wischte sich mit dem Taschentuch über die Lippen. Er hatte recht, kein Zweiter durfte angreifen, was man sich als Heiligtum aufgestellt hat, es schmerzt. Nun begriff sie auf einmal sein Aussehen, er tat ihr so bitter leid. Vielleicht war es das Gefühl des Mitleids mit ihm, was ihr auf einmal die Zunge löste, er sollte sehen, daß andere auch zu keinem Glück kamen und entsagen mußten.

Sie gingen langsam die Straße hinauf und Mea sprach:

„Was nützt denn auch mir meine große Liebe! Wir können nicht daran denken, uns zu heiraten, das hat mir Rochus deutlich genug gesagt. Sein Stand gehe ihm über jede Liebe. — Vielleicht hat er recht, aber es hat mich doch sehr traurig gemacht; noch mehr, ich war empört und mein Stolz hat mir arg genug zugesetzt. Aber nachdem ich dann seinen Brief bekam, ihm so recht in das Herz sah, ist all mein Zorn verraucht, und ich liebe ihn nur noch mehr. Ich wünschte, er brauchte mich einmal. — Ganz. — Alles in mir! Dann könnte ich es ihm beweisen, wie stark meine Liebe ist."

Er sah in das erregte Mädchengesicht, aus dem die Flamme eines echten Gefühls leuchtete, und er wußte plötzlich, daß er recht tat.

„Fräulein Mea! — Ihr Wunsch ist leider — leider für meinen armen Freund, erhört worden," sagte er leise.

Sie blieb stehen und starrte ihm in das Gesicht.

„Rochus muß den Rock ausziehen und wird nie wieder diensttauglich. Als Halbinvalide muß er sein Leben hinschleppen . . .“

Sie packte ihn am Arm und jauchzte laut auf, ihre Augen strahlten.

„Ist das wahr? — Gott im Himmel, ist das wahr?“

„Ja leider.“

„Aber dann braucht er mich ja!“ rief sie in einem Taumel des Entzückens. „Dann bin ich ihm ja die nächste auf der Welt. Wenn er doch den Rock ausziehen muß — dann d a r f er mich nicht abweisen.“

Hersbach nahm die kleine, heiße Mädchenhand und führte sie ehrfürchtig an seine Lippen. Mochte ihn in diesem Augenblick ganz Wallhofen kritisieren, er konnte einfach nicht anders. Und Mea weinte selige Tränen und flüsterte zu ihm hinauf.

„Ich bin so glücklich! So namenlos glücklich!“

„Rochus weiß noch von nichts!“ sagte Hersbach nach einer Pause. „Keiner hat bisher gewagt, es ihm mitzuteilen.“

„Dann will ich es tun.“

„Es wäre das beste, da Sie gleich das Heilmittel für die schmerzhafte Wunde mitbringen.“

Sie sah ängstlich zu ihm auf.

„Er wird mich doch wollen, nun die Hauptgründe seiner Weigerung aus dem Wege geräumt sind?“ fragte sie naiv. „Als er mir schrieb, da dachte er, er müsse sterben, nun lebt er aber wieder.“

„Er liebt Sie wirklich, Fräulein Mea.“

„Wissen Sie es gewiß?“

„Ja!“

„O Dank! Dank! — Soll ich gleich zu ihm gehen?“

„Morgen vormittag ist es besser. Lassen Sie ihn noch etwas kräftiger werden durch die Nachtruhe.“

„Aber Sie gehen zu ihm?“

„Jetzt gleich.“

„Wollen Sie ihn von mir grüßen.“

„Gern.“

Sie sah ihn beweglich an.

„Halten Sie es, bitte, nicht für unweiblich, daß ich so offen über meine Liebe zu ihm spreche.“

„Mir erscheint es rühmlich!“ —

Er küßte zum zweitenmal ihre Hand. Dieses Mädchen imponierte ihm durch die Selbstsicherheit, mit der es seinen Weg ging, und neidvoll dachte er:

„Glücklicher Rochus!“

Wenn Malve nur eine einzige ähnliche Ader gehabt hätte wie diese verachtete Mea, dann stände er heute nicht so bar alles dessen da, was ihn noch bis vor kurzem beglückt hatte. Aber Malve liebte ihn auch nicht.

Was mochte sie jetzt fühlen und denken! Eigensinnig kreisten seine Gedanken immer nur um den einen Punkt. War sie mit der Zeit etwas milder in ihrem Urteil gegen ihn geworden? — Vermißte sie ihn? Schrie ihr Herz nicht nach ihm? — Er fand keine Antwort auf alle diese Fragen. Niemand sprach mit ihm; mitten in Wallhofen war er wie ein lebendig Toter.

Daß er mit Rochus verkehrte, leichten Herzens verkehrte, kam daher, daß er wußte — auch dessen Karriere war zu Ende. Freilich Rochus wußte das noch nicht, und manchmal packte Hersbach das dumpfe Mißtrauen, auch der Freund sähe sein Kommen nur mit heimlichem Mißbehagen, weil er sich dadurch in den Augen der Kameraden zu schaden fürchtete. Da war es denn gut, daß Mea die Situation klären würde, ehe ihn auch noch etwas von Rochus trennte, über das es dann so leicht keine Brücke mehr gab. — —

Der alte Wallis fiel vor unangenehmem Staunen fast aus den Wolken, als ihm seine Tochter glühend und weinend noch denselben Abend beichtete. Daß sich seine Luftschlösser so schnell, und in solcher Form erfüllen sollten, daran hatte er nicht im Entferntesten gedacht. Und nun noch dazu einen Halbinvaliden, einen Leutnant a. D. —

„Ich weiß ja, du hast Geld, Papa!“ sagte Mea zum

Schluß ganz ruhig. „Du wirst uns geben, was wir brauchen. Tätest du es aber nicht, so ginge ich doch mit ihm und arbeitete für ihn, so weit ich es vermöchte.“

„Das Mädchen ist rein nicht klug!“ jammerte der Alte. „Den Wahnsinn! — denke doch nur, Kind, ein ganzes Leben mit einem Krüppel, der nie was Rechtes verdienen kann! Noch bist du so jung. All die Lieberei, das gibt sich mit den Jahren, aber der Krüppel bleibt.“

Rot im Gesicht, fuhr Mea auf

„Ihn oder keinen! Papa — Mama, warum wollt ihr mich denn unglücklich machen?“ —

Das wollten sie nicht. — Ihr einziges Kind! — Die halbe Nacht saß der alte Mann und rechnete, er mußte morgen doch seinem Schwiegersohn klipp und klar die Rechnung machen und als er das Fazit zog, schmunzelte er vergnügt. Der Platen konnte wirklich von Glück sagen. Und wenn seine Tochter denn durchaus keinen anderen im Kopfe hatte... Schade, daß



er nicht wenigstens noch von Adel war . . . Aber schließlich — er war doch immer Wallhofener Offizier gewesen, alle kannten ihn, alle wußten das — und wenn er auch nicht sein Geschmack war — nicht er, seine Tochter sollte ja mit ihm leben. —

---

## X.

Rochus richtete sich vor Erstaunen ganz hoch im Bett auf, als ihm Herr Wallis und Tochter gemeldet wurden. Er begriff nicht, was sie herführen konnte, rief aber doch eilig nach dem Spiegel und ließ sich die leichte, seidene Decke bis an den Hals hinauf ziehen, damit der Verband möglichst versteckt war.

Mit fieberhaft erregten Augen blickte er den Eintretenden entgegen.

Der alte Wallis trat dicht an das Bett und machte seine drei kleinen kurzen Verbeugungen, wie es seine Gewohnheit war, wenn er Kunden begrüßte, in der Verlegenheit noch etwas tiefer wie sonst. Mea stand von Blut übergossen neben ihm. Rochus Augen hefteten sich auf sie, unruhig und doch voll Glück über das Wiedersehen.

„Ich bitte sehr, Herr Leutnant, entschuldigen Sie uns, daß wir stören, aber meine Mea . . .“ Da war sie auch schon dicht neben dem Bett und sank davor auf die Knie.

„Rochus!“ flehte sie halblaut mit zitternder Stimme.

Der alte Wallis zog sich diskret zurück und trat an das Fenster, ihm war nicht recht wohl bei der Sache. Es genierte ihn, daß seine Tochter die Werbende sein wollte, wenn er auch begriff, daß unter den herrschenden Verhältnissen dem Manne die Lippen geschlossen waren. Die Luft im Krankenzimmer bedrückte ihn und vor allen Dingen die ganz neue Aussicht, die er von diesem Fenster hier auf Wallhofen genoß. Seine Heimat kam ihm auf einmal fremd vor.

Er wollte nicht auf das lauschen, was hinter ihm gesprochen wurde, aber immer wieder ertappte er sich auf

krampfhaftem Hinhören, obgleich er wirklich kein Wort verstand. Sie flüsterten beide. Nur zuweilen schlug die Stimme seiner Tochter an sein Ohr, schluchzend, leidenschaftlich, flehend.

Der alte Mann schüttelte den Kopf; er verstand die Welt mit ihren komplizierten Gefühlen nicht mehr. Damals — als er sich verlobte, wie einfach war das gewesen! Er hatte gesagt: „Emilie, willst du mich?“ Und sie antwortete: „Ja, Philipp!“ —

Und dann gab es einen Händedruck — einen Kuß — ein fröhliches Fest, Verlobung, Hochzeit, und eine langjährige, friedliche, glückliche Ehe. —

Hier Seufzen und Tränen und Bitten von seiten des Mädchens, von seiten des Mannes Widerstreben. Und sie hatte das Geld, und er war im besten Fall ein Halbinvalide. Freilich — ein Halbinvalide um ihretwillen — aber wenn die ganze Ehe so stürmisch verläuft, wie dieser Beginn . . . .

Dem Vater tat das Herz weh, aber was sollte er machen? Seine Tochter wollte, er hatte sich zu bescheiden, denn es war ihr Leben, das sie nach eigener Wahl leben mußte. —

Leise strich er sich über die feuchten Augen.

„Was ist geschehen, Mea?“ fragte Rochus indes die Kniende und sah in ihr tränenüberströmtes Gesicht mit marternder Unruhe.

Ihre Lippen zuckten und zitterten, nur schwer rangen sich die Worte los.

„Ich komme zu dir — jetzt — weil du mich nun brauchen kannst — weil nichts Trennendes mehr zwischen uns steht! — — Willst du mich haben, Rochus?“

„Ich versteh nicht! — Ich versteh nicht!“ — murmelte er und strich mit der gesunden Hand über die Stirn, als müsse er sich vergewissern, daß er wache. „Ich sterbe ja nicht, Mea! Ich werde ja bald gesund!“ —

Sie schlang beide Arme impulsiv um seinen Hals und drückte ihr Gesicht gegen seine Brust.

„Ich weiß ja, daß du mich wirklich liebst,“ flüsterte sie

so zu ihm auf. „Dein Brief — den du mir schriebst, als du zu sterben glaubtest. Sonst wäre ich nicht gekommen, Rochus. Aber nun — nun habe ich doch wohl ein Recht dazu. Nun . . .“

„Denkst du denn nicht daran,“ sagte er schmerzlich, „was ich dir damals im Stadtpark von meiner Stellung sagte, Mea? Die allein trennt uns ja — damals und — jetzt!“

Er atmete tief auf. Es kam ihm schrecklich hart an, das liebende, zitternde Mädchen von sich zu weisen, denn er liebte sie nicht minder, wie sie ihn.

Aber Mea richtete sich nicht auf, schüttelte nur leicht den Kopf.

„Uns trennt nichts mehr, Rochus! Du kannst ja nicht länger den Rock tragen, der Arzt hat es gesagt, dein Arm hindert dich in Zukunft am Weiterdienen . . .“

Er stieß einen schrillen Schrei aus und versuchte sie abzuschütteln, aber sie hielt ihn nur noch fester umklammert.

„Das ist nicht wahr, Mea! — Das kann nicht wahr sein! — Warum hat mir denn das niemand gesagt? — Niemand, außer dir? — Nicht Georg, nicht der Doktor . . .“

„Ich sollte es dir sagen. Sie hofften, du trügest es dann leichter . . . Denn, mein Liebster, nun hat mir das Schicksal selbst ein Anrecht an dich gegeben. Ich bleibe bei dir, ob du mich willst oder nicht!“

Unter Tränen lächelnd, strahlend sah sie ihn an. — Er war aschfahl.

„War ich ungeschickt?“ fragte sie zärtlich bittend, „aber ich bin ja so namenlos glücklich — und ich habe dich so lieb — und — du darfst nicht traurig sein.“

„Ich bitte dich, Mea,“ sagte er schwer atmend, „sei barmherzig; erzähle mir alles. — Ein Krüppel — ich! — Das kann ja nicht sein!“

Sie richtete sich auf und strich das Haar aus dem heißen Gesicht.

„Nenne es nicht so häßlich!“ bat sie beschwörend. „Eine kleine Steifheit bleibt zurück — das ist alles. Und ich werde da sein — immer und ewig!“ — Sie schwieg einen Augen-

blick, dann schrie sie auf. „Rochus, hast du mich denn nicht lieb?“

Er sah sie an, eine Welt voll Qual in den fieberglänzenden Augen.

„Ja, Mea! Das habe ich! — Aber das andere ist zu furchtbar! — Zu furchtbar!“

„Du wirst es ertragen,“ sagte sie wieder zärtlich überredend. „Um meinetwillen schon wird es dir nicht zu schwer werden, Rochus, denn es ist ja mein Glück. Mein mir bisher versagtes, vom Himmel erflehtes Glück.“

„Du willst?“ ...

„Deine Frau werden, natürlich!“ unterbrach sie ihn selig lachend. „Das ist doch gar keine Frage. Darum habe ich auch Papa gleich mitgebracht, damit er unsern Bund segnen kann.“ — Und ernster werdend setzte sie hinzu:

„Ich hätte es ja nicht gewagt, Rochus, ohne deinen lieben, letzten Brief. Ich war so voll Bitterkeit und Verzweiflung damals im Stadtpark, als du mich von dir wiesest. Heute hast du kein Recht mehr dazu. Wir lieben uns, und was uns trennte, ist fort. Außerdem — ohne meine Exi-

stenz wäre dies Duell wohl schwerlich gewesen, ich weiß recht gut, daß ich die Hauptschuldige bin."

„Du irrst," widersprach er heftig, „es handelte sich um ganz etwas anderes."

„Äußerlich vielleicht. Die Haupttriebfeder aber war euer gegenseitiger Haß meinetwegen, Rochus," beharrte sie. „Ich müßte ja kein Weib sein, wenn ich das nicht wüßte."

„Mea," sagte er mit zitternder Stimme. „Das darfst du nicht denken! Aus dieser falschen Idee heraus kein Opfer bringen . . ."

Sie verschloß ihm den Mund mit der Hand.

„Ich bringe kein Opfer. Ich erobere mir mein Glück," beharrte sie strahlend . . .

Da drückte er sie, hingerissen, mit dem gesunden Arm an sein Herz.

„Liebste! Teuerste! Süßeste!!" — —

Hinter Herrn Wallis war es ganz still geworden, das Stimmengemurmel verstummt. Er blinzelte rückwärts. Sie hatten sich eng umfaßt und ihn vergessen.

„Endlich!" murmelte er und wischte den Schweiß von der Stirn. Die ganze Szene ging ihm innerlich gegen den Strich, aber er traute sich nicht, etwas zu sagen. Er fühlte sich so altmodisch neben seiner Tochter, zu der er mit einer gewissen ehrerbietigen Scheu heimlich emporsah, seitdem sie Dinge niederschrieb, die er in seinem langen Leben nie beachtet hatte, und man ihr diese Dinge abkaufte, im Wallhofener Tageblatt druckte und bar bezahlte. Besonders das letzte imponierte dem Alten.

Nach einer langen Pause streckte Rochus dem Schnittwarenhändler seine gesunde Linke entgegen.

„Sie wollen sie mir also geben, Ihre Tochter, obgleich ich ein Krüppel bleiben soll mein Leben lang?" sagte er weich.

Der alte Wallis kratzte sich am Kopf.

„Was heißt geben," antwortete er mit bitterem Humor. „Ich bin zuletzt gefragt worden und habe das wenigste mitzusprechen gehabt! Meine Tochter hat sich genommen,

was ihr gefiel. Das ist ja jetzt modern, daß die Kinder ihre eigenen Wege gehen, vielleicht auch, daß die Mädchen um die Männer werben. Ich weiß das nicht — zu meiner Zeit war's anders. — Aber wenn es nur ihr Glück ist, bin ich schon zufrieden. — Sie ist mein einziges Kind, Herr Leutnant. — Und nun will ich Ihnen auch sagen, was ich geben werde. Jährlich fünftausend Mark. Mehr kann ich nicht, meine Alte und ich müssen auch leben. Viertausend hatte ich eigentlich festgesetzt, aber da Sie doch nichts verdienen können, und Ihre Pension so erbärmlich ist, na, da lege ich noch tausend zu. — Und nun werden Sie sie mir ja nehmen — und fort mit ihr gehen — und wir beiden Alten sitzen dann allein. — Hart ist es, aber nicht zu umgehen!" —

Er hatte zuletzt mit gesenktem Kopf und recht trübselig gesprochen, schweres Schweigen lastete über den dreien. Mea war die erste, die sprach.

„Guter Vater," sagte sie ruhig. „Wir erkennen ja dankbar an, was du für uns tun willst, aber natürlich werden wir unsere eigenen Wege gehen, das ist einmal nicht anders."

Da Rochus schwieg, sah sie beunruhigt in sein erregtes Gesicht, auf dem die Röte des Fiebers brannte.

„Geh jetzt, Papa," wandte sie sich an den Alten, „ich komme dir gleich nach. Jetzt habe ich ja ein Recht, hier zu sein, das mir keiner mehr nehmen kann."

Der Alte ging, und wieder kniete Mea am Bette nieder und umfaßte ihren Verlobten.

„Rochus!"

„Ja! Ich leide Qualen, und die seelischen sind die schlimmsten," stieß er zwischen den zusammengepreßten Zähnen hervor.

„Kann sie dir unsere Liebe nicht lindern?"

„Doch Mea — doch! Mit der Zeit wohl!"

Er sah in ihr bewegtes Gesicht, die feuchtschimmernden, dunklen Augen, in denen die ganze, abgrundtiefe Hingabe des Weibes lag, und kam sich mit seinem nagenden Gram sehr kleinlich und engherzig vor. Nur, daß er trotz dieser

Erkenntnis nicht ein Jota mit seinen Empfindungen weiter kam.

„So will ich auch geduldig auf die Zeit warten,“ sagte sie, und zwei schwere Tränen rannen über ihr Gesicht.

Er nahm ihre Hand und küßte sie reumütig.

„Verzeih, verzeih, Geliebte! Ohne dich könnte ich überhaupt das Leben nicht länger ertragen. Aber noch bin ich so wund . . .“

Sie küßte ihn.

„Ich verstehe dich gut, Rochus. Aber dein Unglück ist doch nun einmal mein Glück. Tröste dich damit.“

„Ja, Liebste.“

Sie sah, daß sich sein Gesicht verzerrte.

„Du hast Schmerzen,“ sagte sie mitleidig. „Verzeih, daß ich nicht vorsichtiger mit meinen Eröffnungen war, aber das Herz ist mir so voll. Nun mußt du ruhen.“ —

Er empfand die Einsamkeit wie eine Erleichterung. Sein Arm schmerzte heftig, Fieber raste ihm im Blut, aber was war das alles gegen die Flut von Empfindungen, die wie wilde Tiere über ihn herfielen und ihn zerfleischten.

Zeitlebens ein Krüppel! Unfähig sich sein Brot zu verdienen — abhängig von Frau und Schwiegervater — und das schlimmste — hinausgestoßen aus seinem geliebten Stand ohne sein Verschulden! —

Er stöhnte laut auf, und die Tränen rannen ihm über sein heißes Gesicht, ohne daß er sich ihrer schämte. —

Und dann kam die unverwüstliche Hoffnung und klopfte mit leisem Finger an sein Herz. Es wurde doch vielleicht noch besser. — Ärzte hatten schon oft geirrt . . . Abwarten — abwarten und geduldig sein! —

So fand er ein paar Stunden fieberhafter Ruhe, und als er erwachte, stand Hersbach an seinem Bett

„Wie geht's, Rochus!“

Da kam ihm die Erinnerung wieder mit ganzer Wucht, er umklammerte die Hand des Freundes!

„Georg! Sei barmherzig! Ist es wahr? — Werde ich ein Krüppel?“

Er sah ihn zitternd, mit todtraurigen Augen an. Hersbach kehrte sich das Herz um.

„So schlimm nicht, Rochus. Nur unfähig zum Weiterdienen. Das läßt sich ertragen, lieber Kerl! Du hast es gut, dir steht Liebe zur Seite — denke an mich!“

„Es ist schrecklich!“ murmelte Rochus mit einem Schauer. „Schrecklich! Dich kostet die Ablehnung der unseligen Forderung den Kragen, mich die Annahme derselben. — Schrecklich, Hersbach.“ —

Der andere starrte in die Weite.

„Es ist einmal so, Rochus. — Hat dir's der Arzt oder Mea Wallis gesagt.“

„Mea! — Meine Braut,“ setzte er zögernd hinzu.

Hersbach drückte die fieberheiße Hand in der seinen.

„Ich gratuliere dir aus ehrlichem Herzen. Ich weiß, du hast das große Los gezogen.“

Rochus schwieg ein Weilchen.

„Was sagte sie nur immer von einem Brief?“ fragte er endlich beklommen. „Ich weiß von keinem Brief.“

Hersbach klärte ihn über den Zusammenhang auf, und da der Freund in Stillschweigen verharrte, fragte er endlich beunruhigt:

„Rochus, liebst du Mea denn nicht?“

„Ja! Ja! Ich liebe sie!“ schrie der Verzweifelte. „Sie ist das erste Weib, das mir innerlich nahe getreten und wird auch das letzte sein; aber begreifst du denn nicht — verstehst du denn nicht — — — ich der Mann meiner Frau . . . i ch — abhängig von anderen, unfähig mich selbst zu ernähren, zu nichts anderem mehr wert als zu verhungern . . .“

„Du übertreibst sträflich, Rochus,“ sagte Hersbach tadelnd. „Wie mancher ist der Mann seiner Frau, ohne sich dessen schämen zu brauchen, da er die Frau glücklich macht und selbst glücklich wird.“

Rochus schüttelte stumm den Kopf.

„Ihr liebt euch doch,“ beharrte der andere. „Nur die trennende Schranke ist jetzt zwischen euch gefallen, das muß dich versöhnen!“

Finster stützte Rochus den schmerzenden Kopf in die Linke.

„Warum hat mich die Kugel nicht besser getroffen, ich bin überzeugt, Rotterdan hatte es anders vor. Tausendmal wohler wäre mir dann! Oder — wenn ich schon zum Krüppel geschossen werden sollte, warum bekam ich die Kugel nicht schon damals im Kriege? Dann hätte meine Pension wenigstens ausgereicht, mich unabhängig zu machen. Ich habe diesen Schuß gewissermaßen doch auch zur Ehre des Standes davongetragen, unter dem Zwang und dem Bann der überkommenen Tradition; weshalb wird das soviel weniger bewertet wie im Kriege — da für mich das Resultat doch das gleiche bleibt. — Mit meiner kümmerlichen Pension bin ich einfach zum Proletarier herabgesunken, und niemand wundert sich nur einmal darüber." —

„Rochus," sagte Hersbach wieder sehr eindringlich, „du bist sehr undankbar, bedenke welche Liebe neben dir steht . . ."

„Wer sagt dir, daß der Krüppel diese Liebe wird festhalten können? Mea ist jung, der Widerstand, den sie fand, hat ihren Widerspruch gereizt, und dann — sie ist die Gebende. — Geben ist ja süß. — — Wird es das aber ein ganzes langes Leben hindurch so bleiben? Wird für sie nie die Stunde kommen, wo sie sich sagt: ‚Du warst unklug, dir diese Bürde aufzuerlegen'? — Kann die Liebe äußerlichen Gebrechen gegenüber standhalten?"

„Gewiß, Rochus. Klage das Schicksal nicht zu hart an, es ließ dir viel. — Außerdem ist Mea der Meinung, daß sie selbst der Urgrund des Duells ist, wenn auch nicht die unmittelbare Ursache. Daran hält sie fest, und vielleicht hat sie auch recht."

„Desto schlimmer," beharrte Platen.

„Warum denn?"

„Das Gefühl der eigenen Mitverantwortung verkleinert ihr jetzt das Opfer, mit der Zeit wird es aber riesengroß wachsen. — Und dann von den Fünftausend des alten Wallis zu leben . . . Ich *kann* es nicht, Georg!"

„Doch, Rochus. Du kannst und du mußt. Mea hat es nicht um dich verdient, daß du sie kränkst; ihre Liebe ist tief und wahr.“

Der Verwundete biß die Zähne zusammen.

„Warum bin ich nicht tot!“ seufzte er.

„Wenn du erst gesund bist, wirst du alles mit anderen Augen ansehen, alter Freund. — Nur ich bleibe einsam.“

„Aber ein freier Mann, der sich sein Brot mit gesunden Gliedern selbst verdienen kann. Würdest du mit dem Krüppel tauschen?“

Da schwieg Hersbach, und über Rochus weiches, fast mädchenhaftes Gesicht, über das in der letzten Stunde schon ein Sturm des Jammers gegangen, der die Züge verschärft und vertieft hatte, schlichen nun langsam brennende, bittere Tränen.

Erschüttert drehte Hersbach sich zur Seite. — — Die Aufregungen waren für den Kranken zu groß gewesen; er litt heftige Schmerzen und nur mit Hilfe von Betäubungsmitteln verfiel er endlich in einen dumpfen Schlaf. Als er erwachte, dämmerte es bereits in den Straßen, aber es war noch totenstill.

Rochus richtete sich jäh und heftig auf. Etwas war vorgegangen — gestern — was ihm wie ein dumpfer Druck auf dem Herzen lag, etwas Schreckliches! Entsetzliches! — Er konnte sich anfangs gar nicht besinnen, Traum und Wirklichkeit verrauschten zu einer unlöslichen Melodie, nur die Beklemmung war dieselbe geblieben.

Er strich sich wiederholt mit der Linken über Stirn und Augen und atmete schwer. Da auf einmal durchfuhr es ihn wie ein Blitz. — Er war nicht mehr Offizier — er war ein Krüppel — zeitlebens! Wie eine dunkle, undurchdringliche Wand, von der Eiseskälte ausströmte, richtete es sich vor ihm auf. Er begann zu zittern, kalter Schweiß brach ihm aus, die gebrochene Körperkraft leistete keinen Widerstand gegen die seelische Qual. Von Sekunde zu Sekunde erlag er ihr immer mehr. Er dachte nicht an Mea, nicht daß sie

sich liebten und glücklich sein würden; das Weib hatte bei ihm nie eine herrschende Rolle gespielt. Aus allen Ecken des Zimmers brachen die Gespenster der Zukunft, reckten sich drohend vor ihm auf und nahmen ihm mit ihren verzerrten Gesichtern den Atem — das klare Denken; und alle summten sie dasselbe Lied: Verabschiedet! Arm! Ein Krüppel! — Er konnte es nicht mehr hören, nicht mehr ihre Fratzen sehen; mit klopfenden Pulsen schloß er die Augen.

Und plötzlich war Mea neben ihm, aber sie bemühte sich vergeblich, die Gespenster zu verscheuchen, auch der alte Wallis kam, in jeder Hand einen Sack mit fünftausend Mark, aber selbst er kam nicht gegen die Schar der Gespenster auf.

Rochus stöhnte dumpf. „Ich glaube ich werde noch verrückt!" dachte er und riß die Augen weit auf.

Es wurde heller, die ersten Milchwagen klapperten draußen, vor dem grauenden Morgen floh jeder Spuk. Aber was nicht floh, waren seine bitteren, verzweifelten Gedanken.

„Ein Krüppel! Allen zur Last! War es da nicht besser, tot als abhängig von anderen, selbst von geliebten Menschen zu sein?"

Tot! — Der Gedanke ließ ihn gar nicht mehr los. So sanft kam er, so versöhnend! —

Er fühlte, wie ihm wohler wurde, wie die entsetzliche Spannung etwas nachließ. Noch war er ja Herr über sich — über seine Zukunft! —

Aber Mea! — Er dachte mit schmerzlicher Liebe an sie — er wußte genau, sie würde es schwer verwinden. Doch ein tiefer Kummer, verschönt durch liebe Erinnerung, ist am Ende noch leichter zu ertragen, als ein langes Leben voll Enttäuschungen, in dem schließlich alles stirbt, die Liebe, der Glaube, die Hoffnung, die Erinnerung, und in dem nichts zurückbleibt, als kalter, heimlich wühlender Haß gegen die Last, die man sich im Übermaß der Gefühle selbst aufgebürdet hat.

Solch ein Gefühl einmal in Zukunft in Meas Augen lesen zu müssen, ängstlich versteckt, doch manchmal unbewußt

hervorbrechend — nein, das wollte er doch lieber nicht erleben! — Sein Selbstgefühl war nur ein schwaches Pflänzchen, das leicht niederzutreten war. — Also tot! — Er hatte ja von vornherein gewußt, daß ihm das Todeslos bestimmt war, nur hatte er gedacht von Rotterdans Hand — nicht durch die eigene zu fallen. Aber das Fazit war schließlich dasselbe. — Wenn er es heute tat — gleich! Man konnte dann entschuldigend sagen — das Fieber habe seinen Sinn verwirrt. Mea würde es nicht als Kränkung empfinden können, mit Kranken rechtet man nicht.

Warum half ihm die Liebe nicht über alles hinweg? Georg beneidete ihn um die Hingabe dieses Mädchens, der würde, stolz und glücklich, mit ihr vereint nach nichts in der Welt mehr fragen. Er dagegen lehnte sich auf gegen diese Liebe. Nicht um Meas willen! Nein! Nein! Nur weil sie ihn ganz zu Boden drückte, weil sie ihn sich zu eigen *zwang*, weil er von ihr nehmen mußte — immer nur nehmen! Das peitschte ihn wie mit Skorpionen.

„Wir sind beide zugrunde gerichtet durch dieses Duell, beide verbluten wir uns daran, Georg und ich," dachte er resigniert. „Er wird es mit der Zeit überwinden, ich aber werde tun, was ich muß — was meine Ehre mir gebietet!"

Vorsichtig, ohne Geräusch, mit Anspannung aller seiner körperlichen Kraft kroch er aus dem Bett und richtete sich auf. Die Wunde schmerzte heftig, ein Ohnmachtsanfall befiel ihn, aber sein Herz schlug ruhig. Als er sich etwas erholt hatte, schlich er leise — langsam — durch das Zimmer bis zu seinem Schreibtisch. Dort ließ er sich nieder.

Es war warm um ihn, trotz der frühen Morgenstunde, sein braver Bursche hatte vorsorglich geheizt; so empfand er keine äußeren Unbequemlichkeiten, obgleich er nur notdürftig bekleidet war. Mühsam zog er die Schublade auf und nahm den kleinen blinkenden Revolver in die linke Hand; er war nicht geladen, das würde Schwierigkeiten machen, aber sein Entschluß stählte sich beim Anblick der kleinen Waffe, des unfehlbaren Trösters im letzten Lebensleid.

„Er hat es im Irrwahn des Fiebers getan," hörte er

ganz deutlich die Stimme des Stabsarztes sagen, wenn er seine Leiche sah.

Und er war doch so ruhig, so einig mit sich! — Er klemmte den Revolver zwischen die Knie und versuchte ihn zu laden. Es ging schlecht; immer wieder fehlte ihm die Geschicklichkeit mit der Linken. Oder war es etwa die Kraft? Er fühlte sich sehr elend, dicker Schweiß stand ihm auf der Stirn.

Endlich war es geschehen! Er spannte den Hahn, draußen ratterte lärmend ein Wagen über das Pflaster, durch die Vorhänge quoll Sonnenschein. Rochus hob den Revolver an die Stirn, ihm war zumute, als hätte jede Lebenstätigkeit schon ausgesetzt, als wäre er im Begriff, tief und traumlos einzuschlafen, nur daß er gerade noch den Revolver hielt.

„Aber Herr Leutnant! Herr Leutnant!" sagte da eine vor Schreck und Entsetzen sich überschlagende Stimme, und die dicke, rote Hand seines Burschen faßte ihm über die Schulter und packte rasch und geschickt den Revolver. „Das wollen wir doch nu man lieber sind lassen! Das wollen wir nicht tun!"

Rochus saß verstört und starrte vor sich hin, die Zähne klapperten ihm, sonst regte er sich nicht.

Der Bursche hatte den Zustand seines Herrn rasch erfaßt; er griff ihm unter den Arm, stützte die Hüfte und hob ihn energisch in die Höhe.

„Nu man gleich ins Bett!" sagte er kategorisch, „das ist nischt hier für einen nackten Menschen!" Den dicken Pommer fror in diesem Augenblick selbst, aber es war der Schreck.

Rochus lag in den Kissen und sagte kein Wort; man ließ ihn nicht sterben, er mußte einmal das Leben auskosten mit all seinen Bitternissen; Fahnenflucht wurde ihm nicht gestattet. Eine entsetzliche moralische Niedergeschlagenheit befiel ihn, ein Ekel vor sich selbst, dann aber ein Aufraffen seines besseren Ichs, das doch immer unentwegt seine Schuldigkeit getan hatte, ohne Rücksicht auf sich und ohne Frage,

was werden sollte. So wollte er es auch ferner halten. „Wie Gott will, ich halte still!" den alten Wahlspruch seiner Mutter sagte er sich dreimal in Gedanken her, und dann fragte er mit ganz sanfter Stimme:

„Wie kommst du denn schon so früh herein, Fritz?"

Der Bursche nahm einen großen Veilchenstrauß vom Boden auf, den er im ersten Schreck hatte fallen lassen und trat damit an das Bett des Kranken.

„Ich sollt ja die Blumen auf den Herrn Leutnant sein Bett legen, ganz früh, und dem Herrn Leutnant sagen, das Fräulein ließe auch schön grüßen, und einen schönen guten Morgen wünschen," sagte er vorwurfsvoll.

Rochus nahm die Blumen und steckte sein Gesicht hinein, es war schamrot und heiß vor Reue. Nach einer Weile sagte er:

„Fritz! Du wirst über das schweigen, was du gesehen hast."

„Jawohl, Herr Leutnant." Dann nach einer Pause wieder vorwurfsvoll: „Aber schön war's nicht, Herr Leutnant. Was hätte das arme Fräulein wohl dazu sagen sollen, nachdem ich ihr doch erst vorgestern wieder den Brief besorgt hatte — na — und dann gestern — — nee, Herr Leutnant, nee! So was wollen wir lieber doch nicht machen."

Er nahm den Revolver auf und hielt ihn vorsichtig in der Hand; mit ehrlicher Mißbilligung blickte er darauf nieder.

„Soll ich'n nich Herrn Leutnant von Hersbach bringen?" fragte der treue Diener voll Fürsorglichkeit.

Rochus zögerte. „Nein, Fritz! Aber du kannst ihn in deine Kammer nehmen, dir wird er ja wohl nicht schaden."

„Nee!" — sagte der Biedere und grinste über das ganze Gesicht. „Herr Leutnant, es is ja ganz schön auf der Welt, und besonders wenn man erst seinen Schatz hat."

„Was ist das mit dem Brief?" fragte Rochus matt. „Was sagtest du vorhin von einem Brief?"

Und Fritz erzählte stolz, was er gedacht hatte nach Meas erstem Besuch, und was er getan hinterher.

„Kerl! Ohne mich zu fragen?“ fuhr Rochus auf.

„I bewahre, Herr Leutnant. Herr Leutnant schmunzelten ja und sagten: Ja! Ja!“ —

Rochus schloß die Augen. Und Meas Bild stieg vor ihm auf, wie es wirklich war, im Glorienschein einer echten, großen Liebe und mischte sich mit dem Duft der Veilchen auf seiner Bettdecke. Er empfand ihr Opfer nicht mehr schmerzlich — zum erstenmal. — Der Gedanke läuterte ihn, daß er es sich verdienen müsse, verdienen werde, durch ein ganzes Leben voller Liebe seinerseits. Er sehnte sich nach ihr, er flüsterte ihren Namen, das Herz wurde ihm leicht und frei. Die Gespenster wichen; nicht mehr schwarz und unausdenkbar lag die Zukunft vor ihm, sie war erfüllt mit rosigem Schein, keine Sonnenhöhe des Glückes, aber ein mildes versöhnendes Licht, in dem es sich leben ließ. Wie konnte er an der Seite einer solchen Frau verzagen wollen?

Anmutige Bilder umschwebten ihn, und er war nicht mehr der Narr, sie von sich zu weisen und sich gegen sie zu wehren. Sein Schicksal schien ihm viel erträglicher, seitdem er sein Herz nicht mehr gegen das Weib verhärtete, das ihm einmal das seine gegeben.

---

## XI.

Malve, noch unter dem ersten Eindruck des Ereignisses stehend, das ihre Verlobung so jäh gelöst, hatte an ihre Schwester geschrieben und ihr mitgeteilt, daß sie nach dem Geschehenen keine Stunde mehr in Wallhofen bleiben könne, sich vielmehr zu einem langen Besuch bei Troitzschens rüste. Auch der Oberst hatte ein paar Worte und eine respektable Summe zur Bestreitung der Unkosten hinzugefügt. Trotzdem war Irma nicht sehr erbaut von dem in Aussicht gestellten Besuch, Troitzsch noch weniger. Stadtwohnungen sind eben beschränkt, und Malve war kein Besuch, der sich har-



monisch einer Häuslichkeit angliedert. Außerdem fürchtete Irma Szenen und Tränen, und davon hatte sie gerade selbst genug.

Dennoch schrieb sie für ihre Gefühle herzlich und verhieß der Schwester wenigstens ein offenes Haus.

„Du mußt bei uns natürlich ein Loch zurückstecken, liebe Malve; ich habe dir ja schon immer geschrieben, daß wir hier in Berlin rein gar nichts bedeuten," lautete der Hauptpassus des Briefes — „aber dafür kannst du auch ungeniert deinem Schmerz nachhängen. — Wenn Hersbach nicht gerade dein Bräutigam gewesen wäre, könnte mir sein Verhalten wirklich imponieren, so aber stoße ich natürlich mit in das allgemeine Horn und verdamme ihn bis in den Abgrund. — Was ist dem Menschen nur eingefallen? Hatte es so gut — und schafft sich ohne Not diesen Klex an! — Sei schließlich froh, daß du ihn los bist, liebe Malve, du kannst wohl noch an eine bessere Partie kommen, denn geliebt hast du ihn ja nicht, das geht mir recht deutlich aus dem Ton hervor, in dem du über ihn schreibst . . ."

Malve ließ den Brief sinken.

Hatte sie ihn wirklich nicht geliebt? Sie preßte die Lippen zusammen. Leider doch, leider viel mehr als sie es selbst geglaubt hatte, sie fühlte es aus den schmerzhaften Zuckungen ihres Herzens. Aber wie eine Schande verbarg sie das ängstlich. Er hatte allem, was sie hochhielt von Kindesbeinen an, ins Gesicht geschlagen, er konnte ihr nichts mehr sein! —

Ruhig, hochaufgerichtet wie immer, ging sie im Hause umher, sie hatte weder verweinte Augen, noch sprach sie je von Hersbach, aber ihr Gesicht war kalt und verschlossen. Ihr Bruder, der sie oft unauffällig prüfend ansah, dachte jedesmal:

„Famoses Mädel! Kolossale Selbstbeherrschung." Und dasselbe dachte der Oberst. Sie imponierte beiden Männern, aber etwas unbehaglich war sie ihnen doch, und sie retteten sich instinktiv vor dieser Eiseskühle in die Schlußfolgerung, daß Malve Hersbach nie geliebt habe. — Desto

besser! So trug sie es leichter! Nur der Oberst bereute angesichts der Tatsachen mehr wie je sein damaliges schnelles Nachgeben.

Was aber Malve in der Einsamkeit ihres Zimmers litt, wie sie stundenlang mit zu Fäusten geschlossenen Händen regungslos, kaum atmend auf ihrem kleinen Sofa saß, als hielte sie auf diese Weise mit Gewalt alles das zurück, was sich übermächtig Luft machen wollte, davon wußte niemand etwas. Nur nicht jemand ahnen lassen, daß sie litt, wie sehr sie litt — und um ihn, den sie doch verachtete. Jedes weichere Gefühl verbannte sie mit aller Kraft, erstickte es in sich, ob sie gleich selbst daran zugrunde ging; keine Fürsprache duldete sie, so oft es das Herz auch versuchte.

Sie war jung, ohne Erfahrung, ohne Toleranz und schroff in ihren Anschauungen, daher grausam und hart gegen den Mann, der sie so schwer gekränkt hatte; aber sie war es auch gegen sich selbst!

Eines Morgens fuhr sie ungesehen und unerkannt nach dem Bahnhof, das Gesicht hinter einem dichten Schleier geborgen. Der Wagen mußte an Hersbachs Wohnung vorüber — da wandte sie drinnen den Kopf nach der anderen Seite, obgleich es so früh war, daß er sicher noch schlief. Ganz kalt wurde ihr bei dem Gedanken, ihn vielleicht zu sehen. Sie hatte diese Reise wie eine Rettung herbeigesehnt, denn in Wallhofen konnte sie nicht mehr atmen, sie erstickte; und erst als der Zug die Halle verlassen, die Stadt hinter ihr schwand, warf sie sich mit einem befreienden Aufstöhnen in die Kissen zurück.

Manchmal wußte sie nicht, liebte sie Hersbach immer noch und quälte sie der Schmerz um seinen Verlust so grimmig, oder haßte sie ihn, weil er ihr Leben, ihr Herz, ihren Stolz so grausam zertreten und sie fast als Flüchtende in die Welt hinausgetrieben hatte. Wie dem aber auch war, sie wollte — sie mußte vergessen — um jeden Preis. — — —

Rochus, dessen Genesung stetig fortgeschritten war, hatte sich bereits zum Antritt der Festungshaft von einem Jahr, zu der er inzwischen verurteilt war, gemeldet. Je eher die

Sache abgetan war, je besser schien es ihm. In den paar Monaten dieser unfreiwilligen Ruhe würde sein Arm ganz ausheilen, dann wollte er gleich nachher heiraten und mit Mea für den Rest des Sommers erst in ein Bad zur Kräftigung und dann zur Nachkur einige Monate in die weite, schöne Welt gehen. Wo sie sich festsetzen wollten, war noch unbestimmt, ihre Neigung sollte entscheiden. Mea hatte ihm den Sommer und das Reiseleben in glühenden Farben ausgemalt, und Rochus war noch jung und unverwöhnt genug, um sich mit daran zu berauschen. So kam er auch am ersten über sein Abschiedsgesuch hinweg, das er von der Festung aus einreichen wollte, vorausgesetzt natürlich, daß der verletzte Arm doch trotz sorgfältiger Behandlung steif blieb. — Rotterdan war zu mehrjähriger Festungshaft verurteilt, er hatte die Strafe sofort angetreten und gleich nach dem Urteil Wallhofen verlassen, die Kameraden wußten außerdem, daß er nach verbüßter Strafe mit schlichtem Abschied entlassen würde, daß sie ihn also kaum je wiedersahen. —

Allmählich nur hatte sich der schwere Druck, den dieses Duell beim Wallhofener Offizierskorps hinterlassen, etwas gemildert. Man lebte weiter in dem kleinen Interessenkreise, den die Uhr des Dienstes regelte, und begann, die Beteiligten an diesem Drama als abgetan zu betrachten, obgleich Hersbach sowohl, wie Rochus zunächst noch unter ihnen lebten.

Aber man konnte ja auch Platen anstandshalber nicht mehr besuchen. Einmal hielt die Besorgnis, dort den Verfemten zu treffen, dem gegenüber man sich absolut nicht stellen *konnte*, alle Kameraden fern, und dann war da diese — unmögliche Verlobung, von der man zwar nur munkelte, da sie offiziell ja nicht mitgeteilt war. Aber es stand fest, daß diese „Wallis“ Platen ganz ungeniert in seiner Wohnung am hellen Tage besuchte! Na — da war ja die gegenseitige Stellung — ob nun verlobt — oder nicht — ganz nebensächlich; die Tatsache an sich genügte. — Man war zuletzt unter sich darin einig, daß es ganz gut sei, solche Elemente ausgemerzt zu wissen; es konnten ja noch mehr un-

liebsame Dinge vorkommen, und das Regiment hatte es jetzt wahrlich nötig, sich wieder zu gutem Ruf zu verhelfen. — — Eines Morgens kam dann auch die Bestätigung des ehrengerichtlichen Urteils über Hersbach durch den obersten Kriegsherrn. Eine Ordonnanz bestellte ihn in die Wohnung des Obersten von Dux.

Zum letztenmal — er wußte es wohl — legte Georg den Waffenrock mit allen Orden und Ehrenzeichen an, setzte den Helm auf und durchschritt Wallhofens Straßen als Offizier. — Kein Kamerad begegnete ihm, obgleich es gerade Frühstücksstunde war. Er begriff, daß der Oberst durch einen direkten Befehl dafür gesorgt hatte, und er atmete auf. Wie sollten sie sich auch zu ihm stellen? Ihn noch grüßen — dem man in einer kurzen Stunde das Recht, den Rock des Kaisers zu tragen, nehmen würde!?

So große Mühe er sich gab, ruhig zu sein, es gelang ihm nicht ganz. Das Herz hämmerte ihm dumpf und schwer in der Brust, er fühlte etwas Bedrückendes in sich, das ihm den Atem nahm. — Wäre nur erst die nächste Stunde vorüber! —

Der Ehrenrat erwartete ihn zur Urteilsverkündigung in dem Vorzimmer, in dem alle dienstlichen Angelegenheiten erledigt wurden, und in dem auch die Fahnen des Regiments zusammengerollt an einer Wandseite standen. — Hersbach blickte die Kameraden prüfend an, er sah in drei absolut leere, gleichgültige Gesichter, denen man anmerkte, daß sie hier nur noch eine Formalität zu erledigen hatten; der Mensch, den sie richteten, existierte für sie schon nicht mehr; sie hatten weder Mitleid mit ihm, noch das Bewußtsein, ihm jemals näher gestanden zu haben. Er hatte sich unmöglich gemacht — das genügte.

Hauptmann Lindhamer sagte steif und mit gleichmäßig kühler Betonung:

„Ich habe Ihnen das Erkenntnis in der ehrengerichtlichen Untersuchung gegen Sie mitzuteilen. — Wegen schwerer Verletzung der Standesehre durch Verweigerung der standesüblichen Genugtuung ist gegen Sie unter Be-

lassung der erworbenen Orden und Ehrenzeichen auf Ausstoßung aus dem Offizierkorps erkannt worden. — Indem ich Ihnen das dienstlich eröffne, wird Ihnen hiermit Ihre volle persönliche Freiheit zurückgegeben. Sie gehören von diesem Augenblick an nicht mehr zu unserem Offizierkorps."

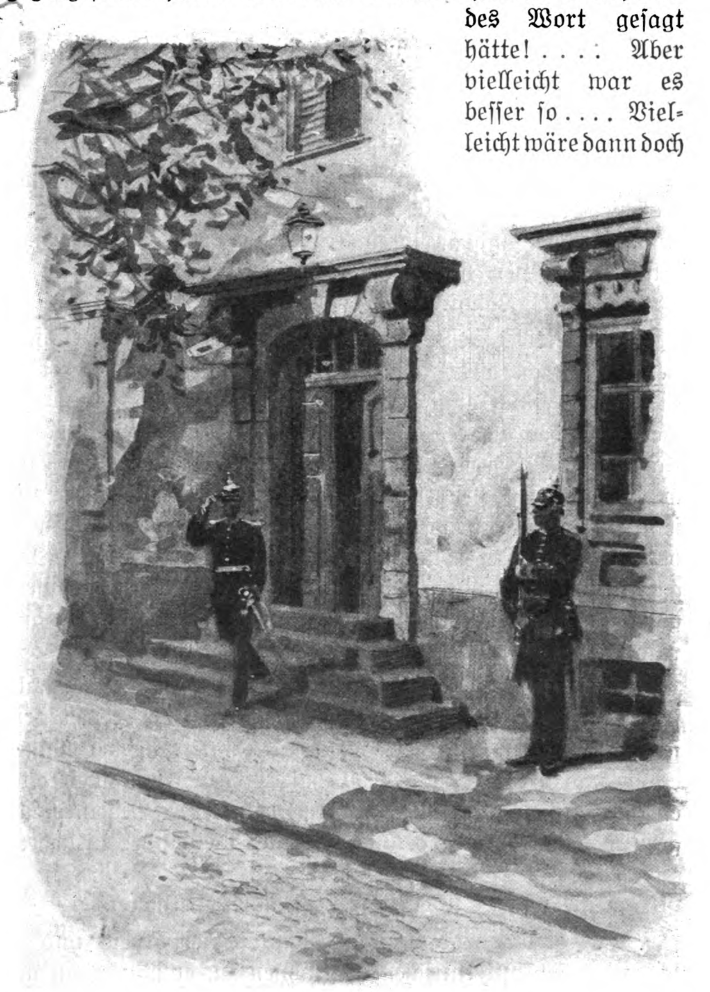
Ein kühles, steifes Neigen der drei Häupter, und die Herren wandten sich ab, ohne noch auf Hersbach zu achten.

Der stand da, blaß, kaum seiner Sinne mehr mächtig. Er hatte es ja längst gewußt, daß es so und nicht anders kommen würde, dennoch warf ihn der Moment zu Boden. Was hatte er denn begangen, daß man ihn hier behandeln durfte wie einen ehrlosen Verbrecher, angesichts der Fahnen, denen er, als es galt, in Kampf und Tod gefolgt war, jeden Augenblick bereit, sein Blut, sein Leben für das Vaterland zu geben.

Und jetzt jagte man ihn fort wie einen Hund. — Denn etwas anderes war es doch nicht, was man ihm hier antat. — Ohne das geringste Zucken des Mitleids, ja selbst ohne einen Funken des Bewußtseins, daß man ein schmähliches Unrecht an ihm beging; einen moralischen Totschlag, den e r doch wahrhaftig nicht verdient hatte. — Eine grenzenlose Bitterkeit stieg in ihm auf, und ein verächtlicher Zorn gegen die Menschen, die imstande waren, so kleinlich zu richten. — Tradition — Standesehre! — Was hieß denn das eigentlich? Gibt es eine Standesehre? Hat nicht der einzelne das Recht — seiner Individualität nach beurteilt und begriffen zu werden? — Er sah sie noch einmal der Reihe nach an, seine ehemaligen Kameraden, mit denen er so manches Jahr zusammengelebt, so manche schwere wie fröhliche Stunde verbracht hatte. — — Wie leere, hohle Puppen kamen sie ihm auf einmal vor, die sich nur nach dem Schnürchen bewegten, an dem sie gezogen wurden. — Was konnte ihm eigentlich an ihrer Meinung liegen? Ihm! Der als freier Mann ins freie Leben hinausging? —

Und dennoch brannte und wurmte es ihn tödlich — dies kühle Schweigen, das über ihn hinwegschritt, als wäre er ausgelöscht aus den Reihen der Lebenden! Wenn sich ihm

jetzt nur eine Hand bedauernd und abschiednehmend entgegengestreckt hätte! Nur eine Stimme ihm ein teilnehmendes Wort gesagt hätte! . . . . Aber vielleicht war es besser so . . . . Vielleicht wäre dann doch



seine Fassung zusammengebrochen, hätte sich sein Auge gefeuchtet . . . . — So hielt ihn sein Stolz aufrecht, er zuckte mit keiner Wimper . . . . wortlos . . . . packte

er den Helm fester und verließ in aufrechter Haltung das Zimmer.

Nur im Vorbeigehen warf er noch einen Abschiedsblick auf die Fahnen, sie schienen ihm die einzigen Freunde, die er hier in dieser eisigen Atmosphäre zurückließ. —

Als er auf die Straße trat, präsentierte der Posten. Die Griffe klirrten ordentlich, so stramm wurden sie ausgeführt. Sie erinnerten ihn mit ihrem exakten Geräusch an jene frostkalte Winternacht, in der er zu Malves Fenster emporgesehen, und an ihrem Erscheinen die Chancen seines Glückes gemessen hatte.

Vorbei!! Längst vorbei! —

An Malves Fenster waren die Vorhänge herabgelassen, sie weilte nicht mehr in Wallhofens Mauern. — Hersbach führte die Hand zum Helm, er dankte für das erwiesene Honneur, das letzte — denn zum letztenmal trug er des Kaisers Rock, dem der Posten die Honneurs erwies! — Er war jetzt nur noch ein Mensch, einfach ein Mensch, der für sein Fortkommen zu sorgen hatte, um den sich niemand mehr bekümmerte. Der Stand, in dem er so lange seinen Platz gehabt, hatte ihn ausgestoßen und sich hinter ihm geschlossen, genau wie bisher, ohne daß sein Fehlen auch nur die geringste Lücke hinterließ. —

Er dachte daran, mit welcher Begeisterung er damals seinen bürgerlichen Beruf aufgegeben und in die Reihen derjenigen getreten war, die man als Vaterlandsverteidiger ehren und bewundern gelernt hatte. Alle zusammen eine einzige große Gemeinschaft in der damaligen Begeisterung, gewillt, in Not und Tod unverbrüchlich zueinander zu stehen!

Damals! —

Heute war er ausgestoßen; geächtet, verachtet! —

Das Leben war ihm viel schuldig geworden, und er schwor es sich mit knirschenden Zähnen zu, er würde ein unerbittlicher Gläubiger sein.

Er ging an Rochus' Wohnung vorüber. Auch da waren die Vorhänge herabgelassen und sahen ihn mit toten Augen

an. In dieser schwersten Stunde seines Lebens hatte er nicht einmal die Wohltat, den Freund zur Seite zu haben, denn Rochus war seit wenigen Tagen auf Festung.

Um die Ecke kamen da plötzlich Oberndorf und Preetz. Er kannte sie als zwei vernünftige, leidlich gutmütige Menschen, eigentlich hatte er sie gern gehabt. Einen Augenblick zögerte er — sollte er ihnen Lebewohl sagen?

Aber die beiden Offiziere machten gleichzeitig eine scharfe Rechtsschwenkung und blieben dann so vertieft vor einem Schaufenster stehen, daß sie nichts sahen, was um sie her vorging. Es war die Auslage eines Eisengeschäfts, völlig ohne Interesse für die Vorübergehenden, aber das schadete dem Zweck ja nicht. So konnten sie ihn grußlos vorübergehen lassen — den Ausgestoßenen. — Und er ging auch vorüber, hochaufgerichtet, mit festem Schritt, ein kühles Lächeln um die festgekniffenen Lippen. —

Wie schnell er seine Sachen packte! Die Hände flogen ihm ordentlich! — Fort, nur fort aus dieser Atmosphäre der Demütigungen, hinaus unter freiere Menschen! — Hier erstickte er fast. Sein Zug ging am frühen Morgen, es war derselbe, mit dem Malve damals gefahren. Sein erstes Reiseziel war die Mutter, von der er täglich tröstende Briefe voll von Plänen und Hoffnungen erhielt, mit der zuerst eine Aussprache notwendig war, denn es galt eine genaue Regelung und Feststellung aller Verhältnisse. Bei ihr heilte auch wohl zuerst sein krankes Gemüt, sie war eine lebensfreudige, hoffnungsselige Natur, und Hersbach fühlte, daß ihm gerade jetzt das am meisten not tat. —

Am Morgen seiner Abreise hatte sich das bis dahin strahlend helle Frühlingswetter gewandelt, es regnete, und grau hing der Himmel über der Erde. Ein häßlicher, kühler Wind blies. In seinem neuen, nicht recht sitzenden Zivilpaletot ging Hersbach fröstelnd auf dem Perron auf und ab, er war ruhelos.

Der Schnellzug kam. Hersbach sprang in das erste leere Coupé, steckte die Hände in die Taschen, warf sich in

die nächste Ecke und senkte das Kinn auf die Brust. So blieb er sitzen, ohne sich zu regen, und in dem häßlichen Regengrau verschwand Wallhofen hinter ihm mit all seinen bösen und guten Stunden, die es dem Scheidenden je gewährt hatte, und mit erschreckender Deutlichkeit fühlte er plötzlich, daß er trotz allem und allem ein Stück seines Seins hier zurückließ. Jugendjahre, Hoffnungen, Wünsche, Kraft und Glauben, Wurzeln, die er nicht imstande war loszureißen aus dem Boden, in dem sie gewachsen waren, ohne daß ein Stück Herz mitging. —

In der dicken Atmosphäre schlich der Rauch der Lokomotive dicht über den Zug hin und trieb schwerfällig ins flache Land hinaus. Es war kalt — der Regen schlug an die Scheiben, und Hersbach fühlte sich allein. — Sehr allein! — Frost durchschauerte ihn. — — — —

---

## XII.

Jahre waren vergangen.

Georg von Hersbach hatte sein Referendarexamen vorzüglich bestanden.

In verhältnismäßig kurzer Zeit, wie er sich wohl zu seiner Genugtuung sagen konnte, denn er hatte mit dem Ernst und Eifer eines reifen Menschen gearbeitet, dem es hauptsächlich darauf ankommt, in möglichst kurzer Zeit ein Ziel zu erreichen. Alle jene kleinen zerstreuenden Auswüchse der Jugend waren ihm ganz fern geblieben, er fühlte sich zu alt dazu, denn das Geschehene war an seinem innern Menschen nicht eindruckslos vorübergegangen. Seine Bitterkeit hatte sich wohl allmählich gelegt, er tat jetzt mit einem Achselzucken ab, was ihn früher gekränkt hatte, aber in seinen Ansichten war er nicht milder, eher noch schroffer geworden.

Dafür hielt er sich auch völlig isoliert von seinen Kommilitonen, und Berlin, die große Stadt, ermöglichte ihm

das leicht. Er lebte mit seiner Mutter zusammen in einer kleinen Wohnung und fand in der mütterlichen Liebe und Fürsorge sein reichliches Genügen. Außerdem zwangen ihn auch die Verhältnisse, jede nicht unumgänglich notwendige Geldausgabe zu vermeiden, denn die Pension der Mutter war gering, auch konnten sie mit ziemlicher Sicherheit den Zeitpunkt berechnen, an dem das kleine Kapital, das sie noch besaßen, aufgebraucht sein würde. Bis dahin mußte Hersbach seine Stellung haben, die Mutter und Sohn ernährte, und aus diesem Grunde hatte er auch beschlossen, auf den Assessor zu verzichten und sich um eine Stellung — sei es wo es sei — im Staatsdienst, soweit sie ihm als Referendar zugänglich war, zu bewerben. Daß er mit seiner Arbeitskraft, Pünktlichkeit und Pflichttreue keiner Empfehlung Schande machen werde, dessen war er sicher. — Seine Mutter war glücklich darüber gewesen, den Sohn wieder um sich zu haben, für ihn sorgen zu können, zu hoffen und zu grübeln. Solange er Offizier war, hatte sie es vermieden, mit ihm in seiner Garnison zusammen zu ziehen, hatte ihn aber all die Jahre mit schmerzlicher Sehnsucht entbehrt, nun genoß sie das unerwartete Glück mit doppelter Freude.

Keine Arbeit, keine Entbehrung war ihr für ihren Georg zu viel, und wenn sie ihm ein kärgliches Mahl vorsetzte, würzte sie es mit heiterem Frohsinn; denn daß der Sohn so ernst war und trotz all ihrer Bemühungen auch blieb, war ihr größter Kummer.

Äußerliche Entbehrungen zu ertragen war sie gern bereit, obgleich es ihr nicht an der Wiege gesungen war, und kamen einmal Stunden der Entmutigung, des Kummers und der Angst über sie, machte sie das in der Einsamkeit mit sich selber aus, ohne ihren lieben Jungen damit zu beunruhigen; denn sie war noch eine Frau vom alten Schlage, die eine gewisse heilige Scheu davor hatte, von Ersparnissen zu nehmen, ohne wieder etwas hinzufügen zu können.

Dann tröstete sie sich mit Georgs Zukunft, da ja der Erfolg nicht ausbleiben werde und sparte und knapste sich im geheimen alles mögliche ab.

Aber Berlin war ein teures Pflaster! —

Die angstvollen Blicke in die Zukunft mehrten sich bei Mutter und Sohn. Jetzt nur möglichst bald irgend etwas Passendes finden, damit die drohenden Gespenster des Geldmangels endgültig gebannt wurden.

Sie waren aber beide guten Mutes und feierten den Tag seines Examens ganz unter sich in gebührender Weise. Die Rätin hatte eine Flasche guten Weines auf den Tisch gesetzt und schenkte dem Sohn leuchtenden Auges immer wieder davon ein. Währenddessen spann sie Pläne für die Zukunft, und Georg hörte ihr lächelnd zu. Aber in all diesen Plänen fehlte das Weib ganz, nur sie beide, Mutter und Sohn, kamen in Betracht. Die Rätin wußte genau, ohne viel Fragen, daß der Abschied, den ihm die Braut gegeben, dem Sohn ans Lebensmark gegangen war, daß er Malve nie vergessen hatte, und kein anderes Bild je in seinem Herzen Platz finden würde. Nach besten Kräften wollte sie ihm ja auch alles ersetzen, was er an Liebe verloren hatte, und es war rührend, wie diese Mutter diesen Sohn umhegte, ihn ganz einhüllte in die Wärme ihrer starken Mutterliebe. Außer ihr hatte er ja auch niemand!

Von Rochus waren im ersten Jahre häufig Briefe gekommen, von ihm diktiert, von Mea geschrieben, aber gerade diese fremde Handschrift war wie eine leichte aber undurchdringliche Scheidewand zwischen ihnen gewesen. Rochus sprach diktierend nicht alles aus, was er dachte — gewiß nicht — und Hersbach konnte also auch nicht darauf antworten und mitfühlen. Rochus schien glücklich und so weit zufrieden zu sein, damit mußte er sich begnügen. Er wußte ihn ja auch gut aufgehoben an Meas Seite, in ihrer liebevollen Pflege und brauchte sich nicht darüber zu sorgen.

Ein einziges Mal, zu Anfang seines Aufenthaltes in Berlin hatte er auch Malve gesehen. Am Leipziger Platz fuhr sie in einer offenen Droschke an ihm vorüber. Die Begegnung war so flüchtig, vielleicht hatte sie ihn nicht einmal bemerkt. Aber er erschrak so heftig, daß ihm schwindelte,

und an dem wilden Schmerz, der ihn durchzuckte, merkte er, daß er noch nichts vergessen hatte, weder seine Liebe noch



ihre Beschimpfung. Wie ein Schlag hatte ihn die Begegnung getroffen, — als wäre Malve eigens nach Berlin gekommen, ihm die Wunde wieder aufzureißen in diabolischer Freude; und dabei war es doch die einfachste Sache der Welt

daß man sich, selbst im großen Berlin, einmal begegnete. Sicher war Malve bei ihrer Schwester hier, um in Wallhofen erst Gras über das Geschehene wachsen zu lassen, klug und überlegt, wie alles was sie tat. Ihn verließ aber eine nervöse Furcht vor einer möglichen Wiederbegegnung nicht eher, als bis er wußte, daß Troitzschs Kommando zur Kriegsakademie beendigt war. —

Nun hatten sich still Tage an Tage gereiht, und er war endlich so weit, daß er die Scharte in seinem Leben ausgewetzt glaubte, nachdem er sich die Berechtigung zu einem bürgerlichen Beruf erworben hatte, und das gab ihm eine zufriedene Sicherheit.

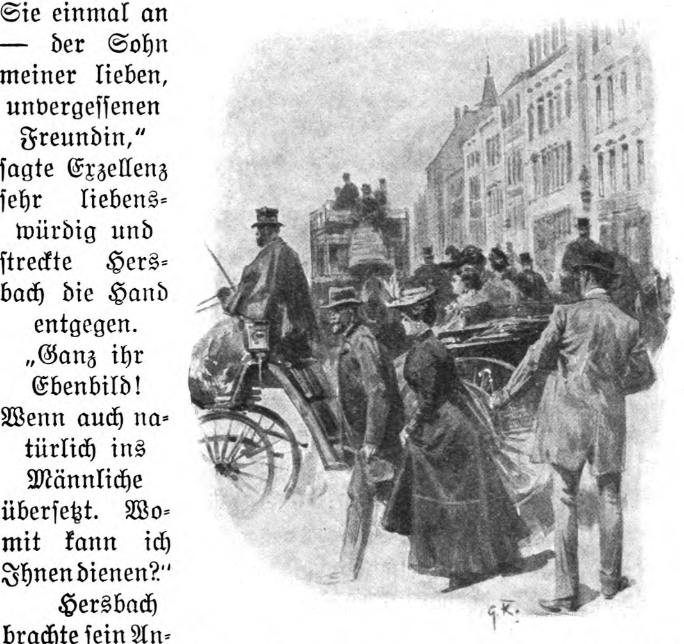
Gleich morgen wollte er ins Ministerium zu einem sehr einflußreichen, höheren Beamten gehen und ihn um Auskunft und Fürsprache bitten. Irgendwo in dem großen Getriebe würde sich ja auch wohl ein Plätzchen für ihn finden, sei es noch so unbedeutend. Seine Mutter, die ihn darauf gebracht hatte, lächelte still, erinnerungsverloren vor sich hin. Dieser selbe alte Herr, zu dem sie jetzt hoffnungsvoll den Sohn schickte, hatte vor vielen Jahren in ihren Fesseln gelegen, es war ein Stück Jugend, das sie ihm in dem schönen, stattlichen Sohn lebendig vor Augen führte, dem würde er nicht widerstehen. Und wirklich sah Hersbach in dem neuen Frackanzug so vornehm und hübsch aus, daß der Mutter auch nicht das leiseste Bedauern über das Fehlen des roten Kragens kam. Voll Stolz sah sie ihm nach, als er seinen Weg antrat. Er ging ihn nicht gern. Jedes Bitten fiel ihm schwer, viel lieber hätte er sich alles selbst errungen, wenn auch in harter Arbeit, aber er sah ein — es ging nicht anders, schon um seiner Mutter willen.

Es war ein klarer, aber noch kühler Märztag, gerade wie damals, vor zwei Jahren, als sich in Wallhofen sein Leben so unerwartet wendete; merkwürdigerweise fiel ihm das mit peinlicher Deutlichkeit gerade auf diesem Wege wieder alles ein, der herbe Frühlingsatem in der Luft weckte es gewaltsam auf. Es war Hersbach nicht recht, daß ihm die alten Erinnerungen den Kopf beschwerten, er suchte sie

so schnell wie möglich los zu werden, die Zukunft sollte ihn haben — ganz allein — mochte sie von ihm fordern, was sie wollte.

Er war froh, endlich am Ziel seiner Wanderung zu sein, und die Bereitwilligkeit, mit der ihn Seine Exzellenz, gleich nachdem er seine Karte abgegeben, zu sich bescheiden ließ, berechtigte ihn zu den besten Hoffnungen.

„Sehen Sie einmal an — der Sohn meiner lieben, unvergessenen Freundin," sagte Exzellenz sehr liebenswürdig und streckte Hersbach die Hand entgegen. „Ganz ihr Ebenbild! Wenn auch natürlich ins Männliche übersetzt. Womit kann ich Ihnen dienen?"



Hersbach brachte sein Anliegen vor. Er bekannte ohne Scheu, daß seine pekuniäre Lage eine möglichst baldige, wenn auch vorläufig nur geringe Besoldung als besonders wünschenswert erscheinen lasse.

„Warum sind Sie denn aber erst so spät zum Studium gekommen?" fragte Exzellenz verwundert. „Waren Sie bisher in einer anderen Karriere?"

„Ja, Exzellenz, ich war Offizier."

„So! So! Warum quittierten Sie?“

Hersbachs Herz begann dumpf zu klopfen. Auf einmal wußte er, woher ihm vorhin auf der Straße die peinlich deutliche Erinnerung an die Vergangenheit gekommen war. Zum erstenmal seitdem — trat er wieder hinaus unter Menschen; sie durften ihn fragen, hatten ein Anrecht daran, den Finger auf die schmerzende Wunde zu legen, Antwort zu erhalten. Und da fühlte er, daß die Wunde, die ihm damals geschlagen, sich niemals wieder schließen und vernarben würde. Darüber hinweghelfen konnte er sich nur durch das Bewußtsein — trotz alledem das Rechte getan zu haben. In diesem ahnungslos Fragenden erwuchs ihm nun wieder ein Richter, vor dem er sich zu verteidigen hatte, von ihm hing es ab, wie er seinen Fall auffassen wollte.

Er zögerte einen Augenblick, bis ihn die Augen des anderen verwundert trafen, dann sprach er, ohne zu stocken. —

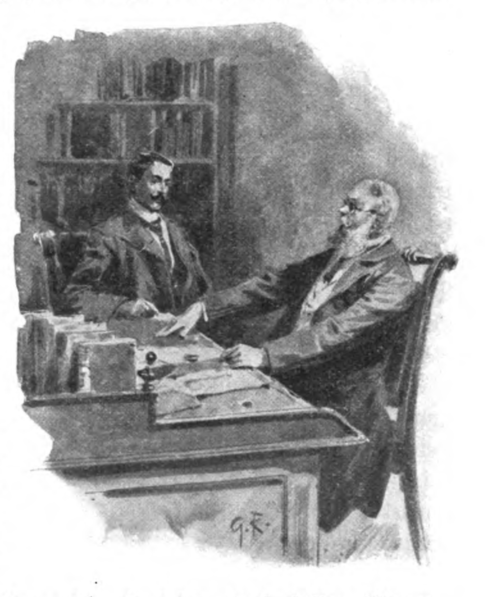
Die Exzellenz hatte den Kopf in die Hand gestützt und blickte schweigsam vor sich auf den Boden, sie machte keine Bewegung, und da Hersbach auch das Gesicht nicht sehen konnte, hatte er keine Ahnung, wie seine Erzählung aufgenommen wurde. Aber er fühlte mit Befriedigung, wie er sich selbst allmählich frei sprach, wie er auch heute noch auf demselben Standpunkt stand wie damals. Als er endlich tief atmend stille schwieg, strich sich der andere erst langsam über Stirn und Gesicht.

„Ja, das ist nun ein sehr schwieriger Fall, Herr von Hersbach,“ sagte er darauf ruhig, aber, wie Georg freudig bemerkte, nicht unfreundlicher oder zurückhaltender im Ton. „Sie kennen ja die herrschenden Anschauungen in unserem Lande ganz ebensogut wie ich. Unter den gegebenen Verhältnissen wird es Ihnen, trotz Ihres Studiums nirgends möglich sein, eine auch nur annähernd dem entsprechende Stellung zu finden. Ich wenigstens kann Ihnen keine Hoffnung machen. Wohin ich Sie immerhin dirigieren möchte, es würde Unzuträglichkeiten zeitigen, an denen Sie scheitern werden. — Es tut mir aufrichtig — wirklich aufrichtig leid!“

„Exzellenz, ich wäre auch mit einer Subalternstellung zufrieden," sagte Hersbach, der an seine Mutter dachte. „Irgendwo! Sei es, wo es sei."

Der Minister war aufgestanden und ging ruhelos im Zimmer umher.

„Es handelt sich hier durchaus nicht darum, Herr von Hersbach, wie ich mich persönlich zu Ihrer Anschauung stelle, es handelt sich hier nur darum, inwieweit Ihnen die Konsequenzen daraus für Ihr Fortkommen hinderlich sind — und ich fürchte — ich fürchte ... Unsere Bureaukratie ist schließlich im weiteren Sinne auch nicht viel anders in ihren Ansichten und Überlieferungen wie das Offizierkorps ....



Ich fürchte, Sie werden niemals festen Fuß fassen können. — — Warum aber gleich unnötig herabsteigen wollen, lieber Hersbach! Sich selber die Hände binden .... Versuchen Sie es in der Industrie .... Jeder Stand hat schließlich seine eigene Ehre, und was Ihnen hier schadet, ist dort belanglos ...."

„Zur Industrie fehlt mir jede Beziehung, Exzellenz."

„Und auch wohl Neigung und Talent ...."

„Ich fürchte, Exzellenz."

„Mein Herr von Hersbach — ich täte so sehr gern etwas für Sie — schon Ihrer lieben Mutter wegen — — aber

nach meinen Erfahrungen wird es aussichtslos sein. Und wenn selbst .... Sie haben das eiserne Kreuz, wie ich sehe .... es würde nichts Dauerhaftes sein. — Sie selbst würden sich nicht wohl fühlen .... Ich kann Ihnen nur noch einmal ehrlich raten, satteln Sie um .... hängen Sie sich nicht an eine Position, in der kein Fortkommen für Sie möglich sein dürfte ...."

„Ich danke Ihnen, Exzellenz," sagte Hersbach mit tadelloser Verbeugung. — „Ich werde mir Ihren gütigen Rat überlegen."

„Ja — überlegen Sie — und wenn Sie trotz des Gesagten glauben, daß ich Ihnen dennoch irgendwie nützlich sein kann, wenn sie es riskieren wollen, dann kommen Sie ruhig wieder zu dem alten Freunde Ihrer Mutter."

Er drückte ihm die Hand, und Georg hatte das Gefühl, Exzellenz atme befreit hinter dem Gehenden auf. — Er selbst aber konnte das nicht. Ihm lag es wie Zentnerlast auf der Brust.

Hatte der Minister recht? Zog sich das, was man ihm angetan — ungerechterweise — durch sein ganzes ferneres Leben wie ein roter Faden, über den er straucheln mußte, bei jedem Schritt vorwärts? Das konnte doch nicht sein! So streng konnte sich die Welt dem Arbeitsuchenden deshalb nicht verschließen!

Der Minister sprach gewiß nur von seinem Standpunkt aus — — es mußte für andere eine andere Auffassung geben! —

Aber während er das noch bedachte, zerfiel diese Hoffnung wie Staub. — Der Minister hatte recht .... grausam recht! —

Wozu nun das Studium? Das Kapital verbraucht, die Jahre verloren, und heute auf demselben Standpunkt wie damals, als er von Wallhofen kam. — — Der Druck auf seinem Herzen wurde immer stärker. Was würde seine Mutter sagen? Erst jetzt wurde ihr wohl die Bedeutung des Verbrechens, das ihr Sohn gegen die Tradition be-

gangen, klar, erst jetzt, wo ihre Hoffnungen an demselben scheiterten. —

Er konnte noch nicht nach Hause gehen, und da ihn ein körperliches Übelbefinden anwandelte, ging er in eine kleine Konditorei, auf die gerade sein Blick fiel. Während er seinen Kognak trank, sah er die Rangliste auf dem Tischchen liegen. Irgend ein hoffnungsvoller Kadett oder Fähnrich hatte wohl darin geblättert. Mechanisch schlug er sie auf. In Wallhofen drei neue Namen unter den Oberleutnants, und — auch ein neuer Kommandeur. Er wunderte sich nicht. Herr von Dux pensioniert! — Also auch ein Opfer geworden, wie er es damals gefürchtet hatte! Es ging ihm nahe, denn er wußte, wie fanatisch der Oberst an seinem Stande gehangen. Und Malve? Ihrer Würde und Hoheit entkleidet, ein simples Fräulein von Dux geworden — irgendwo — ohne Stellung, ohne Repräsentation. —



Er wunderte sich, daß Vater und Tochter ihm so leid taten, hatte er doch genug mit sich selbst zu tun. Oder war es gerade ihr Sturz, der sie ihm wieder näher brachte? —

Wo waren sie wohl geblieben? In Wallhofen sicherlich nicht. — Er nahm das Adreßbuch und durchblätterte es. Nein, Gott sei Dank, in Berlin auch nicht; vor einer Begegnung brauchte er also nicht zu zittern. Wie sie ihn jetzt hassen mußten! Den Urheber ihres Sturzes! — Es tat ihm weh, daß er ihnen das angetan, gegen seinen Willen. —

Ja, die Macht der Tradition ist unbeugsam. — Schweren Herzens ging er endlich nach Hause. Die Rätin kam ihm freudestrahlend entgegen, aber sie brach auch nicht in Klagen und Jammern aus, als er ihr seinen Mißerfolg erzählte.

„Ja, mein lieber Sohn, dann müssen wir es tragen," sagte sie einfach.

„Und was nun, Mama?"

„Nun suchen wir etwas anderes."

„Du denkst dir das so leicht," sagte er niedergedrückt.

„Gewiß nicht! Aber irgend etwas wird es schon für meinen Sohn geben."

„Ich bin ja geschändet, Mutter!" stöhnte er in tiefer Bitterkeit.

„Rede nicht solchen Unsinn."

„Ja! Wenn sie es mir noch oft sagen, glaube ich schließlich selbst daran."

„Laß dich nicht verwirren, mein guter Junge," sagte sie und strich ihm tröstend über sein schwarzes glänzendes Haar.

Und unter diesen ruhigen Worten schämte er sich seines Gedankens, eines flüchtigen, befreienden Gedankens, der ihm zum erstenmal kam. Des Gedankens an eine kleine Kugel, die imstande ist — allen Gram, alles Leid, alle Sorge mit einemmal auszuwischen. Er richtete den Kopf auf.

„Dann also weiter, Mutter. Wir beide allein — weiter! — Immer weiter!"

---

## XIII.

Georg von Hersbach hatte geglaubt, den Kampf mit dem Leben frischen Mutes aufnehmen und alles daran setzen zu können, was er an Willenskraft und Arbeitseifer in sich trug. Aus diesem Gesichtspunkt heraus hatte er seine Hoffnungen und Pläne aufgebaut. Aber was ihm statt dessen zuteil wurde — tatenloses Zuwarten, passives Dasitzen mit gebundenen Händen, ohne sich regen zu können — verstimmte ihn tief und machte ihn mutlos. Er hatte nach verschiedenen Richtungen hin Versuche gemacht, sich eine Stellung zu erwerben, hatte oft monatelang auf Antworten gewartet, um dann endlich kurzerhand abschlägig beschieden zu werden, oft auch gar keine Antwort erhalten, kurz er hatte das ganze moralische Elend des Stellungsuchenden auskosten müssen, ohne sich dagegen auflehnen zu können. Er prüfte, ob etwa seine Ansprüche zu große seien, mußte sich aber immer wieder zugestehen, daß er eigentlich nicht tiefer könne, in Anbetracht seines Wissens, seiner sozialen Stellung. Aber das Warten rieb ihn auf, machte ihn ganz krank.

Der Sommer war vergangen und hatte ihm nichts gebracht, jetzt war es Herbst geworden, der äußerste Zeitpunkt, den Mutter und Sohn festgestellt hatten, bis der Erwerb kommen mußte. Sie sprachen nicht mehr darüber, wie durchaus notwendig es sei, jedes wußte es ja genau so gut wie das andere, aber die alte Frau war blasser und gebückter geworden, der Sohn hager und nervös.

Es mußte etwas geschehen!

Die Rätin dachte in einsamen Stunden daran, ein großes Pensionat mit den letzten Resten ihres Kapitals zu gründen, aber sie gestand sich seufzend, daß sie dem körperlich wohl kaum mehr gewachsen sei, und Georg wollte auch nichts davon hören. Als sie es einmal andeutete, geriet er geradezu außer sich, und schwor, daß er eher Schreiber werden würde, als das zugeben.

Nach dieser Szene studierte die Rätin immer eifriger den Annoncenteil jeder Zeitung, deren sie habhaft werden

konnte. Ihr Sohn durfte sich nicht so wegwerfen! Tausendmal nein! Er mußte aus sich machen, was zu machen war, das war er sich selbst, das war er auch ihr schuldig. Daß er sich erniedrigte, würde sie nie dulden.

Und eines Tages stieß sie auf ein Inserat, das sie ihm dann mit hoffnungsfrohem Aufblick zeigte, als er müde und verstimmt von einem vergeblichen Gang nach Hause kam.

In einer kleinen Stadt wurde ein Bürgermeister gesucht, mit dreitausend Mark jährlichem Fixum. Wenn Georg das bekam, dann waren sie aus aller Not und Sorge heraus, davon ließ sich gut leben in einer kleinen Stadt, und ihr war es recht, wenn sie aus diesem großen Steinhaufen, in dem alle Menschen ganz interesselos nebeneinander herlebten, in kleinere, gemütlichere Verhältnisse gekommen wäre.

„Schreibe, Georg," drängte sie. „Gleich! Schicke deine Papiere ein. Vielleicht! — Wer weiß . . ."

Er starrte mutlos auf die Annonce.

„Es hilft nichts, Mutter. Mein Offizierspatent fehlt ja. Das ist wieder die alte Leier."

„Tue es mir zuliebe, Georg."

„Ja, Mutter, gern! Wenn dein Herz daran hängt."

Er setzte sich hin und schrieb, trug am Abend noch den Brief selbst in den Kasten. — Nach acht Tagen hatte er Nachricht. Man forderte ihn auf, persönlich nach Lingen zu kommen. Die Rätin strahlte. Wie eilig packte sie ihm den Frackanzug ein und bürstete den schon etwas mitgenommenen Zylinder immer aufs neue blank. Sie hoffte wieder, hoffte mit all der Inbrunst einer Mutter, die ihr geliebtes Kind seelisch kranken sieht und nicht helfen kann. Das konnte nur Arbeit, eine Stellung, sei sie auch noch so bescheiden, und ein Herausreißen aus der dumpfen Qual des ergebnislosen Ringens.

Georg lebte auf nach dieser Nachricht. Sie stießen sich dort also nicht an das Fehlen des einen Papiers, das ihm bisher immer eine Verneinung eingetragen hatte, sonst hätten sie ihn ja nicht kommen lassen. Vielleicht waren es hier in der Hauptstadt nur die obersten Behörden, die so konsequent abwiesen, in der Provinz dachte man anders, und ge-

rade an die Provinz hatte er noch nie gedacht. Jetzt machte er sich über die vertrödelte Zeit fast Vorwürfe. — So fuhr er denn nach Lingen, voller Hoffnung, obgleich er sich selbst dafür tadelte.

Das Nest war außerordentlich nüchtern gelegen. In baum- und wasserloser Tiefebene, ein kleines dürftiges Landstädtchen, das nicht einmal Bahnverbindung hatte.



Hersbach sank der Mut, als er im Omnibus das holperige Pflaster der Hauptstraße entlang fuhr, alles in ihm lehnte sich gegen diese Verbannung auf, und er mußte sich erst ganz energisch vorhalten, daß er das Recht einer Wahl bei den herrschenden Verhältnissen gar nicht mehr habe.

Der Stadtverordnetenvorsteher war der erste Mann des Städtchens, zu dem sich Hersbach begab, nachdem er sich etwas restauriert hatte, ein biederer Materialwarenhändler am Markt, dessen großes Schild mit goldenen Buchstaben in seiner Umgebung einen protzigen Eindruck machte. Während des kurzen Weges, den er zurücklegte, sah er an jedem Fenster Köpfe, Köpfe und wieder Köpfe erscheinen, die ihm nachstarrten wie einem Wundertier. Wäre er nicht von allem geistig so niedergedrückt gewesen, er hätte sicher gelächelt. Aber das Lächeln war ihm vergangen wie jede Freudigkeit.

Der Kaufmann bewillkommnete den Erwarteten mit großem, gutgemeintem Eifer.

„Das ist recht, daß Sie gekommen sind,“ sagte er, und reichte ihm seine derbe Hand. „Na, an meiner Stimme und den Stimmen meiner Partei soll es Ihnen nicht fehlen, Herr von Hersbach. Wir sind die Liberalen im Ort, und wir wollen den Fortschritt! — Das ist recht, daß Sie so forsch und schneidig aussehen, Herr von Hersbach, das freut mich — das wird die Gegenpartei mit ihrem alten klapprigen Major ärgern — die Zurückgebliebenen, wissen Se . . . eine erbärmliche Sorte!“

Hersbach biß die Zähne zusammen. Als liberalen Kandidaten stellten sie ihn hier auf — — — Immerhin! Liberal ist am Ende jeder, der mit offenen Augen in die Welt schaut, das konnte er sich zur Not gefallen lassen. Überhaupt — was hieß in diesem Krähwinkel Parteispaltung — — Der Kaufmann belehrte ihn aber bald eines besseren.

„Wir sind hier scharf,“ sagte er mit erhobenem Kopf, „wir wissen ganz gut, was wir uns schuldig sind, und natürlich erwarten wir von unserm Bürgermeister, den wir uns wählen, daß er auch zu uns hält und unsere Meinung respektiert. Wozu zahlen wir ihm sonst das horrende Geld, wenn er das nicht will.“

Ahnte der Mann, daß er den Bewerber eigentlich mit jedem Wort demütigte? Ahnte er, wie sich Hersbach in diesem dumpfen Zimmer fühlte, in dem es so atemraubend aus dem Laden herüberduftete? Gewiß nicht, denn als er Hersbach mit einer gewissen patronisierenden Kordialität die Hand auf die Schulter legte und ihm eindringlich seine Beweisführung vortrug, leuchtete ihm die Gutmütigkeit aus den Augen.

„Nun gebe ich Ihnen hier eine Liste von unserer Partei, die da zu wählen haben. Bei denen müssen Sie Ihren Besuch machen, sonst nehmen sie es übel. In Lingen muß man zusammenhalten — freilich mit Unterschied. — Und nun tun Sie mir wohl die Ehre an, ein Glas Wein bei uns zu trinken.“

Er öffnete die Tür, rief: „Minna! Minna! Eine Flasche vom Roten!" Und sofort erschien Frau Zängel mit Präsentierbrett, Flasche und Gläsern. Jedenfalls war sie sehr in der Nähe gewesen.

Hersbach erhob sich und machte eine salonmäßige Verbeugung, die behäbige Frau errötete vor geschmeichelter Eitelkeit und Unbeholfenheit. Erst nach längerem Zögern entschloß sie sich auf Zureden ihres Gatten zum Niedersetzen. Der Wein war schrecklich. Ein ganz undefinierbares Gewächs, das Frau Minna selbst abgezogen hatte, wie sie stolz erklärte; aber viel schrecklicher erschien ihm noch die Unterhaltung, die jetzt in Fluß kam. Das wurde der vollständigste Fragekasten, den er je erlebt hatte. Vor allen Dingen interessierten seine Privatangelegenheiten, ob er verheiratet, verlobt, verliebt sei. Seine verneinenden Antworten befriedigten augenscheinlich höchlich, er konnte genau feststellen, wie er in der Wertschätzung wuchs, je tiefer seine eigene Stimmung sank. Er fühlte sich deplaziert.



Was sollte er hier unter diesen braven, biederen Spießbürgern, deren geistiges Niveau dem seinigen so sehr untergeordnet war, daß er sich ein Leben unter ihnen gar nicht

vorstellen konnte. Hier mußte er seelisch zugrunde gehen! — Aber härter wie diese Erkenntnis machte die Magenfrage ihr Recht geltend, die gewaltigste Tyrannin alles Lebenden! Er mußte ausharren um jeden Preis, schon seiner Mutter wegen.

Das sagte er sich auch wieder mit müder Resignation, als er am Nachmittag Lingen kreuz und quer zu Fuß durchstreifte. Lange hielt ihn das nicht auf, aber leider fand er auch nichts, was ihn mit seiner Verbannung hierher nur im geringsten auszusöhnen imstande war.

Er hatte seine Pflicht getan, alle seine Wähler aufgesucht und dachte nun mit Grauen an den Abend mit ihnen, im räucherigen Kneipzimmer, mit offenem Ohr für all ihre Meinungen, Wünsche und Belehrungen, aber es half nichts, auch das mußte ertragen werden.

Und er erledigte es nach besten Kräften, getrieben von dem einzigen Wunsch nach einer festen Lebensstellung, alles andere in sich niederkämpfend und gewaltsam zu Boden drükkend, was sich aufbäumen wollte. Daß ihn seine Wähler im stillen für hochmütig hielten, daß sie sich zuweilen verstohlen ansahen, dafür konnte er nichts, das lag einmal in seiner Natur, die sich instinktiv gegen alles auflehnte, was ihr nicht gleichwertig war.

Auf dem Heimweg sagte der Kaufmann Zängel, der Hersbach unter seine besondere Protektion genommen hatte, noch so nebenbei: „Ja, was ich noch sagen wollte; Ihre Papiere sind nicht vollständig, Herr von Hersbach, wohl ein Versehen .... Es fehlt Ihre Verabschiedung aus dem Regiment. Die schicken Sie mir rechtzeitig ein, damit keine Verzögerung entsteht.“

„Halten Sie denn meine Wahl für gesichert?“ forschte Hersbach mit gemischten Gefühlen.

„Für totsicher. Wir haben, schlecht gerechnet, zwei Stimmen mehr wie die Gegenpartei.“

„Herr Zängel,“ begann Hersbach mit kurzem Entschluß, „unter den Verhältnissen muß ich Ihnen sagen, daß ich das von Ihnen vermißte Papier nicht einschicken kann,

weil ich es nicht besitze. — Ich verweigerte ein Duell aus meiner innersten Überzeugung heraus und schied dadurch gleichzeitig ohne weiteres aus dem Dienst und dem Offizierkorps."

Eine Weile war es danach still. Zängel strich nachdenklich seinen Bart und sah vor sich hin.

„Ich wollte Ihnen das nicht eher sagen, bis ich erfuhr, ob ich hier überhaupt etwas zu hoffen hätte," sagte Hersbach etwas nervös, „das werden Sie gewiß verstehen, nicht wahr?"

„Richtig war es nicht, Herr von Hersbach, und — gut wohl auch nicht."

„Ja, wieso denn? Glauben Sie, es ist mir besonders angenehm, über abgetane Dinge zu sprechen?"

„Das verstehe ich schon — aber hier ist es doch eine andere Sache. Was soll ich nun machen? — Soll ich es den Parteigenossen sagen?"

„Sie müssen handeln, wie es Ihre Pflicht ist. — Natürlich."

Der andere pfiff geringschätzig durch die Zähne. Dann sagte er:

„Sie müssen nicht etwa denken, daß ich etwas dabei finde! Ich denke nicht daran! Mir wäre es auch unmöglich, auf einen anderen zu schießen, — — und meine gesunden Knochen zu Markte zu tragen, würde ich mich auch bedanken. — — Es ist nur . . . ja sehen Sie mal — wegen der Bestätigung durch die Regierung. — Und wenn mal ein Prinz oder ein kommandierender General nach Lingen käme, dann hätte das doch seine Schwierigkeiten . . . Man muß als Stadtverordneter vorausdenken können, Herr von Hersbach . . ."

„Ja, wenn Sie meinen, Herr Zängel . . ."

Georg biß die Zähne zusammen. Alle maßten sich an, über ihn zu Gericht zu sitzen. Alle! —

„Na, wir wollen es einmal beschlafen," meinte der gutmütige Bürger. „So haben Sie uns ja allen recht gut gefallen, — man kann wirklich nichts gegen Sie sagen. Und

vernünftig sind Sie auch, lassen sich unsere Wünsche sagen und sehen sie ein . . ."

„Halt!" unterbrach ihn Hersbach rasch. „Ich leugne nicht, daß ich die Bürgermeisterwahl hierher sofort annehmen würde, Herr Zängel, aus — äußeren Umständen . . . daß ich mir aber stets meine volle Freiheit wahren müßte, nach Gewissen und Einsicht zu entscheiden, ohne alle Nebenrücksichten. So! — Ihnen das zu sagen, hielt ich für meine Pflicht."

Der andere schüttelte ihm derb die Hand, und als er heimging, dachte er zufrieden:

„Ein schneidiger Mensch! — Und ehrlich! — Mit dem wäre schon was zu machen, denn natürlich sieht er bald ein, daß wir überall im Recht sind! — Wenn nur das andere nicht wäre! — Verflixt!" — —

Hersbach aber stand im Gasthaus am aufgerissenen Fenster und starrte finster in die Nacht hinaus. So gedemütigt kam er sich vor. So verzweifelt gedemütigt! — Aber das eiserne Muß trat jedem anderen Gefühl energisch auf den Kopf. Er mußte aushalten, hatte kein Recht mehr zu wählen . . .

Am nächsten Morgen ging er zu Zängels hinüber. Er hatte sich während der Nacht überlegt, daß er hier jetzt das seinige getan habe, jeder längere Aufenthalt nur unnütz Geld koste, und er besser tue, das Resultat in Berlin abzuwarten. Mochten sie ihm dann wieder einen Stein in den Weg werfen, er konnte es nicht ändern. — Aber seine düstere Stimmung schlug doch um, als ihm Zängel mit vollster freundlicher Harmlosigkeit gegentrat, seiner Abreise zwar nicht widersprach, aber ruhig hinzufügte:

„Wir sehen uns ja doch bald wieder, Herr von Hersbach, wir bringen Sie schon durch. Und was die andere Geschichte anbelangt, so habe ich mir überlegt, die geht uns eigentlich gar nichts an, darüber brauchen w i r uns doch keine grauen Haare wachsen zu lassen. Wir wählen den tüchtigen Juristen, nicht den gewesenen Offizier. — Ein Prinz oder General wird ja wohl nicht alle Tage zu uns kommen, wir

aber brauchen jeden Tag unsern Bürgermeister, und so wird ja auch wohl die Regierung denken."

Georg von Hersbach fühlte es warm in sich aufsteigen. Auf einmal kam ihm Lingen nicht mehr so schrecklich vor, wußte er, daß sich mit den Menschen hier leben lassen würde, wenn sie auch aus anderer Sphäre stammten wie er. Mit zuversichtlichen, frohen Augen sah er sich noch die leere Wohnung an, in der sein verstorbener Vorgänger gelebt, nahm von allem Notiz, um seiner Mutter zu Hause genau Auskunft geben zu können, und selbst für den ratternden Omnibus, der ihn zur Bahn brachte, empfand er etwas wie Zuneigung. —

Die Rätin war voll von stolzer Freude. Nun das drohende Gespenst der Arbeitslosigkeit von ihnen genommen war, nun sie leichten Herzens in die Zukunft sehen konnten, ließ sie ihren Sohn erst ahnen, wie tief sie die ganze Zeit niedergedrückt gewesen, wie sie gebangt und gesorgt hatte. — Nach einigen Wochen kam ein Brief von Kaufmann Zängel, worin er ihm den glänzenden Wahlsieg mitteilte. Vier Stimmen mehr wie der andere Kandidat.

Mutter und Sohn fielen sich in die Arme. Nun war ja ihre Zukunft gesichert! Eine kurze Frist noch, bis die Bestätigung der Regierung kam, dann ging es nach Lingen. Es würde sich mit gutem Willen schon dort leben lassen, trösteten sie sich beide. Und dann war wenigstens der Anfang gemacht zu einem neuen, emporsteigenden Leben.

Wochen auf Wochen vergingen. Aus Herbst war Winter geworden. Schnee lag in den Straßen Berlins, und der Wind pfiff eisig, aus Lingen kam noch immer keine Nachricht. Die Rätin hatte die Wohnung gekündigt, einzelne Sachen standen schon gepackt, ein längeres Verweilen hier war unnötig.

Aber keine Nachricht kam.

Georg schrieb an Zängel und bat um Aufklärung. Der biedere Stadtverordnete antwortete umgehend, daß auch er die lange Verzögerung nicht begreife, daß sie seit Wochen

warteten; er würde sofort Nachricht durch ein Telegramm schicken. —

Im Keller waren keine Kohlen mehr, die Rätin hatte den kleinen Vorrat im Hinblick auf ihre Übersiedelung aufgebraucht und wollte keine neue Ausgabe mehr machen, in frostiger Stimmung saßen Mutter und Sohn nebeneinander und warteten.

Gut, daß sie den Ausfall der Wahl schwarz auf weiß vor sich hatten, sonst wäre ihnen am Ende doch Furcht aufgestiegen, daß das Schicksal den kaum errafften Bissen noch einmal dicht vor der Nase fortnehmen könnte; aber dagegen waren sie ja jetzt gesichert. Mußten gesichert sein. — Also geduldig tausendmal geschmiedete Zukunftspläne noch einmal schmieden und warten! — Warten! —

Endlich! — Statt der Depesche ein Brief von Zängel. Georg öffnete ihn mit einem Herzklopfen, das er sich selbst nicht zu deuten wußte.

Er las! — Er las noch einmal! Da stand es — unanfechtbar — wieder schwarz auf weiß. Die Regierung lehnte seine Wahl ohne weitere Begründung einfach ab. —

Wieder war ihm die Türe zugeschlagen, deren er doch bedurfte, sein Leben weiter zu leben. Ein Ausgeschlossener! Immer wieder stieß er auf die grausame Bestätigung dieses Gefühls. Und warum? Weil er aus einem Stande geschieden war, mit dessen Tradition er sich innerlich im Widerspruch fühlte.

War es möglich, daß ihm das anhing wie ein Schandmal? Eine eiserne Kette, die ihn zu Boden riß? Er wollte ja nichts anderes als das Recht, in seiner Sphäre arbeiten zu können — und dies Recht verweigerte man ihm hartnäckig.

Die grenzenlose Bitterkeit, die seit seiner Wahl etwas in ihm nachgelassen hatte, überschwemmte wieder sein Fühlen und Denken. Er hätte am liebsten die Hände geballt, der ganzen Welt den Fehdehandschuh hingeworfen, aber — da war seine Mutter! — Die alte Frau, die ganz still und un-

beweglich mitten in der Stube stand, den Kopf gesenkt, die Hände gefaltet, ein Bild mutloser Verzagtheit. Zum erstenmal sah er sie so! Bisher war sie immer die Hoffende, Gläubige gewesen, der kein Fehlschlag etwas anhaben konnte, aber jetzt vergaß sie den Schein, den er immer für bare Münze genommen, vollständig, zeigte sich wie sie war, zu Boden geworfen, verzweifelt, hoffnungslos!

Er sah sie stehen, stürzte zu ihr hin und ergriff ihre schlaffen Hände.

„Verzeih, Mutter!“ bat er erschüttert.

„Verzeihen?“ wiederholte sie, ihn mit umflorten Augen ansehend. „Was hätte ich dir wohl zu verzeihen? Mein armes Kind! Die Menschen werden dich tothetzen mit ihren Ungerechtigkeiten und dabei noch glauben, daß dir recht geschehen ist.“



Er legte seinen Kopf an ihre Schulter.

„An dich hätte ich denken sollen. Damals — als ich so selbstverständlich meinen Weg ging! Aber mir erschien das alles so einfach! So von der Natur geboten! Ich wußte, daß ich mich in Widerspruch mit meinen Kreisen setzte! — Ich war bereit, das zu tragen und mir ein neues Leben zu schaffen. Daß man mich aber auch da verfolgen, mir einfach das Brot vom Munde abschneiden würde, das habe ich nicht gewußt.“

„Bereust du, Georg?“ fragte sie eindringlich.

Er zögerte, dann aber sagte er ernst:

„Ich kann nicht, Mutter! Träte es heute wieder an mich heran, ich handelte ebenso."

Da lächelte sie wie sonst und hob den Kopf.

„Bravo, mein Sohn! Also dann — hoch die Stirn!"

„Und leer der Magen," vollendete er bitter.

„So weit wird es nie kommen," tröstete sie zuversichtlich. „Und wer weiß, was die Zukunft bringt."

„Du hoffst noch, Mutter?"

„Freilich hoffe ich! Weiß denn ein Mensch in dieser Stunde, was die nächste geben kann?"

Er sah finster vor sich hin.

„Wenn du nicht wärst . . ."

Sie unterbrach ihn heftig.

„Ich bin aber da, mein Junge; und ich halte dich fest. Denke nicht an so häßliche Dinge — hörst du?"

Aber er dachte in seiner Verbitterung doch daran, wie schön es sein müsse, allen Sorgen und Schmerzen dieser Welt auf ewig entrückt zu sein. Wie wenig dazu gehörte, im Vergleich zum Ertragen dieser langen Kette von Enttäuschungen und verwundenden Nadelstichen. Aber er dachte nur daran, wie ein müder Wanderer an ein behagliches Heim. Noch hatte er Pflichten — noch hatte er eine Mutter!

Aber die Bitterkeit nagte an ihm, und er wurde ihrer nicht Herr. Sie raubte ihm Schlaf und Appetit, machte ihn noch hagerer und blasser, wenn er auch ängstlich bemüht war, es vor der Mutter zu verbergen und rastlos nach einer anderen Anstellung Umschau hielt, aber ohne Hoffnung und ohne Eifer; er wußte ja, was kam.

---

## XIV.

Es war ein häßlicher, eiskalter Wintertag, als Hersbach wieder einmal nach Hause ging. Er hatte sich um den Posten eines Bureauvorstehers bei einem Rechtsanwalt beworben, aber keine bestimmte Zusage erhalten. Der adlige Name, die unverwüstlich aristokratische Erscheinung, die er

noch immer, trotz der schon recht fadenscheinigen Kleidung, war, hatten augenscheinlich Bedenken erregt. Auf dem Heimweg berechnete er den Verdienst, den er von der Stellung eventuell haben würde, und welche Erleichterungen er damit seiner Mutter gewähren könne. Es war wenig — blutwenig. — Und selbst dies Wenige stand noch in Frage. — Als er am Morgen fortgehen und seine eleganten Stiefel anziehen wollte, die zum Glück immer noch Form behalten hatten, sah er, daß sie an einer Stelle geflickt waren. Er hatte den Schaden nicht bemerkt, aber breit und aufdringlich glänzte ihm jetzt der Flicken darauf entgegen und degradierte ihn zum Proletarier.

Noch nie war dieses Bewußtsein so in ihm erwacht, daß er herabgestiegen sei, für die Augen aller sichtbar herabgestiegen!

Zu Hause hatte er geschwiegen, als ob er nichts bemerkt hätte, wußte er doch genau, daß die Augen der Mutter ängstlich verstohlen an ihm hingen, daß sie ein Wort seinerseits fürchtete — gewiß hatte sie auch recht mit ihrer Sparsamkeit — aber ihn traf es wie ein Schlag.

Gut, daß sie nichts davon ahnte. —

Auf der Straße irrten seine Augen immer wieder herunter und sahen nichts anderes als den Flicken, bis ihn das ganze Elend seines jetzigen Lebens gepackt hielt und fast erwürgte.

Wie deutlich dieser Flicken sprach! Von Verfall und Niedergang einer einst hochgebauten Existenz. Er schmerzte ihn fast körperlich und löschte das kleinste Restchen Eitelkeit in ihm völlig aus. Er konnte es sich immerfort wiederholen:

„Ein Flicken am Stiefel ist keine Schande; nichts was dich minderwertig macht; du bleibst trotzdem dasselbe, was du immer gewesen," — es half nichts. Gewiß war es die Wahrheit, aber ehe er den Weg aus diesem Druck herausfand, machte er häßliche Stunden durch, die nicht ohne Einfluß auf ihn blieben.

So in seinen Gedanken versunken, zuckte er plötzlich heftig zusammen; irgend jemand hatte am Leipziger Platz seinen

Namen gerufen. Verstört sah er sich um. Wer kannte ihn denn in diesem großen Berlin?

„Herr von Hersbach!“ klang es wieder; und nun sah er auch, daß eine Droschke hielt und ein Frauenkopf sich weit aus dem Fenster herausbeugte. In demselben Augenblick hatte er Stimme und Gesicht erkannt. — Mea Platen. —

Ein Gefühl des Schreckens durchzuckte ihn. Von niemand gekannt, war es verhältnismäßig noch leicht, Entbehrungen zu ertragen, aber vor den Augen anderer — lieber Freunde — sein Herabgestiegensein enthüllen zu müssen, das tat mehr wie weh, das rief alle Regungen des Stolzes wach und machte es fast unerträglich. Hätte Hersbach einen Weg gesehen, um Mea zu entkommen, er hätte ihn sicher eingeschlagen, aber jetzt war es zu spät, herzliche Wiedersehensfreude, wie sie aus dem Ruf geklungen, konnte er nicht mit Unhöflichkeit beantworten. So trat er denn zu ihr an den Wagenschlag.

Sie streckte ihm, über das ganze Gesicht lachend, beide Hände entgegen.

„Welche Freude! Nein, welche Freude! Was wird Rochus sagen!“

Er fand, daß sie stärker geworden und über ihrem ganzen Wesen der Hauch eines harmonischen Glückes ausgegossen war, und da vergaß er sich auf einmal selbst, mitsamt seiner Misere. Er drückte herzlich ihre Hände und sagte:

„Die Freude ist auf meiner Seite nicht weniger groß, gnädige Frau! Wie kommen Sie nach Berlin? Wo ist Rochus?“

Mea hatte die Wagentür aufgestoßen.

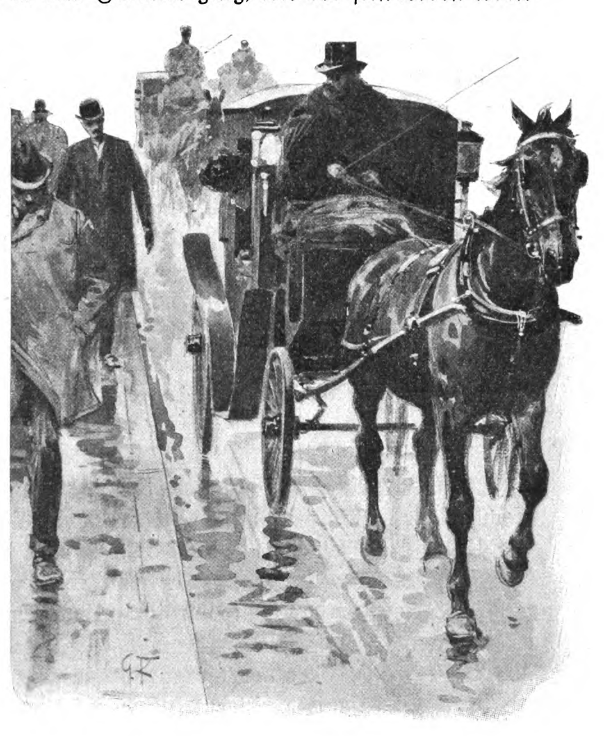
„Steigen Sie ein. — Kommen Sie mit mir — im Triumph bringe ich Sie nach Hause.“

Er zögerte; das Gefühl von vorhin — sich verbergen, niemand Ursache geben, ihn zu bemitleiden — wurde wieder lebendig in ihm, aber Mea beachtete es gar nicht.

„Sie müssen doch Rochus begrüßen — und meinen kleinen Buben . . . er heißt Georg,“ sagte sie froh und

rückte zur Seite, um ihm Platz zu machen. „Gott, wie lange ist es her, seit wir uns nicht gesehen! Das war noch in Wallhofen.“

Fast gegen seinen Willen stieg er ein; die Sehnsucht nach Rochus überwältigte ihn auf einmal; er lechzte danach, zu hören, wie es dem Freunde ging, wie der sein Leben lebte.



„Was macht sein Arm?“ fragte er im Niedersitzen.

„Es geht, wie der Arzt vorausgesagt. Zwar beweglicher ist er wieder geworden, aber doch unfähig, etwas zu leisten.“

„Und wie trägt es Rochus?“

Über Meas heiteres Gesicht flog ein Schatten.

„Manchmal überwältigt es ihn immer noch. Er will durchaus arbeiten, etwas leisten, das Nichtstun ist ihm schrecklich. Aber lieber Gott, es hilft doch nichts! — Ich verstehe diesen Drang gar nicht, denn wir haben doch zu leben.“

Hersbach erschrak. War es möglich? Stieß Rochus bei der Frau, die zu ihm hielt in unentwegter Liebe und Treue,

die geistig hoch stand, auf ein Unverstehen seiner schmerzlichsten Gefühle? Begriff sie nicht, daß der Mann, geschaffen und erzogen zur Arbeit, qualvoll unter Nichtstun und Wohlleben leiden mußte? Um so schwerer, wenn er es als Geschenk anderer, selbst der liebsten Person annehmen mußte?

Dann — armer Rochus! Auch du! —

„Wie Bubi geboren wurde, hat uns Papa stillschweigend tausend Mark jährlich zugelegt. Er kann es auch, Herr von Hersbach, denn später, nach seinem Tode haben wir einmal reichlich, und doch will manchmal die schwärzeste Melancholie nicht aus Rochus Gemüt weichen. Verstehen Sie das? — Aber Sie werden mir helfen, nicht wahr? Sie werden ihm sagen, daß er zufrieden sein muß, sich nicht quälen d a r f."

Hatte ihr Blick seinen geflickten Stiefel gestreift? Ihm war es so, und glühende Röte schoß ihm in die Schläfe. Sein Ton war hart und spröde, als er erwiderte:

„Geld und Gut ist nicht das Höchste im Leben, gnädige Frau."

Sie sah ihn erstaunt an.

„Aber mein Gott, ich liebe ihn ja," entgegnete sie einfach. „Was ich bin und habe, gehört ihm, wie kann er denn da Unterschiede machen?" Das war wieder der alte warmherzige Ton, den er kannte; er schüttelte das häßliche Gefühl gegen sie, das ihn vorhin gepackt hatte, mit aller Macht ab.

„Und Sie, Herr von Hersbach, wie geht es Ihnen?"

„Ich lebe mit meiner Mutter zusammen," antwortete er verschlossen.

Sie sah schnell zu ihm auf — begriff, daß sie nicht weiter fragen durfte und sagte nur noch leichthin:

„Aber mager sind Sie geworden! Und die schwarze Kleidung steht Ihnen nicht."

Er lachte. „Nach mir fragt hier keiner etwas."

Sie schwiegen beide, ihre Erinnerungen waren so lebendig. Wallhofen, das kleine Nest mit seinen Kleinlich-

keiten und Vorurteilen — jetzt erschien es ihnen friedlich und sonnig wie ihre Jugend.

Endlich hielt der Wagen. Mea hatte ganz rote Wangen, als sie eilig vor ihm die Treppen empor lief. Er bemerkte, daß sie zwar einfach, aber sehr gut angezogen war, daß die Unterkleider raschelten und rauschten, daß er mit seiner fadenscheinigen Eleganz eine minderwertige Folie neben ihr abgab, und einen Augenblick bereute er heftig, mitgegangen zu sein. Was würde Rochus bei seinem Anblick empfinden?

„Bleiben Sie draußen," flüsterte Mea ihm hastig zu, „ich will ihn erst vorbereiten!"

Sie ging in das Wohnzimmer und ließ die Türe halb offen.

„Guten Abend, Liebster," sagte sie mit heller Stimme und zog die Handschuhe ab.

„Du kommst so spät, Mea," entgegnete Rochus aus der Tiefe des Zimmers. „Und nun läßt du gar die Tür noch auf."

„Weil ich dir etwas mitgebracht habe — etwas, das dir mehr Freude machen wird, als eine Weihnachtsgabe," rief sie glückselig, „etwas, nach dem du dich immer gesehnt hast, trotz meiner Person — — ahnst du, was es sein kann?"

In dem Augenblick trat Hersbach auf die Schwelle.

„Rochus!" sagte er erstickt, die Augen waren ihm naß geworden.

Und dann fühlte er sich ans Herz gedrückt, zwar nur mit einem Arm, aber warm und fest wie früher, und das Herz des alten Freundes schlug an dem seinen, wenngleich kein Wort über seine Lippen kam. Leise ging Mea hinaus.

Nun hatten sie sich wieder. Aber merkwürdig — nachdem der erste Rausch der Wiedersehensfreude verflogen war, trat eine fast befangene Pause zwischen ihnen ein. Sie hätten sich so viel zu sagen gehabt! — Keiner fand das rechte Wort. Sie wagten nicht, an den Wunden zu rühren, an denen jeder krankte. Die alte Freundschaft war noch unverändert die gleiche, nur das Aussprechen hatten sie verlernt. Zu viel,

Äußerliches und Innerliches, war dazwischen getreten und hatte sich wie ein Grabhügel aufgetürmt.

„Was fesselt dich noch immer in Berlin, Georg?“ fragte Rochus endlich. „Nach deinem letzten Brief, der mir von deinem glücklich bestandenen Examen sprach, erhofftest du eine Anstellung im Staatsdienst, wenn auch in der Provinz.“

„Ja,“ entgegnete Hersbach gedrückt. „Diese Hoffnung betrog mich — wie so manche andere — man hat mir überall den Stuhl vor die Türe gesetzt, weil ich aus dem Militärstand ausgestoßen worden bin.“ Er hatte allmählich bitter und immer bitterer gesprochen, ohne es zu wissen, aber Rochus Ohr fing den Ton auf.

„Ich habe es gefürchtet, Georg, weiß Gott, ich habe es immer dunkel gefürchtet.“

„Und du — findest du es erhört? Findest du es menschenwürdig? Hätte ich etwas Ehrenrühriges verbrochen — gut — sie sollten recht haben. Obgleich ich auch da der Ansicht bin, ehrliche Arbeit und Reue gleichen alles aus — aber so! . . .“ —

Er schwieg. Auch Rochus schwieg. Hersbach sah ihn an. Als das Schweigen immer länger dauerte, trat allmählich ein böses Funkeln in Georgs Augen, die sich immer starrer auf den Freund hefteten.

„Was meinst d u?“ fragte er ihn endlich geradezu.

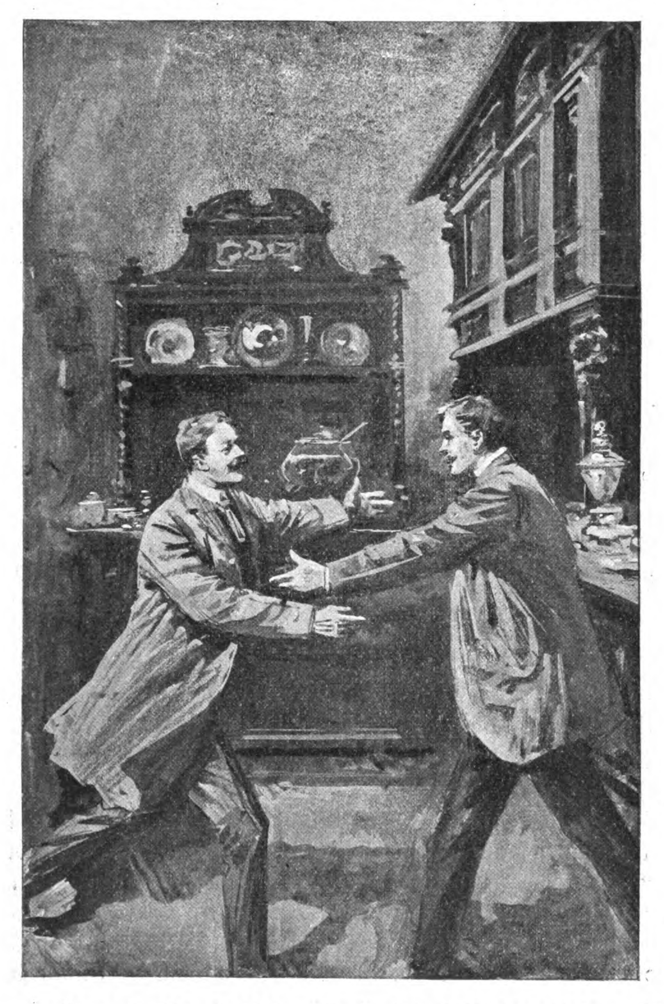
„Ich? — Du weißt ja, daß ich mit Leib und Seele in unseren alten Anschauungen wurzele — ich kann eben nicht anders. Je ferner mir der Stand gerückt ist, dem ich einst angehört habe, je mehr ich ihn als geschlossenes Ganzes betrachten lerne und ihn von dieser Weite aus beurteile, je mehr bin ich überzeugt, er wäre nicht das, was er ist, wenn die Gesamtheit desselben nach dem einzelnen Individuum fragte. Wenn das auch daran zugrunde geht, das Ganze muß notwendig so fortbestehen wie es ist, und der einzelne sich ihm beugen — oder scheiden.“

„Auch all seinen Mißständen und Auswüchsen?“

„Auch denen.“

„Ah!“ — Georg sprang auf. „Dann — ja, dann bin

ich in deinen Augen auch ein Geächteter! Einer, der seinem Stande Unehre gmacht hat, — — dann — kann ich ja gehen."



„Georg! Um Gottes willen! So falsch kannst du mich doch nicht verstehen! — Das einzelne Individuum, über das das Ganze erbarmungslos fortschreitet, wenn es ihm wider-

strebt, kann tausendmal mein teuerster Freund bleiben. Nur das Prinzip!! — Nein, bleibe — gehe nicht so." — Er legte dem Zitternden die Hand auf die Schulter. „Alter Georg — wie bitter weh muß man dir getan haben!" sagte er mitleidig.

Der andere wandte sich ab.

„Glaubst du denn," fuhr Rochus eilig fort, „ich bin glücklich? Oder nur ausgefüllt? — Weib und Kind — nun ja, das ist recht gut und schön, aber des Mannes Lebensnerv bleibt doch der Beruf; wo der fehlt, gedeiht alles andere auch nur im Schatten. Wir tragen alle beide, laß uns nicht rechten, wer es am schwersten hat."

Er reichte ihm die Hand, und Hersbach legte die seinige hinein.

„Wir könnten uns ja auch beim besten Willen gegenseitig nicht helfen," entgegnete er mit mattem Lächeln.

„So! — Nun bitten wir um Aufmerksamkeit, Bubi und ich," sagte Mea, mit ihrem Knaben auf dem Arm hereintretend und das Gespräch der Männer unterbrechend.

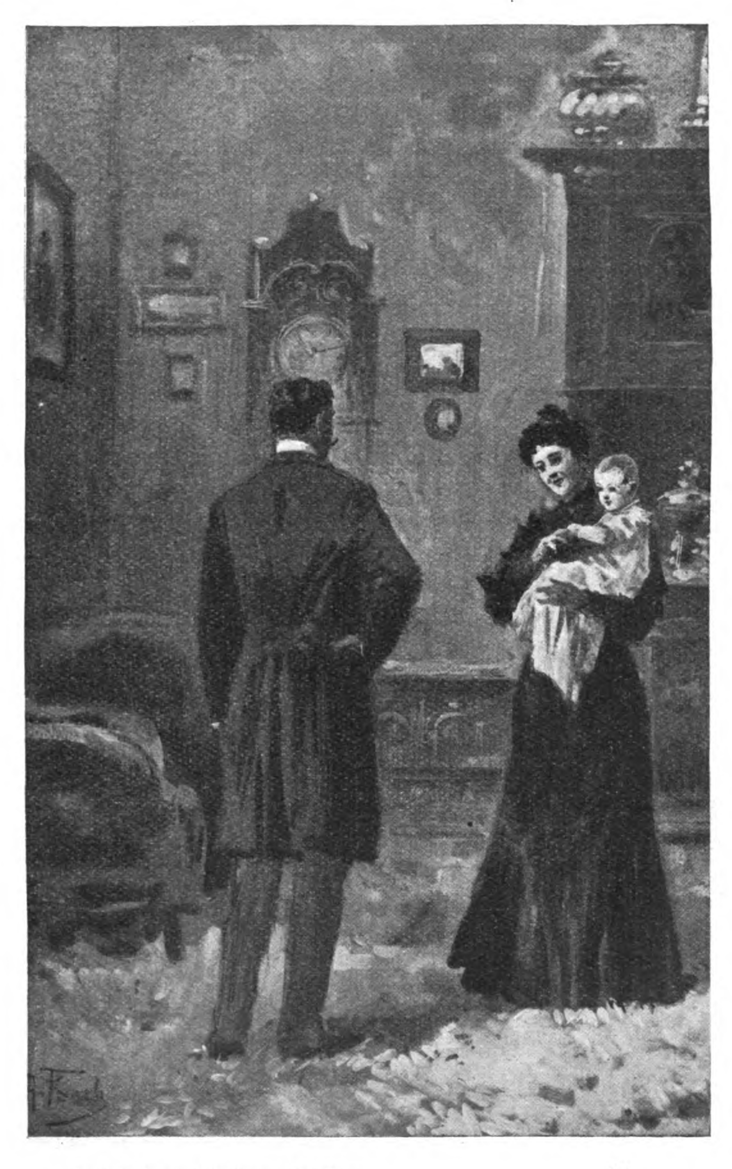
„Sehen Sie, Herr von Hersbach, ist es nicht Torheit von Rochus, uns beide zu unterschätzen?" — Sie sah so gesund, jung, froh und glücklich aus, daß Hersbach ihr unwillkürlich recht geben mußte. Doch er kannte auch den Charakter seines Freundes und begriff, daß gerade ihn diese satte Zufriedenheit der Frau, die ihn sich erobert hatte aber ihm die Flügel band, kränkte.

Hersbach mußte den Abend bleiben, Mea tat es nicht anders.

„Mein Rochus soll sich einmal wieder fühlen, wie in alter Zeit," sagte sie zärtlich und strich ihrem Gatten über das Haar, „deshalb lasse ich Sie beide allein und sorge nur im stillen für ein gutes Abendessen."

„Sie ist ein prächtiges Weib! Prächtig!"

Rochus blickte der Hinausgehenden nach. „Und doch! — Ich weiß nicht, ob du das begreifst, Georg, ich bin eben der Mann meiner Frau! — Sie ist die Tätige, die Praktische, sie schreibt nach wie vor ihre kleinen Feuilletons, und



H. Schobert, Jll. Rom. Tradition. 14

wenn ich sie auch längst nicht mehr zu den Sternen ersten Ranges zähle, so arbeitet und verdient sie doch wie ein Mann. — Und ich sitze daneben und lasse mich ernähren! — Hart! — Sehr hart! — Manchmal wünschte ich, irgend ein Ungefähr käme und vertilgte mich von der Erde. — Mea würde auch ohne mich fertig werden."

„Ich glaube, du bist ungerecht und undankbar," sagte Hersbach nach einer Pause. „Was deine Frau so schaffensfroh und selbstbewußt macht, ist ihre Liebe zu dir, ohne die wäre sie vielleicht eine ganz andere, die Sonne würde ihr fehlen, und für solche Liebe sollte man dankbar sein."

„Dankbar! Ja gewiß. — Aber eben immer dankbar, Georg! Immer nur der Empfangende."

Er hatte die Stirn zusammengezogen und starrte düster vor sich hin. „Nur einmal möchte ich der Gebende sein — ein einziges Mal! Dann meinetwegen wollte ich es ertragen. — Aber kommen wir einmal auf dich zurück. Warum versuchst du es nicht in der Industrie?"

„Ich fürchte, ich habe weder Talent noch Geschick dazu. Wenn ich die Schreiberstelle bekomme, um die ich mich eben beworben, zöge ich die vor."

Rochus sah ihn ungläubig an.

„Das kannst du unmöglich, Georg."

„Aber gewiß, warum nicht."

„Du, mit deinen glänzenden Gaben, deinem Äußern — wer weiß, was die Zukunft noch für dich hat."

Hersbach lächelte bitter.

„Das langsame Verhungern, lieber Freund. Oder vielmehr die Tatsache, daß ich meiner Mutter den kargen Bissen Brot vom Munde fortesse."

Rochus wurde ganz blaß. Er wagte nicht, Georg sein Portemonnaie anzubieten, obgleich es ihm auf der Zunge lag. Der Freund hatte sich sehr verändert, noch waren die feinen Fühlfäden zwischen ihnen nicht wieder geknüpft, er mußte, um sich nicht einer Abweisung auszusetzen, noch warten.

Dank Meas Heiterkeit war es ein freundlicher Abend,

den Hersbach im Hause seines alten Freundes verlebte, allmählich kamen sie sich auch wieder näher — ganz nahe, so daß Mea nicht unrecht hatte, als sie ihm unbeobachtet zuflüsterte:

„Ich wußte es ja! — O lieber Herr von Hersbach kommen Sie öfter — kommen Sie recht oft! — Heilen Sie Rochus von all den fixen Ideen, die ihn plagen, und ich werde Ihnen unverbrüchlich dankbar sein.“

An diese Worte dachte er auf dem Heimwege. Also auch da kein absolutes Glück zwischen diesen beiden Menschen, die doch eigens füreinander geschaffen waren. Er erkannte das Trennende zwischen ihnen, verstand Rochus, verstand auch die Frau, die alles gab und nun nicht begriff, daß der andere Teil noch irgendwelche Forderungen an das Leben zu haben glaubte. — Und nicht weniger unglücklich wären sie wohl geworden, wenn das Schicksal sie getrennt hätte! — „Die bittersten Feinde unseres Seelenlebens tragen wir also in uns!“ dachte er resigniert. „Was sollen wir da klagen. — — —

Mea lehnte zu derselben Zeit ihren Kopf an Rochus Schulter.

„Weißt du, daß ich gelauscht habe? Daß ich alles hörte, was Hersbach dir von sich erzählte? Und hast du gesehen, daß er einen Flicken auf seinem Stiefel hatte? Er! Das Urbild der Eleganz in Wallhofen! — Und warum warst du so hart mit ihm?“

„Ich Mea?“ er war sehr erstaunt.

„Aber gewiß. Du! — Glaubst du nicht, daß die alte Wunde immer noch blutet, wenn du sie berührst? Er tut mir so leid, ich kann dir's gar nicht sagen! Für seine Überzeugung dulden, ist schließlich doch etwas Großes! Erhabenes!“

Rochus sah seine Frau an, ihr Gesicht leuchtete ordentlich und die Augen strahlten; er empfand es wie einen neidvollen Stich.

„Ich werde ihm helfen!“ sagte sie endlich entschlossen. Er soll nicht untergehen im Lebenskampf — nicht so! —

Bitten tue ich zwar nicht gern, aber diesmal soll es mir eine Freude sein! — Du siehst keine Ungerechtigkeit in euren Institutionen — weil du in diesem einen Punkt fanatisch bist. Aber ich sehe sie. Ich sehe den Menschen, nur den Menschen allein! Ich möchte mit geballten Fäusten laut hinausschreien. Seht ihr denn nicht, was ihr tut! — An einem Menschen — der Besten Einem!" — Er schwieg staunend.

„Ja, ja!" sagte sie ruhiger. „Menschliche Überhebung und Grausamkeit bringt mich stets außer mir. Die Tradition — eure Standesehre ist meine böseste Feindin — ich habe ein besonderes Recht dazu, nicht wahr? Und darum habe ich auch schon alles überlegt, Liebster. Du weißt ja, daß ich noch von Tantes Reisen her, den Generalkonsul Wehrmann kenne. Er ist Chef der Nordwestlichen Kreditbank, ein sehr einflußreicher Mann, zu dem werde ich morgen vormittag gehen und ihn bitten, etwas für Hersbach zu tun. Du sollst sehen, es geschieht."

„Aber Georg hat Abneigung gegen alles, was mit der Industrie zusammenhängt."

„Das schadet nichts. ‚Nein' wird er trotzdem nicht sagen. Man muß ihn eben zu seinem Glück zwingen, weißt du."

Rochus schüttelte den Kopf.

„O doch!" sagte sie überzeugt. „Es gibt zwar Männer, die es deshalb nicht anerkennen wollen, aber sie haben dadurch noch den Genuß, sich einzubilden, daß sie sehr unglücklich sind, wenn es auch gar nicht wahr ist." Sie zupfte ihn vorwurfsvoll am Ohr.

„Ach, Lieber, das Leben wäre manchmal so einfach, so friedlich, wenn ihr nicht verständet, es mit allerlei Unsinn zu verwirren und zu verdunkeln." Sie seufzte ein wenig. „Ich hoffe, Bubi bekommt einmal meinen Charakter, sein Vater ist unnötigerweise ein alter Grübler."

Sie küßte ihn auf Ohr und Haar und ging trällernd davon, um überall nach dem Rechten zu sehen. Eine prächtige Frau, die immer wußte, was sie wollte, instinktiv meist

das Richtige traf — ob aber gerade die passendste Frau für Rochus?

Er hatte schon manchmal darüber nachgedacht. — Seine Liebe war eben nicht so stark, so über allem Zweifel erhaben wie die ihrige, und er litt zuweilen schmerzlich unter ihrer Raschheit, dem Fehlen jener feinen und feinsten Empfindungen, die ihn oft so quälten. — —"

— — — Einige Tage später, gerade an demselben Tage, an dem der Rechtsanwalt ihm einen Schreiber aus weniger hervorragendem Stande vorgezogen, erhielt Hersbach einen Brief von Rochus, in dem er ihm mitteilte, daß er sich am nächsten Vormittag beim Generalkonsul Wehrmann vorstellen sollte.

Mit bitterem Lächeln legte Hersbach den Brief zur Seite.

„Nutzlose Mühe!" antwortete er seiner Mutter auf ihre bange Frage. „Dahin tauge ich doch nicht."

„Du willst nicht gehen, Georg?"

„Wozu Mutter!" Er sagte es müde — hoffnungslos!

„Das darfst du Platens nicht antun," meinte sie unruhig. „Und Georg, Brot ist doch Brot — gleichgültig, wo es herkommt."

„Du wirst sehen, Mutter, es wird wieder ein Fiasko! O, wie ich es satt habe dies Laufen und Mißlingen!"

„Sei doch vernünftig, lieber Georg."

„Ja doch — ja!" sagte er endlich gereizt. „Ich werde es tun. — Um deinetwillen, Mutter."

— Der Generalkonsul, der Hersbach am nächsten Vormittag persönlich empfing, war ein Mann in den besten Jahren, mit einem offenen und wohlwollenden Gesicht, dem aber die Energie nicht fehlte. Seine scharfen Augen glitten langsam, prüfend über Hersbachs äußere Erscheinung, die noch immer, trotz seiner etwas fadenscheinigen Kleidung, den aristokratischen Offizier nicht verleugnete. Er schien zufrieden. Indem er ihn zum Sitzen nötigte, sagte er:

„Eine gemeinsame Bekannte von uns, Frau Mea

Platen, hat Sie mir warm ans Herz gelegt, Herr von Hersbach."

Georg errötete. Mea! Eine Frau also, der er diesen Ruf verdankte! Sein Stolz regte sich einen Augenblick heftig, aber ehe er ihm nachgeben konnte, fuhr der Generalkonsul fort:

„Sie haben studiert — sind Offizier gewesen . . . ."

„Wissen der Herr Generalkonsul, warum ich es nicht mehr bin?" fragte Hersbach scharf dazwischen. In ihm regte sich etwas Feindseliges gegen diesen Posten, zu dem ihn eine Frau zwingen wollte.

„Ja, gewiß, bis in die kleinsten Details! — Aber, mein Herr von Hersbach, das spielt bei uns gar keine Rolle. Wir engagieren eine Kraft; nur danach beurteilen wir den Menschen. Was er uns leistet, ist die Hauptsache. Keinen, der uns durch sein militärisches Ehrenschild imponiert. Der Mann gilt! — Ja, — das wollte ich Ihnen zuerst sagen."

Heiß stieg es Hersbach zum Herzen. — War es möglich, daß der Fluch von ihm genommen wurde, unter dem er bisher so schwer gelitten? Eröffnete sich ihm wirklich ein Ausblick in die Zukunft ohne diesen schwarzen Schlagschatten? Seine Haltung war nicht mehr kühl ablehnend wie bisher, elastisch richtete er sich auf, in die dunklen Augen kam Leben, befreites Licht.

„Ich bin der Ihrige, Herr Generalkonsul!" sagte er mit bewegter Stimme, derer er sich fast schämte. Aber der Bankdirektor nahm keine Notiz davon, weder von der vorherigen Feindseligkeit noch der jetzigen Bewegung, er sagte nur freundlich:

„Wenn mich meine Menschenkenntnis diesmal nicht trügt, sind Sie einer von denen, die wir brauchen können. Ich hoffe, wir werden es beide nicht zu bereuen haben, wenn ich Sie hiermit für mein Institut verpflichte. Freilich, zuerst heißt es lernen, angestrengt lernen und wieder lernen. Das Anfangsgehalt ist sehr knapp, dafür die Arbeit desto schwieriger . . . ."

„Ich fürchte mich nicht davor," sagte Hersbach mit freiem Atemzug.

Schon bloß der Gedanke, daß dieser erzwungene Müßiggang ein Ende hatte, beglückte ihn namenlos. Er kam sich wieder vor, als sei er ein Mensch geworden wie die anderen auch, die täglich dem Leben abzuringen hatten, was es ihnen bieten sollte. Nicht mehr mit gebundenen Händen brauchte er am Wege stehen und tatenlos zusehen, wie sich seine Mutter absorgte; schon das allein war Genugtuung. Und er fühlte auch, daß er Energie genug besaß, um über alle Schwierigkeiten in seiner neuen Karriere hinwegzukommen, daß sich der Direktor nicht in ihm täuschen würde.



„Nun dann melden Sie sich morgen früh neun Uhr im Bureau der ‚Nordwestlichen Kreditbank'. Ich werde Auftrag geben, daß man Sie in Ihren neuen Beruf einführt."

„Ich danke Ihnen sehr, Herr Direktor."

„Aber bitte — keine Ursache. Sie sollen uns ja etwas leisten." —

„Ich w e r d e es! Ich werde es!" sagte sich Hersbach mit einem Gefühl himmelstürmender Kraft und Zuversicht. „Und wenn ich es mir zollweise abringen müßte!" —

## XV.

Mit überraschender Schnelligkeit hatte sich Georg von Hersbach in seinem neuen Beruf zurechtgefunden. Machte es das völlige Losgelöstsein von jedem Blick in die Vergangenheit, sein eiserner Wille, die zähe Energie, mit der er nur vorwärts sah und sich täglich sagte, daß er etwas leisten müsse, kurz er entdeckte Fähigkeiten in sich, von denen er keine Ahnung bisher gehabt hatte. Von Tag zu Tag wurde ihm sein neuer Wirkungskreis lieber, er fand sich in ihm zurecht und freute sich daran.

Sein Aussehen war wieder ganz das alte geworden; straff, hochaufgerichtet, in tadelloser Eleganz betrat und verließ er die Räume der Bank; er war wieder vollkommen der zielbewußte, pflichttreue Mensch, als den ihn früher die Kameraden auch gekannt hatten. Früher! — Wie das alles jetzt hinter ihm lag! — Die Last der Untätigkeit war von ihm genommen, unter der er so schwer, wenn auch schweigend, gelitten hatte; und nicht er allein, auch die Rätin, die jetzt mit strahlenden Augen auf den Sohn und dessen Zukunft blickte, lebte auf.

Sie war zu Platens gegangen, um sich bei Mea zu bedanken, ihr Urteil über die junge Frau interessierte Hersbach sehr. Sie ließ ihr volle Gerechtigkeit widerfahren, lobte ihre Lebensfrische, ihren freien Blick, und doch hatte Georg das Gefühl, im tiefsten Herzen verberge die Mutter etwas, was nicht so sehr für Mea sprach. Und dann kam es auch richtig zutage.

„Ich glaube, sie besitzt einen großen geistigen Hochmut," meinte die Rätin einmal selbstvergessen, denn sie hatte sich eigentlich vorgenommen, in jedem Fall zu schweigen. „Ich verstehe, daß das den Mann bedrückt. Er ist überhaupt zu feinfühlig für sie, deshalb leidet er unter ihrer Art."

„Du glaubst wirklich, Mutter, daß er mit Recht leidet?"

fragte Hersbach erstaunt. „Sie liebt ihn so sehr, und dann — das reizende Kind.“

„Sie liebt ihn, aber auf ihre Weise. — Sie versteht ihn nicht, kann ihn vielleicht gar nicht verstehen, das wäre das Schlimmste,“ sagte die feinfühlige alte Dame. „Sieh mal, Georg, es gibt viele Dinge, die ihr Männer nicht empfindet; wenn aber Frauen Gefühlsregungen gegenüber taub sind, so ist das viel schlimmer.“

„Was soll denn aber Mea machen, Mama? Sie liebt ihren Mann von ganzem Herzen, mehr kann sie doch nicht tun. Das sollte Rochus einsehen. — Ich meine, die Schuld liegt an ihm.“

„Schuld?“ Die Rätin wiegte den Kopf nachdenklich hin und her. „Schuld hat wohl keiner! Da muß eben das Leben selbst helfen. Entweder bringt es sie ganz zusammen oder ganz auseinander.“

„Und du meinst, daß ich da nichts tun kann.“

„Gar nichts, mein Sohn. Laß dich nicht dazu verleiten, ich warne dich.“

Sie mochte ihm keine weiteren Andeutungen machen, wollte ihm nicht die Unbefangenheit rauben, aber ihr kam es vor, als würden Rochus Augen ganz besonders trübe und dunkel, wenn sie sich auf den gesunden, kräftigen Freund richteten, und als schweiften sie dann mit einem eigentümlichen Ausdruck zu Mea hinüber, die einen kameradschaftlichen, freien Ton zwischen sich und Hersbach eingeführt hatte und alles tat, um ihm ihr Haus angenehm zu machen.

Ohne sich ganz darüber klar zu sein, zogen die beiden lebenskräftigen Menschen sich gegenseitig immer mehr an, je öfter sie zusammenkamen. So viel Gemeinsames bewegte sie, fast immer die gleichen Anschauungen und Empfindungen, die sehr verschieden von denen waren, die Rochus bewegten. Wie zwei gute Kameraden begegneten sie einander, und Hersbach wurde froher und vertraulicher in Meas Gesellschaft, als irgend einem anderen Menschen gegenüber, und ihre Augen leuchteten ihm immer in gleicher Freude entgegen, wenn er kam.

Rochus beobachtete das alles unbemerkt und quälte und kasteiete sich mit den schwärzesten Gedanken, aber daß er immer stiller und in sich gekehrter wurde, merkte niemand. Dem Freunde lachten Weib und Kind entgegen, während er auch nach längerer Abwesenheit unbemerkt blieb. — Unvermißt — wie er sich bitter sagte, jedenfalls ungetadelt deshalb. — —

Der Konsul hatte sich anscheinend in der ersten Zeit gar nicht um Hersbach gekümmert, dennoch wußte er bereits ganz genau, daß er keinen Fehlgriff mit ihm getan. Ja, er staunte im stillen oft, welch eine Arbeitskraft, wie eminente Fähigkeiten in diesem jungen, eleganten Mann verborgen waren, den er anfänglich doch nur aus Mitleid in eine ihm ganz fremde, nicht einmal sympathische Karriere verpflanzt hatte. Allmählich fing er an, sich für ihn zu interessieren, er sprach über geschäftliche Dinge mit ihm und erwies ihm zuweilen persönliche Freundlichkeiten, über die Hersbach — zuerst erstaunt — später erfreut war, da sie ihm die fortgesetzte Zufriedenheit seines Vorgesetzten zu beweisen schienen.

Eines Tages lud er ihn sogar zu sich ein, eine Auszeichnung, die er mit nur wenigen Bankbeamten teilte. Anfangs widerstrebte es Hersbach, die Einladung anzunehmen. Im Geschäftsleben konnte er eine untergeordnete Stelle einnehmen, ohne sich etwas zu vergeben. Lernen und arbeiten ist keine Schande, sei es wo es sei! Aber sich in gesellschaftliche Beziehungen einzulassen, ohne daß seine Stellung die Ansprüche rechtfertigte, die er gewohnt war, in diesem Punkt zu machen, das ging gegen sein Gefühl.

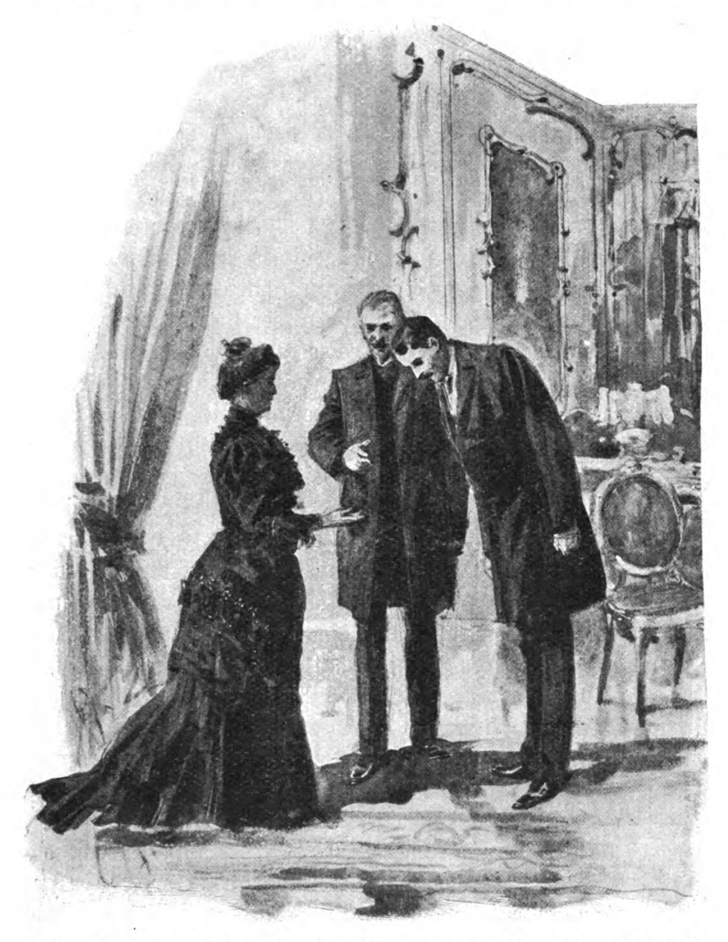
Der Konsul bemerkte sein Zögern, er lächelte leicht.

„Sie können ohne Sorgen kommen, Herr von Hersbach. Meine Frau wird sich sehr freuen, wenn ich ihr Ihre Zusage bringe.“

Georg merkte, daß der Chef mit seiner Einladung eine Anerkennung ausdrücken wollte, deshalb bezwang er sein Widerstreben und verbeugte sich zustimmend.

Am nächsten Tage betrat er zum erstenmal das große,

hochherrschaftliche Haus in der Tiergartenstraße, in dem der Konsul wohnte. Seine Gattin, eine höchst liebenswürdige,



ältere Dame mit den feinsten Formen empfing ihn nicht wie einen der unbekanntesten Untergebenen ihres Mannes, sondern ganz so, wie es seiner Bildung und seinem Namen zukam. Nach fünf Minuten wußte er gar nicht mehr, daß er mit Abneigung diesen Besuch angetreten hatte. Offenbar

war die Dame durch ihren Mann zu Hersbachs Gunsten beeinflußt gewesen, und er fühlte nicht ohne Dankbarkeit, daß die Kluft zwischen ihm und der Welt sich zu schließen begann; daß er nicht mehr minderwertig und gemieden am Wege stand, sondern aufwärts ging, langsam aber sicher, und daß ihm der Konsul dazu die helfende Hand bot, wenn auch ohne ein Wort darüber zu verlieren. Ein Gefühl unbeschreiblicher Hochachtung und Verehrung für diesen Mann erfüllte ihn von Tag zu Tag mehr. Die Kaufmannschaft und ihre Vertreter hatten ihm früher wenig gegolten, er sich jedenfalls hoch erhaben über sie gedünkt, jetzt schämte er sich seines ungerechtfertigten Dünkels und bat es ihnen im stillen tausendmal ab. Wie ein Schiffbrüchiger kam er sich vor, der endlich Land erreicht hat, sein Leben gerettet sieht und, dankbar auf der Scholle stehend, die ihn aufgenommen, mit einem Gefühl des Schreckens auf das Überstandene zurückblickt.

Er wunderte sich, daß diese Rückkehr unter die geachteten Menschen ihn so glücklich machen konnte; ja, er ärgerte sich über sich selber. Das Urteil der Welt hatte ihm nichts gegolten, als er damals unbeirrt seinen Weg ging, und heute war es ihm wertvoll? — Er grübelte darüber nach was ihn dazu gebracht hatte, denn innerlich fühlte er sich doch noch immer der Gleiche, Unveränderte. Und da wurde ihm klar, daß er doch schwerer gelitten hatte, als er sich zugestehen mochte; nicht unter den Folgen seiner Handlungsweise, sondern unter der Mißachtung, die man glaubte, ihm überall entgegentragen zu können. Sein Stolz hatte ihn das mit Mühe ertragen lassen, aber sein Selbstbewußtsein hatte sich dagegen aufgebäumt, daß man alles andere, was er geleistet, vergaß und ihn einfach richtete, obgleich er kein Unrecht begangen hatte. Aber weil er sich nun klar war, daß er gelitten, beschloß er, doppelt auf der Hut zu sein und seine Zufriedenheit nicht leichtsinnig aufs Spiel zu setzen. Dazu gehörte in erster Linie, daß er sich von aller Geselligkeit fern hielt. Nur niemand aus dem früheren Leben begegnen, der die Atmosphäre des jetzigen ihm wieder vergiften konnte. Keinen wiedersehen, der ihn ehemals gekannt!

Das mußte auch der Konsul einsehen, wenn er ihm damit seine Abwehr gegen Einladungen motivierte.

Was wollte er denn auch mehr! Er hatte seine Arbeit, einen wohlwollenden Vorgesetzten, seine Mutter und seine Freunde. Solch Leben ließ sich schon leben! —

Es war, als ob der Bankdirektor die Gedanken seines Untergebenen ihm aus dem Herzen heraus las. Als wirklich bald darauf eine Einladung zu einer größeren Gesellschaft erfolgte, sagte er:

„Ich muß Sie aber darauf aufmerksam machen, Hersbach, daß Sie keinem aus Ihren früheren Kreisen bei mir begegnen werden. Lauter Geschäftsleuten, die die gleiche Sphäre vereint, selbst ohne Rücksicht auf die Konfession. Das geniert Sie doch nicht?“

Da nahm Hersbach aufatmend die Einladung dankbar an.

Ja. Sein Lebenskreis war ein durchweg anderer geworden, und besonders Mea empfand und freute sich des frischen Lebensstroms, den er, kaum dessen sich bewußt, in ihre Häuslichkeit trug.

Wenn Rochus doch nur ein bißchen von Hersbachs Charakter besessen hätte! Aber er blickte immerwährend mit sehnsuchtsschweren Augen auf sein verlorenes Paradies, aus dem er sich nichts gerettet hatte als seine bescheidene Pension, anstatt mutig alles hinter sich zu werfen und auch auf den Trümmern neu aufzubauen. Mea zürnte ihm deshalb manchmal ernstlich.

Und Rochus fühlte selbst, daß er im Vergleich zu Georg eine noch trübseligere Rolle spielte als sonst, und was er noch vor kurzer Zeit für unmöglich gehalten, es regte sich allmählich ein Gefühl von Groll und Neid in seinem Herzen gegen den Freund und Eifersucht auf seine Frau.

Es war so naturgemäß, daß Mea ihn vorzog, so selbstverständlich, daß Hersbach sich gern von ihr verwöhnen ließ; sie hatten nicht einmal nötig, sich deshalb zu entschuldigen. Und Rochus fühlte deutlich, daß daraus Liebe werden müsse, die starke Liebe zweier verwandter Naturen, und daß er sich

dann nur schweigend beiseite zu schleichen hätte. Er! Der Krüppel! — Warum war ihm der Bursche doch damals in den Arm gefallen! Hatte er nicht recht mit seinen Ahnungen gehabt? Nun wurde das Scheiden ein viel bitteres.

Aber diesmal wollte er seine Zeit nicht verpassen; gehen, so lange es noch Zeit war! — Und nun lag er auf der Lauer, kontrollierte im geheimen jeden Blick, jedes Wort der beiden, die ganz frank und frei miteinander vor seinen Augen verkehrten und quälte sich Tag und Nacht.

Er wurde immer stiller, immer zurückgezogener, und in Meas Vorwürfe darüber mischte sich endlich ein gereizter Ton, den sie früher nie gegen ihn angeschlagen.

Aber warum war er auch so wunderlich. —

— Seit drei Jahren war Hersbach nun schon in der Bank. Nicht mehr ein mit aller Kraft Lernender, sondern ein Mitglied, mit dessen Umsicht und Tatkraft man sich gewöhnt hatte zu rechnen. Mit Leib und Seele war er bei seinem Beruf, und der Direktor hatte sich ihn gewissermaßen als seine rechte Hand beigesellt. Sehr oft lieh er seiner Vorliebe für diesen Hineingeschneiten seiner Frau gegenüber Worte, sehr oft bevorzugte er ihn ganz offenkundig.

Seine Kollegen beneideten ihn deshalb nicht wenig. Ja, es gab einige, die geradezu behaupteten, der Direktor erziehe sich an ihm einen Schwiegersohn.

Allerdings besaßen Wehrmanns eine Tochter, aber bisher war dieselbe noch in einem französischen Pensionat gewesen, und während den kurzen Ferienzeiten hatte sich niemand weniger um den Backfisch gekümmert als gerade Hersbach, so schöne und verständnisvolle Augen das junge Ding auch schon besaß.

An Fräulein Jutta aber war seine elegante, männliche Erscheinung nicht ganz so spurlos vorübergegangen, und sie freute sich im geheimen mächtig darauf, erwachsen zu sein und damit die Berechtigung zu erlangen, von ihm beachtet zu werden.

Mit diesen Gedanken kehrte sie nach Ablauf ihrer Pensionszeit in das elterliche Haus zurück, um dort bald

zu hören, daß Hersbach öfter Sonntagsgast ihrer Eltern war, und daß sie sehr oft Gelegenheit haben würde, ihn zu sehen. Ihre Freude darüber behielt sie einstweilen für sich.

Ahnungslos berichtete Hersbach ein paar Wochen später an Mea von des Konsuls junger Tochter. Sie saßen zusammen am Kaffeetisch, und in das Gesicht der Hausfrau schoß plötzlich heißes Rot; sie preßte die Lippen zusammen und sah versunken vor sich hin. Rochus beobachtete seine Frau.

„Wie gefällt sie Ihnen denn?“ fragte sie nach einer kleinen Pause.

„Na!“ — sagte Hersbach lachend. „Ein gründlich verzogener Backfisch mit den Allüren einer Millionärin und eines ungezogenen Kindes.“

„Also — die richtige Mischung, um Männer zu entflammen.“

„Nein, Frau Mea — nicht Männer, grasgrüne Jungen vielleicht. Und so einen hat sie ja auch an der Schleppe, einen Gardefreiwilligen, wenn ich recht verstand, einen Neffen des Konsuls.“

„Warum verwahrst du dich so sehr dagegen, Georg, auch Feuer zu fangen?“ fragte Rochus langsam. „Jung genug bist du doch auch noch dazu.“

„Ich? — Mit meinen einunddreißig? — Nein, mein Bester! — Und dann denke ich, daß der Konsul mit seiner Tochter wohl andere Pläne haben wird.“

„Das denke ich auch!“ sagte Mea ruhig. —

„Ich würde mich freuen, wenn Georg bald heiratete,“ meinte Rochus nachher zu seiner Frau. „Eher wird er die Erinnerung an Malve doch nicht los.“

„Du glaubst, er denkt noch immer an sie?“ fragte Mea erstaunt. „Ich nicht! Er hat gar keine Zeit zu Sentimentalitäten.“

„Du kennst ihn nicht.“

„O doch! Doch!“ sagte sie mit aufleuchtenden Augen. „Und ich bin so stolz auf ihn. Nur die Beste, die Allerbeste ist mir gut genug für ihn.“

„Und die ist vielleicht nicht mehr zu haben," entgegnete Rochus und faltete mechanisch eine Zeitung zusammen.

„Dann schadet es auch nichts," beharrte sie mit einer kleinen Eigensinnsfalte zwischen den Brauen. „Mir wäre es lieb, wenn er uns noch recht — recht lange erhalten bliebe! Denke doch nur, welch ein Mann er ist! Wie er sich in alles hineinfindet, nie klagt, immer den ganzen Menschen einsetzt! — Ich gestehe offen, ich bewundere ihn."

„Ich auch!" antwortete ihr erblaßter Mann mit bedeckter Stimme.

„Die Frau, die für ihn gut genug ist, müßte ganz etwas Besonderes sein," sagte sie wieder nachdenklich.

„Ich denke oft — du!"

„Ach, Rochus!" — Sie stand auf, reckte die Arme in die Luft, den üppigen Leib dehnend. — „Was das nun wieder für eine Idee von dir ist! Allerdings haben wir viel Gemeinsames in unserer Art das Leben aufzufassen, darum sind wir ja auch so gut Freund geworden. Wer hätte das in Wallhofen gedacht! Die mißachtete Mea und der vornehme Schwiegersohn des Obersten."

Sie sah nachdenklich ins Leere, ihr Gesicht trug einen weltentrückten Ausdruck. Rochus beobachtete sie aufmerksam, ohne daß sie es bemerkte. Das Herz tat ihm weh. Es kam eben, was kommen mußte, was er immer im geheimen gefürchtet. Die gleichen Kräfte, die Gesunden zogen sich naturgemäß an, über seinen Kopf hinweg hatten sie sich gefunden, kaum noch ihrer bewußt. Nur er wußte es; er, der Störenfried, der zwischen ihnen stand, ihnen ihr Glück raubte. Die qualvolle Eifersucht verstärkte sich, obgleich er sich ihrer schämte. Aber sie ließ ihn nicht ruhen, sie packte ihn immer fester. —

In der Nacht lag Mea ganz still in ihrem Bett, als schliefe sie. Als Rochus aber einmal einen spähenden Blick zu ihr hinüberschickte, sah er, daß auch sie die Augen nicht geschlossen hatte. Woran dachte sie? Über was grübelte sie? Vielleicht über ihre törichte Ehe — vielleicht über ihre

Liebe zu Hersbach? Vielleicht?? — Himmel, wie diese Gedanken quälen konnten."

Wenn Georg ahnte, wie sein alter Freund sich marterte — — was würde er wohl tun?

Konnte er noch zurück aus einem Gefühl, in das er sich ahnungslos verstrickt hatte? Würde er nicht, zugleich mit dem Entsetzen, das ihn bei der Erkenntnis packen mußte, sich vollkommen darüber klar werden, daß er ohne Mea nicht länger leben konnte? Der gesunde Lebenssinn in den beiden positiven Naturen überwucherte so sehr die Gefühlsseiten, daß Rochus keinen Augenblick zweifelte, sie würden ihn ruhig beiseite schiebeu, um sich ihr Glück zu sichern. Und konnte er es ihnen so sehr verdenken? Dank seiner ewigen Melancholie, dem sich absichtlichen Verschließen gegen die guten Gaben, die ihm das Leben gelassen, mußte er ihnen ja unbequem werden. O, er war ein gerechter Richter, auch über sich. Er krankte an der Wurzel und tat nichts, dieser Krankheit Herr zu werden. —



Wie krampfte sich ihm das Herz zusammen, wenn Hersbach von seiner Tätigkeit erzählte! — Es klang so einfach und enthielt doch eine ganze aufsteigende Stufenleiter.

---

## XVI.

Der Winter mit seinen Festen und Vergnügungen war vorüber. Jutta Wehrmann hatte noch nicht allzuviel mitmachen dürfen, darin war der Konsul ein streng denkender Vater. Immerhin genug, um sich darüber klar zu werden, welch eine hervorragende Rolle in der Gesellschaft ihr das Geld und die Stellung ihres Vaters im Verein mit ihrer pikanten, etwas zigeunerhaften, kleinen Persönlichkeit sicherte.

Aber trotz des berauschenden Weihrauchs, den man ihr überall streute, trotz der geschmeichelten Eitelkeit, die sie nicht verleugnen konnte, war Jutta doch der Schwärmerei ihrer Pensionsjahre treu geblieben, und die hieß immer noch: Hersbach. — —

Sie freute sich auf die Sonntage, an denen sie ihn ungestört im Familienkreise sah, war höchst unliebenswürdig gegen Siegfried Wehrmann, sobald er im unrechten Moment sie an seine vetterliche Gegenwart erinnerte und ärgerte sich wütend nur über eins — über Hersbachs absolute Blindheit. Und die war nicht einmal Schein, er merkte in Wahrheit nicht, daß Jutta sich für ihn interessierte; denn im Vergleich zu ihrer Jugend kam er sich schon wie ein alter Onkel vor. —

Allmählich war es Frühling geworden, und Fräulein Wehrmann bekam die größte Lust reiten zu lernen; es erschien ihr auf einmal als unerläßlich für eine moderne junge Dame. Die Eltern widerstrebten nicht lange, jeder Arzt riet ja als Allheilmittel Bewegung an, und so wurde Jutta wochenlang von der Frau Konsul in die Reitstunden im Tattersall begleitet. Sie war eine kühne Amazone, der das Reitkleid allerliebst stand, und die darauf brannte, Ausflüge zu Pferde machen zu können.

Aber ehe das geschah, sagte der Bankdirektor eines Tages zu Hersbach:

„Ich hätte eine große Bitte an Sie!“

„Befehlen Sie völlig über mich, Herr Direktor!“

„Nein; so ist es nicht gemeint. Es ist eine Bitte, die Ansprüche an Ihre freie Zeit stellt.“

„Ich stehe selbstverständlich jederzeit zu Diensten.“

„Gerade weil ich das weiß, ist es mir eigentlich doppelt peinlich, aber mir bleibt nichts anderes übrig. Seitdem meine Tochter mich mit dem Ausreiten plagt, bin ich ängstlich geworden, ich möchte sie weder allein noch mit irgend einem Stallmeister ins Freie lassen. Der Bengel, der Siegfried ist mir auch kein ausreichender Schutz, abgesehen davon, daß sein Dienst ihm ja auch nicht so viel Zeit läßt. Da habe ich an Sie gedacht.“

„Ich bin leider kein firmer Reiter, Herr Direktor. Seit Jahren habe ich nicht mehr zu Pferde gesessen. Damals freilich nahm ich es mit jedem auf.“

„Ach, wenn Sie nur wollten,“ wandte der Konsul zögernd ein, „dann fände sich die Übung gewiß bald. Ein Pferd für Sie stände täglich im Tattersall zu Ihrer Verfügung, und Zeit wollte ich Ihnen auch geben. Nur damit ich beruhigt wäre.“

„Gewiß, Herr Direktor. — Gern!“

Gern tat er es eigentlich nicht, er übernahm eine Verantwortung; aber sein Vorgesetzter, dem er so viel Dank schuldig war, bat — da gab es kein Widerstreben.

„Sie nehmen mir einen Stein vom Herzen, Hersbach. Ich danke Ihnen!“ sagte der Konsul aufatmend. —

Jutta erfuhr so nebenbei, was ihr für die Zukunft bevorstand. Sie wurde ganz blaß vor freudigem Schreck. Trotzdem sagte sie nachher heuchlerisch mit schief gezogenem Munde zu ihrem Vetter:

„Du, Siggy, findest du Papa nicht komisch? Hersbach soll mich nun weiter bemuttern! Ich wette, dieser Mensch wird unausstehlich sein.“

„Daß du dir nicht von ihm den Hof machen läßt, Jutta!“ sagte Siegfried drohend. „Ich verbitte mir das! Freilich ist Onkel komisch. Warum sagt er es nicht mir? Ich stehe ihm doch am nächsten.“

Jutta blickte mit weitgeöffneten Augen geradeaus, sie

hörte kaum hin, was ihr Vetter sagte. Eine Reihe von Bildern entrollte sich ihr, die ein wonniges Schauern über ihren Leib jagten. Jetzt würde sie ihr Ziel erreichen! Jetzt würde sie den steinernen Hersbach in ihre Fesseln zwingen oder — sie war kein Weib.

Der Gedanke daran beschäftigte sie Tag und Nacht, sie konnte die Zeit nicht erwarten, wo sich ihr der Begleiter zur Verfügung stellen würde.

Acht Tage später war es so weit. Mit der ihm eigenen Energie hatte Hersbach die ungewohnte Arbeit bewältigt, und der erste Ausritt wurde festgesetzt. Aber er enttäuschte des Konsuls Töchterlein gründlich. So entzückt sie ganz heimlich von ihrem Kavalier war, der allerdings eine glänzende Figur zu Pferde machte, so wenig schien er zu bemerken, daß auch sie allerliebst aussah. Ja, nach den ersten paar höflichen Worten versank er in Schweigen, denn ihn beschäftigte augenblicklich eine schwierige Bankoperation, aus deren Beratung mit dem Konsul er sich nur ungern herausgerissen hatte.

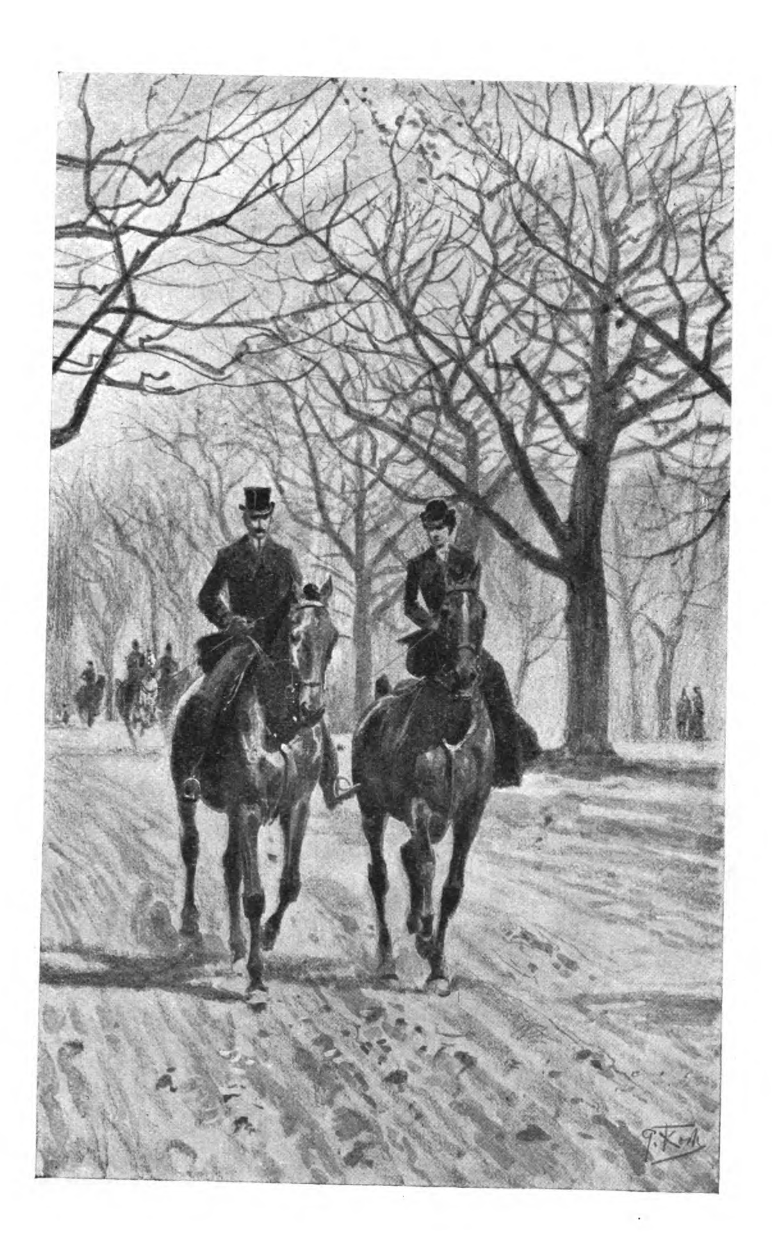
Jutta beobachtete ihn von der Seite, ihr Gesicht wurde immer länger und trüber. Wie war es denn nur möglich, solchem steinernen Gast beizukommen? In ihren Träumen machte sich das immer viel geschwinder. Freilich in ihren Träumen liebte er sie auch und wagte nur nichts, bis sie ihm das Signal dazu gab; aber im Leben sah das Ding doch etwas anders aus.

Und dazu blauer Himmel, Frühlingsluft, Sonnenschein und Vogelsang. — Sie seufzte und kam sehr niedergeschlagen nach Hause. Ihrer Mutter erklärte sie es als Müdigkeit, ihren Vetter nahm sie nachher abseits, und sich in den Wiegestuhl werfend, fragte sie mit trüber Stimme:

„Nicht wahr, Siggy, ich bin sehr häßlich.“

Er stand vor ihr. Schlank, blond, mit seinem niedlichen Dummenjungengesicht, dem ein Zug von selbstherrlicher Unverschämtheit nicht fehlte.

„Du bist geschaffen, um sich wahnsinnig in dich zu verlieben,“ gab er erregt zurück.



„Meinst du wirklich? — Aber nicht ernste Männer. — Menschen wie du vielleicht!“

„Ich bin ebensoviel, mindestens ebensoviel wert wie Hersbach, wenn du auf den anspielst. Und ernst bin auch, wenn ich auch kein Gesicht mache wie ein König im Exil,“ entgegnete er zornig und zerrte an seinem kleinen Schnurrbärtchen. „Überhaupt, Jutta, laß dir nicht etwa einfallen, dem Kerl irgendwelche Avancen zu machen! Du wirst meine Frau, damit basta.“ —

„Guter Siggy! Armer Siggy!“ sagte sie mit einer kleinen Rührung, denn sie war sich ganz einig, daß sie ihn rücksichtslos beiseite schieben würde, wenn der andere nur wollte. Er faßte ihr Handgelenk und schüttelte es derb.

„Kommt mir der Kerl in den Weg — bei Gott, ich jage ihm eine Kugel zwischen die Rippen,“ knirschte er. — Und nach einer Pause:

„Nicht, Jutta, dazu wärst du doch zu stolz! Einen Kommis deines Vaters ....“

Sie gab keine Antwort, sondern spielte schweigend mit einer Blume. Seit diesem Augenblick aber hatte der ahnungslose Hersbach einen Feind, der ihm allerdings nur wenig bedeuten konnte. —

Ein anderes Mal war sich Hersbach seiner Kavalierspflicht mehr bewußt, er unterhielt seine kleine Schutzbefohlene wie einst, in seiner besten Leutnantszeit.

„Sie können wirklich nett sein, Herr von Hersbach,“ sagte Jutta in kindlicher Freude. „Das habe ich kaum geglaubt.“ Und aus ihren Augen traf ihn ein Blick, der ihn stutzig werden ließ.

„Habe ich mir ahnungslos irgend etwas zuschulden kommen lassen, gnädiges Fräulein?“

„Das nicht. Sie vergaßen nur stets, daß ich existierte.“

„Nie! — Keinen Augenblick!“ versicherte er galant. „Wie wäre das auch möglich! Sind Sie doch der Sonnenschein des Wehrmannschen Hauses.“

„Für die Eltern vielleicht.“

„Für uns alle, die wir dort aus- und eingehen.“

„Also für Sie auch?"

„Selbstverständlich!"

„Ich wünschte, Sie sprächen die Wahrheit," sagte sie leise mit glühenden Wangen und sah ihn groß an. „Es muß schön sein, geliebt zu werden, da, wo man es wünscht."

Er schwieg; ihm wurde unbehaglich zumute. Das hatte der Konsul jedenfalls nicht beabsichtigt, als er ihn zum Begleiter seiner Tochter machte, daß er sich zu ihrem Courmacher aufschwang. Jutta hatte nicht übel Lust, ihn dazu zu reizen.

Er sah sie an. Wie jung und reizend sie war! Nicht ganz sein Geschmack. Zu modern in allem, besonders in der Art ihrer Unterhaltung. Ewig Unruhe und neugieriges Zuwarten, so ganz, ganz anders wie Malve .... Wie kam er doch plötzlich auf Malve? Lange hatte er nicht mehr an sie gedacht — nun auf einmal! War es, weil Jutta ihn mit Augen ansah, in denen ein Funke glühte, den er einstmals bei Malve gefunden? — Ernstlich einen Riegel jetzt vorgeschoben, wenn er ein anständiger Mensch bleiben wollte! Dies junge Ding konnte ihm nur ein Heiligtum sein. —

Er gab seinem Pferde die Sporen. Sie folgte ihm; so galoppierten sie ein Weilchen dahin; aber als sie dann wieder in ruhigen Schritt fielen, begann Jutta von neuem: „Glauben Sie auch daran, Herr von Hersbach, daß jeder Mensch, wer er auch sei, vornehm oder gering, hübsch oder häßlich, einmal in seinem Leben liebt und geliebt wird? Ich las das einmal irgendwo, und der Gedanke gefiel mir."

„Er hat viel Wahrscheinlichkeit für sich," sagte er ruhig.

„Wissen Sie es nicht aus eigener Erfahrung?"

Sie sah auf den Sattelknopf nieder und spielte mit ihrer Peitsche.

„Sie meinen in meinem Alter? — Nun denn — ja, gnädiges Fräulein."

Sie erblaßte auf einmal. Jetzt schien ihr das Rätsel gelöst, warum sie ihm kein Jota Macht abgewann, und der Stachel bohrte sich tief in ihr Herz. Ein Schwindel über-

kam sie und die Lust zu weinen. Wieder kam sie tieftraurig nach Hause.

„Deine Spazierritte scheinen ja äußerst angenehm zu sein," grollte Siegfried, „wenn sie dir jedesmal die Laune für den Abend verderben. Der Kerl ist wohl ein Ekel?"

„Nein!" entgegnete Jutta still.

Und nun kam plötzlich eine Zeit namenlosen Glücks für Jutta, auf das sie kaum mehr gehofft hatte. Hersbach verwandelte sich zusehends gegen sie. —

Er hatte sich ernstlich geprüft und gefunden, daß er dieser jungen, harmlosen Neigung wohl etwas zu viel Gewicht beilege, um so mehr, da er sich in seinen Gefühlen ganz sicher fühlte. Dies kühle Abwehren entflammte augenscheinlich die Phantasie des Mädchens immer noch mehr, während eine sich gleichbleibende, harmlose Herzlichkeit ihrem Verkehr einen ganz anderen Stempel aufdrücken würde. Zudem war doch auch die Eitelkeit des Mannes nicht ganz unbeeinflußt geblieben. Er hatte sich so lange von jedem weiblichen Verkehr fern gehalten, daß Juttas versteckte kleine Koketterien ihn amüsierten und ihm schmeichelten.

Je mehr sich also Juttas Stimmung hob, je mehr jetzt ihre Augen leuchteten, wenn sie von ihren Ritten heimkam, desto eifersüchtiger und wütender wurde Siegfried, der wirklich für seine Cousine Feuer gefangen hatte. Tag und Nacht grübelte er darüber, wie er seinen Nebenbuhler unschädlich machen könnte, aber die Wochen gingen darüber hin, und es fiel ihm nichts ein. — Nur erst diese verfluchte Drillzeit hinter sich haben, dann — — er ballte knirschend die Faust. Jetzt zählte er ja nirgends für voll, weder bei dem Onkel noch sonstwo, so gut ihm auch die pralle Uniform stand.

Als er einmal wieder Jutta trällernd auf sich zukommen sah, sagte er ingrimmig:

„Du bist ja so vergnügt wie die Drossel zu Pfingsten. Hat sich dein Idol etwa glücklich so weit herabgelassen, deine Anbetung huldvollst anzunehmen?"

Jutta lachte.

„Wenn ich ihn anbete, betet er mich nicht minder an."

„Das glaube ich gern! Ein Narr wäre er ja auch, nicht nach dem Goldfisch zu greifen, der sich ihm selbst an die Angel hängt! Dazu ist deines Vaters Tochter denn doch eine zu gute Partie."

„Ich glaube nicht, daß das Hersbach bestimmen könnte," gab sie geärgert zurück.

„Nicht? Ich denke, da irrst du! — Übrigens — ihr reitet ja jetzt morgens — denn gestern abend bin ich ihm begegnet."

Sie lachte wieder. „Wie feierlich du das sagst, Siggy! Das glaube ich dir gern."

„Aber er war nicht allein."

„So?" — Sie sah ihn neugierig mit blanken Augen an. „Ist es ein Geheimnis, wer mit ihm war?"

„Mir nicht! — Eine Dame und ein kleines Kind! Sie gingen wohl nach Hause, wenigstens hob er den Jungen auf und trug ihn ein Stückchen. Dann verschwanden alle drei in einem Hause. Willst du Straße und Nummer wissen, Jutta?"

„Ja!" — Ihr Gesicht hatte sich entfärbt, es war etwas in Siegfrieds Ton, was jede Harmlosigkeit ausschloß.

„Bülowstraße 150. — Er war übrigens sehr zärtlich zu dem Jungen, genau wie ein Vater, und die Dame sah dem lachend und sehr — nun, sehr intim, zu."

„Glaubst du — daß er verlobt ist — — daß wir es nur nicht wissen?"

„Verlobt!! — Gott, Jutta, sei nicht so kindisch! — Als ob es keine anderen Beziehungen gäbe! Wahrscheinlich ist es nur . . . s o!"

Ihre Augen hatten sich erweitert, ihre Nasenflügel zuckten.

„Wie sah die Dame aus?"

„Anständig. — Sehr anständig sogar. Ja, Jutta, das sind die Gefährlichsten. Schwarz wie du, aber größer."

„Warum hast du so aufgepaßt?" fragte sie tonlos, aber voll Mißtrauen.

„Um deinetwillen. Weil ich sehe, daß du dir diesem

Menschen, gegenüber etwas vergibst. Meine kleine Cousine soll aber stolz bleiben."

„Ich wünschte, du hättest geschwiegen," sagte sie bitter. „Das vergesse ich nie!"

Er lächelte zufrieden.

„Sollst es ja auch nicht! Kleine! Laß ihn nur tüchtig abfallen."

Die ganze Nacht lag Jutta wach und grübelte. Jede Minute, jedes Wort, jeden Blick rief sie sich in das Gedächtnis zurück. Hatte er ihr auch nur die kleinste Berechtigung gegeben, an seine Liebe für sie zu glauben? — Nein! — Ehrlich gesagt . . . nein! — Und doch hatte sie sich eingebildet, daß sie es fühle, war glücklich gewesen! So glücklich! — Eine Seifenblase nur — dies Glück!

„Vielleicht lügt Siegfried, um mich zu ärgern," dachte sie mit dem verzweifelten Wunsch, das glauben zu können, aber sie wußte deutlich: er log nicht. — Für Hersbach war sie nur ein unbedeutendes, junges Mädchen, zufällig die Tochter seines Chefs, aus der er sich gar nichts machte; nicht das geringste! — Er spielte vielleicht ein wenig mit ihr, ergötzt über die Freude, die er ihr dadurch bereitete!

Der Gedanke quälte sie am härtesten.

Sie schluchzte wild in die Kissen hinein, und am nächsten Morgen hatte sie so umflorte, trübe Augen, daß Hersbach, als sie auf dem Pferde saß, ganz erschrocken sagte:

„Wollen wir heute lieber nicht reiten, gnädiges Fräulein? Sie sehen matt und elend aus."

Hastig wehrte sie ab. „Nein, nein, es wird schon besser werden durch die Bewegung im Freien."

Er glaubte das auch, und als sie sich gleich in Trab setzte, folgte er ihr, ohne weiter mit ihr zu sprechen.

So verlief der ganze Ritt, schweigend und freudlos, so auch die nächsten Tage. Jutta kämpfte einen schmerzlichen, verzweiflungsvollen Kampf gegen die brennende Eifersucht, die sie quälte und die ihr unbedachte, für ein junges Mädchen unmögliche Worte auf die Lippen drängte. Der ahnungslose Hersbach beobachtete sie besorgt, er hielt sie für

krank und fand ihr Verhalten geradezu heroisch, deshalb gerade beunruhigte es ihn. Aber seine teilnehmenden Fragen schienen Jutta nur zu quälen, darum unterließ er sie endlich, sah sie nur im stillen an — und sie merkte seine Sorge, und das tat ihr wohl.

Am dritten Tage lag wieder ein leises Lächeln auf ihrem pikanten Kindergesicht, und er sagte befreit aufseufzend:

„Gott sei Dank, gnädiges Fräulein, das Leiden scheint gehoben, wenn Sie auch noch matt und blaß aussehen.“

„Achten Sie darauf?“

„Gewiß! Sie taten mir so herzlich leid.“

Eine heiße Blutwelle schlug in ihr Gesicht, aber statt aller Antwort kitzelte sie das Pferd nur mit der Peitsche zwischen den Ohren.

Wenn er gewußt hätte! —

Es war heute später wie sonst. In den Straßen und Alleen des Tiergartens gab es schon viel Publikum, das den schönen Morgen genießen wollte. Schmeichelnd, alles vergoldend, lag die Sonne auf dem Rasen und dem grünen Laub. Jutta atmete auf. Die Last fiel von ihrer Seele, es war ja schön, so wie es war!

Da bogen aus einem Seitenweg eine Dame und ein Kind. Hersbach grüßte. Er zog den Hut sehr tief, dennoch lag etwas Kordiales in dem Gruß. Die Dame dankte genau so, sie lächelte und blieb stehen, denn das Kind lachte glückselig, schlug in die Händchen und warf dem Reiter Kußfinger zu. Auch Hersbach lachte, winkte und drehte sich, die Hand auf dem Rücken des Pferdes, noch nach den beiden um, bis die Wegkrümmung sie seinen Blicken entzog. So sah er nicht, daß Jutta blaß geworden war, daß ihre Brust flog und in ihre Augen ein böses Funkeln trat. Keine seiner Mienen, keine Bewegung war ihr entgangen. Jetzt drehte er sich zu ihr und öffnete den Mund, da sauste ihre Gerte mit so gewaltigem Hieb auf ihr Pferd herab, daß es in der Karriere davonstob. Einen Augenblick brauchte Hersbach, um sich über die Situation klar zu werden, im nächsten

preschte er hinter ihr her. Es sah fast aus, als habe sie die Gewalt über ihr Tier verloren, und es gelang Hersbach nicht, sie einzuholen, so gewaltig er auch ins Zeug ging. Sie stoben dahin wie das böse Wetter; dumpf klangen die Hufe auf dem weichen Reitwege, sie jagten durch Charlottenburg, und manch einer sah ihnen kopfschüttelnd nach. Endlich gelang es Hersbach, an Juttas schnaubendes, weißflockiges Tier zu kommen; mit gewaltigem Griff fiel er ihm in die Zügel. Da hob sie mit einer schnellen Bewegung die Peitsche, als wollte sie dieselbe auf seine Hand niedersausen lassen; aber sie tat es doch nicht. Er sprang vom Pferde, immer noch das ihrige fest am Zügel und sah sie mit finster gefalteter Stirn an.

„Fräulein Jutta, was soll das heißen? — Wissen Sie nicht, daß ich Ihrem Vater für Sie verantwortlich bin?“

Ein feindseliges Gesicht starrte ihn bleich aber schweigend an.

„Wissen Sie nicht, daß es ein Unglück geben konnte,“ fuhr er noch immer zornig fort. „Ich werde mein Amt als Ihr Begleiter und Schützer niederlegen.“ Und nach einer Pause, in der er dem Pferde beruhigend die schlagenden Flanken geklopft hatte, in beherrschterem Ton:

„Sagen Sie doch nur — was haben Sie eigentlich?“

„Das fragen Sie?“ — Ganz undeutlich kam es aus dem jungen Munde vor Erregung.

„Gewiß. — Ich will sogar Antwort.“

„Dann sollen Sie sie haben! — Man grüßt nicht solche Damen in Gegenwart anderer, — möge man ihnen auch noch so nahe stehen. Das ist eine Beleidigung!“

Fassungslos und nicht gerade geistreich sah er sie an. Er begriff nicht.

„Von welcher Dame reden Sie?“

„Von der Dame mit dem Kind! — Ihrer — Freundin!“

Seine Stirne rötete sich, seine Augen begannen zu funkeln.

„Ganz recht — meine Freundin!“ sagte er eiskalt

und verächtlich. „Die Frau meines besten Freundes nämlich, der nahe zu stehen, als Freund ihres Mannes, ich die Ehre habe. — Und weiter?“ —

Sie wollte höhnisch auflachen, es gelang ihr nicht. Ihre Augen schweiften umher. Rings nur freies Feld, Sonnenschein und Grün, und sie beide allein. Aber wie! —

„Ich warte!“ sagte er hart. Seine Faust krampfte sich um den Zügel, sie sah die Adern auf der Handfläche anschwellen, und etwas wie Furcht befiel sie.



„Ich denke, ich war deutlich genug,“ entgegnete sie mit zitternder Stimme.

„Zu deutlich für eine wohlerzogene, junge Dame der Gesellschaft,“ meinte er sarkastisch.

„Mein Erstaunen ist deshalb noch größer als die Bewunderung Ihres Wissens! Aber das kann Frau Mea Platen nicht herabsetzen, nur erheben in meinen Augen.“

Da schlug Jutta plötzlich beide Hände vor das Gesicht und brach in krampfhaftes Schluchzen aus. So kindlich klang das! So jämmerlich. Und unter diesen Tränen wurde Hersbach auf einmal klar, weshalb sie sich so maßlos vergessen hatte. Sie liebte ihn! — Wie Schreck schüttelte es ihn. Das durfte er unter keiner Bedingung dem Konsul antun, deshalb auch jetzt nicht weich werden! Er hatte plötz-

lich ihre Ungezogenheit vergessen und fühlte nur herzliches Mitleid mit ihr. Er ließ sie weinen, das brachte Erleichterung.

„Fräulein Jutta,“ sagte er endlich nach einer langen Pause, „ich dächte, Sie beruhigten sich jetzt etwas, und dann ritten wir nach Hause.“

Sie nickte, hielt aber das Gesicht bedeckt.

„Sind Sie noch böse?“ fragte sie kindlich.

Er mußte lächeln.

„Begraben wir es,“ sagte er freundlich.

Da sah sie hastig auf. Ihre Lippen zitterten. Sie nickte stumm. Dann trabte sie an, er hielt sich eng an ihrer Seite, innerlich froh, daß die Gangart der Tiere ihm die Möglichkeit zu sprechen nahm.

Was sollte er ihr sagen?

Und doch wurde ihm weich zu Sinne, wenn er das junge Gesichtchen sah, beharrlich von ihm abgewandt und trotzdem so beredt. Das erste Weib, das seit Malves Abfall sich auf seinen Weg drängte und mit Augen voll Liebe um ein warmes Gefühl für sich bat. — Wie hatte er damals Rochus um Meas unverbrüchliche Liebe beneidet! Gab ihm das Schicksal eben solch ein junges Menschenherz zu eigen?

Er hätte kein Mann sein müssen, wenn das Bewußtsein ihn nicht gerührt und beglückt hätte.

Sie hatten Charlottenburg schon wieder passiert, und der grüne Tiergarten umfing sie aufs neue, die Allee, in der sie ritten, war menschenleer. — Auf einmal fühlte Hersbach deutlich, daß es von heute ab mit diesen einsamen Ritten zu zweien brechen hieß, wollte er ein anständiger Mensch bleiben. Die Versuchung wäre zu groß für sie beide gewesen.

„Fräulein Jutta,“ sagte er gedämpften Tones und ließ sein Pferd in Schritt fallen.

Sie nickte nur, zum Zeichen, daß sie ihn hörte, an ihren Wimpern hing ein funkelnder, blanker Tränentropfen, den sie nicht fortwischen, aber auch nicht sehen lassen wollte. Er drängte sein Pferd ganz dicht an ihre Seite. „Ich fürchte,

wir werden heut zum letztenmal eine gemeinsame Reitpartie miteinander gemacht haben."

Sie sah ihn erschrocken an.

„Ach, sagen Sie Papa nichts!" bat sie.

Er klemmte die Unterlippe zwischen die Zähne, einen Augenblick schwankte er doch.

„Nein, gewiß nichts was Sie herabsetzen würde; aber — wenn es nun doch mit dem Reiten zu Ende sein würde — lassen Sie uns als Freunde scheiden, ja?"

Er reichte ihr die Hand, sie legte ihre kleinen zitternden Finger hinein.

„Ich — wäre ja gar nicht auf solche Gedanken gekommen," begann sie stockend, mit Glut übergossen, „gewiß nicht, Herr von Hersbach. Aber Siegfried . . . Er hatte Sie oft mit der Dame gesehen . . . da dachte er . . ." Sie schwieg.

„Den Standpunkt Ihres Vetters kann ich am Ende begreifen," entgegnete er achselzuckend. „Aber er sollte sich vorher überlegen, zu wem er derartige Dinge sagt."

Sie seufzte schwer und zitternd. Wieder überfiel ihn die Weichheit, langsam hob er ihre Hand empor und küßte sie.

Jutta senkte den Kopf. Sie verstand ihn, fühlte sein stummes Vergeben; aber in ihr brannte die Scham dumpf und schwer und neben all dem Leid doch etwas Süßes, Unausgedachtes, das sie manchmal wie ein Schauer überrieselte. — — —

Die Frau Konsul wußte gar nicht, was sie von ihrer Tochter denken sollte. Blaß und still, ganz in sich gekehrt saß das Mädchen im Schaukelstuhl und starrte ins Leere.

„Das Reiten bekommt dir jetzt nicht, Jutta," sagte die besorgte Mama. „Morgen bestellen wir es einmal ab."

Jutta nickte still. Plötzlich brach sie in heftiges Weinen aus und umschlang die Mutter; ihr ganzer Körper zitterte.

„Kind! — Was ist dir?" fragte die Erschrockene.

„Mama! Mama! Was kann man tun, wenn einen jemand verachtet, der einem sehr — sehr — hoch steht?"

Die Mutter strich über das wirre Haar, die heiße Stirn.

„Dich verachtet niemand, mein Töchterchen.“

„Doch, Mama! Doch!“

„Willst du mir nicht sagen, wer?“

„Herr von Hersbach! — Und — ich hatte es auch verdient.“

Die Frau Konsul erschrak. — Ja, diese gemeinsamen Ritte! Sie hatte es sich wohl gedacht. Wozu ist denn die Jugend da, wenn nicht um tolle Streiche zu machen! — Jedenfalls mußte sie erst einmal mit ihrem Manne sprechen, ehe sie dem Kinde gegenüber Stellung nahm.

„Das wird wohl eine kleine Einbildung deinerseits sein,“ sagte sie tröstend. „Mir scheint aber, Kind, du brütest etwas Migräne aus. Komm, leg dich nieder, mein Herzchen. Wenn Siegfried nachher kommt . . .“

Jutta hob abwehrend beide Hände.

„Nicht Siegfried, Mama. Ich kann Siegfried nicht mehr leiden. Schicke ihn fort! Schicke ihn gleich fort, hörst du?“

Die Mutter versprach, und Jutta legte sich nieder. Es war so süß, an den Handkuß zu denken, und immer nur an den Handkuß, und an die weiche Stimme dazu! So hatte sie Hersbach noch nie sprechen hören! — Draußen ging ein Gewitter nieder, und unter dem Rauschen des Regens schlief sie ein. —

— — „Eine schöne Geschichte!“ dachte Frau Wehrmann beunruhigt. „Aber mein Mann ist daran schuld! Er ganz allein! — Sie sind beide hübsch und jung — schließlich ist das gegenseitige Feuerfangen nur natürlich. Mein Mann kann ausessen, was er sich da eingebrockt hat.“ — —

Ungefähr zu derselben Zeit trat Hersbach in das Privatkontor seines Chefs. Der Himmel hatte sich schon verfinstert, und in der Luft grollte es dumpf.

„Herr Direktor, dürfte ich um einen Augenblick Gehör bitten?“

„Um zwei, lieber Hersbach. Setzen Sie sich und zünden Sie sich eine Zigarre an, es ist doch hoffentlich nichts Unangenehmes?“

„Ich denke — nein, Herr Direktor.“ Er antwortete zögernd.

„Na, das ist gut! Also bitte!“

Aber Georg sprang unruhig von seinem Stuhl auf und



ging ein paarmal hin und her. Ihm fehlte der Anfang. Er konnte doch nicht so ohne weiteres sagen: Mein Herr, Ihre Tochter liebt mich! —

Der Konsul sah ihm erstaunt nach.

„Das scheint mir doch nicht so einfach, Hersbach?“

„Ist es auch nicht! — Herr Direktor, ich bin in einer schwierigen Lage — aber sprechen muß ich — als anständiger Mensch — und — Ihnen gegenüber.“

Er tupfte die Stirn mit dem Taschentuch. Der andere schwieg.

„Herr Direktor — Ihr Fräulein Tochter — — Ich halte es für besser — wir beendigen die Reitstunden.“

„So! So! — Hat das Mädel Sie gekränkt? Sie ist doch noch eine Göre, Hersbach.“

„Im Gegenteil, Herr Direktor! . . . Und da ich ein anständiger Mensch bin — und mir — nicht denken kann, daß Ihnen damit gedient wäre . . .“ Wieder tupfte er sich den Schweiß von der Stirn.

Der Konsul tat einen langen Pfiff. Dann sagte er: „So läuft also der Hase! — — Na ja — hätte es mir denken können! . . . Und wenn ich nun der Sache sehr kaltblütig . . . Hm . . . Nein . . . wohlwollend gegenüberstände? . . .“

Ein Donnerschlag ertönte.

„Herr Direktor sind sehr gütig,“ sagte Hersbach tonlos. „Mein bemakelter Name aber würde es mir nie gestatten . . .“

Der Konsul lachte.

„Lieber Hersbach, über solche Vorurteile sind wir doch wohl erhaben. Was gehen mich Ihre Dienstgeschichten an? In meinen Augen sind Sie ein anständiger Kerl und ein fleißiger, tüchtiger Geschäftsmann.“

In dem fahlen Gewitterlicht sah Georg von Hersbach totenbleich aus, er lehnte mit dem Rücken am Fenster und atmete schwer.

„Sie sind sehr gütig, Herr Direktor! — — Ich erkenne mit Dank das freie Menschentum an, das aus Ihnen spricht. — — Ich begreife, daß ein Mann wie Sie, so in sich gefestigt, sicher in seinen Anschauungen, in seiner Stellung so denken kann. — Aber das tun nicht alle! — Denken Sie, wenn Sie je in die Lage kämen — unvorhergesehener Äußer-

lichkeiten wegen, Ihr heutiges Entgegenkommen zu bereuen — sich vielleicht meiner zu schämen . . . — Ich ertrüge es einfach nicht! — Und die Welt ist so klein! Und so voller Vorurteile! — Ich habe es erfahren und . . .“

„Sagen Sie kein Wort weiter, Hersbach,“ sagte der Direktor gütig, stand auf und legte dem Erregten die Hand auf die Schulter.

„Das alles kann niemals vorkommen! Sie sind mir lieb und wert als Mensch, ich achte Sie hoch — der Wunsch, Sie einstmals mit meinem Hause enger verknüpft zu wissen, datiert nicht erst von heute. — Ich mache Ihnen folgenden Vorschlag . . . Ich gehe in drei Wochen mit den Meinigen nach Norderney; auch Sie sollen Urlaub haben, kommen Sie dann zu uns und lernen Sie meine Jutta etwas genauer kennen — sie ist ein liebes Mädel, sage ich Ihnen, wenn ich auch der Vater bin. Und dann — wenn sich die Herzen gefunden haben, sollen Sie mir als Schwiegersohn herzlich willkommen sein!“ —

Hatte der Konsul einen Jubelausbruch erwartet, so wurde er enttäuscht. Schwer atmend, schweigend, blieb Hersbach im bläulichen Blitzeslicht unverrückbar an seiner alten Stelle stehen, ihm war, als müsse er ersticken. An Jutta als sein Weib hatte er nie gedacht. Was sollte auch ihm, dem vom Leben so hart geprüften Mann das junge unerfahrene Ding mit ihrem so unbeherrschten Charakter. Konnte das gut sein? —

Freilich war sie eine Partie! — Aber nach Geld und Gut hatte er in dieser Weise nie gestrebt. Seine Stirn feuchtete sich.

„Nun, Hersbach?“ sagte der Direktor endlich verwundert.

„Ich frage mich — trotz allem und allem — ob ich Ihr großherziges Anerbieten annehmen darf, Herr Direktor.“

„Aber Hersbach! — Begreifen Sie denn nicht? Außer der allgemeinen Menschenehre, an der natürlich nicht gerührt werden darf, hat jeder Stand seine besondere Ehre, die dem anderen oft ganz unfaßlich ist. Unsere Ehrbegriffe sind

naturgemäß andere wie im Offiziersstand, der ruhig den seinigen nachleben soll, denn nur durch diese festgeschlossene Masse mit ihren unverrückbaren Traditionen ist unser Offizierkorps das erste der Welt und Deutschland groß geworden, aber meinen Schwiegersohn suche ich mir deshalb doch nicht nach diesen Anschauungen aus. — Gleiches Recht für alle! —" — Er bot ihm die Hand. „Nun? — Sind Sie noch nicht beruhigt, Sie Zweifler?"

Und Hersbach ergriff die Hand und schüttelte sie wortlos. — — — —

Als er auf die Straße trat, regnete es noch heftig. Er empfand die kühle Nässe als eine Wohltat. Seine Pulse hämmerten, und ihm war zumut, als fehle ihm die Luft zum Atmen. Er hatte Rochus versprochen, ihn abzuholen, nun sah er, daß die verabredete Zeit längst vorüber war. Trotzdem ging er hin, vielleicht brachte ihn Meas herzliche Liebenswürdigkeit am besten zur Ruhe.

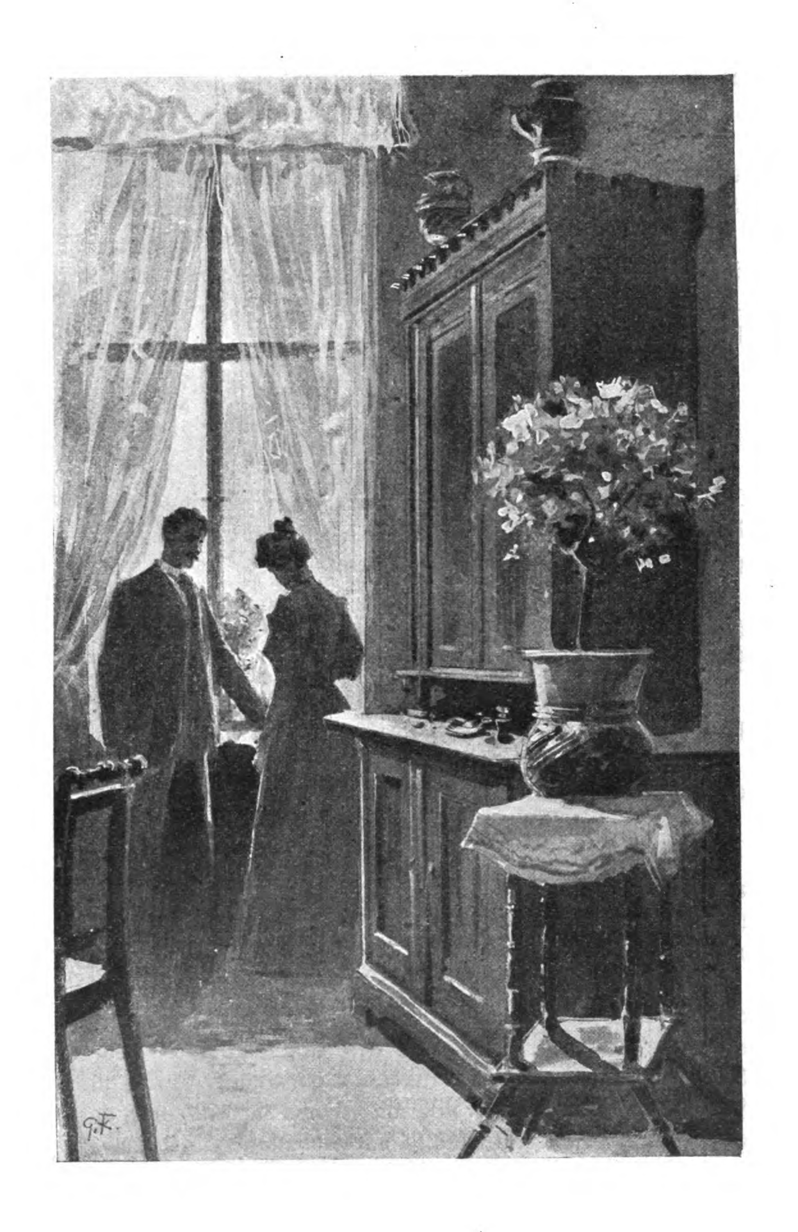
War er nun eigentlich schon gebunden, dadurch, daß er dem Direktor nicht widersprochen, daß er die Verabredung nach Norderney angenommen hatte? — Glücklich machte ihn der Gedanke nicht, obgleich ihm das liebreizende Mädchenbild durchaus begehrenswert erschien. Und wenn er an ihre Tränen — ihren Kummer heute morgen dachte, kam die Weichheit wieder, aber — auch die Erinnerung an die ganze Szene und ihre Ursache.

Mit wirren Gefühlen kam er zu Platens und erzählte, was ihm geschehen. Mea stand schweigend auf und stellte sich an das Fenster. Rochus dagegen sagte erfreut:

„Aber das ist ja eine gute Nachricht, Georg! Wer hätte das gedacht! — Die Partie ist glänzend! Wahrhaftig zum Gratulieren."

„Ist das alles, wonach du urteilst, Rochus?" fragte Mea scharf. — Das Ehepaar war nicht mehr im alten Einvernehmen. — „Sollte es nicht vielmehr darauf ankommen, was Hersbach für das Mädchen fühlt?"

Rochus schwieg verstimmt; Georg sagte: „Sie ist mir



nicht unsympathisch — nur zu jung! — Ach Frau Mea, das Liebeswerben meines Herzens ist nicht mehr groß."

„Dann tun Sie es nicht."

„Was ich der Tochter nicht geben kann, gebe ich dafür an Hochachtung und Zuneigung dem Vater," entgegnete Hersbach resigniert.

„Aber den heiraten Sie nicht. — Mir will es nicht recht in den Kopf, Hersbach, und was die gute Partie anbelangt . . . Wo Liebe nicht ist, mag der Nachgeschmack oft bitter genug sein."

„Ich verstehe dich nicht, Mea," fuhr Rochus gereizt auf. „Wenn du es gut mit Georg meinst, so mußt du ihm zureden."

Sie schüttelte den Kopf.

„Das tue ich nicht! — Zwar wird es nichts helfen, denn wenn er nach Norderney geht, ist der Würfel für ihn gefallen. Dennoch — ich rede nicht zu."

Hersbach sah sie nachdenklich an. Ihre warmherzigen braunen Augen waren trübe, und ihr Gesicht trug einen schmerzlichen Zug.

„Noch ist nichts geschehen, Frau Mea. — Ich muß erst prüfen."

„Es wird geschehen, lieber Freund, ich weiß es genau, auch daß es besser wäre, wenn Sie es nicht täten."

„Warum denn nur? Warum?" fragte Rochus ärgerlich.

Aber Mea war nachdenklich geworden und sprach gar nicht mehr. „Gerade als ob sie wüßte, daß sie selbst die unschuldige Ursache des Geschehenen ist," dachte Georg mehrmals.

„Ich bin nur neugierig, wie Ihre Mutter es aufnehmen wird," sagte sie beim Abschied, denn heute hielt sie ihn nicht wie sonst zurück, ja, es schien ihr lieb, daß er ging. — Rochus kam erst nach einer Weile in das Wohnzimmer zurück und fand seine Frau wieder still am Fenster stehend, wie vorhin. Als er sie anredete und sie sich umwandte, sah er Tränen an ihren Wimpern. Es gab ihm einen Stich!

„Weinst du etwa um Hersbachs Verlobung?“ sagte er unfreundlich.

„Ja, gewiß. Haben wir nicht das Recht, traurig zu sein, wenn wir einen Schatz verlieren? — Und verloren ist er uns nun.“

„Das wäre egoistisch.“

„Nein, Lieber — nur menschlich. Und in diesem Fall sehe ich noch kein so großes Glück.“

„Weil . . .“ Er hatte es heftig herausgesprudelt, unterbrach sich aber und krauste die Stirn. Wozu reden über etwas, das er ja deutlich genug sah! Schweigen war jedenfalls besser. Innerlich freute er sich, daß Hersbach heiraten, ihr Verkehr beschränkter sein würde, dann kam Mea mit der Zeit vielleicht wieder mehr zu ihm zurück. Er hatte sie ja so schmerzlich sich entgleiten gesehen.

Wenn eine Frau da war, mit der sie rechnen mußte, dann war er wieder der erste in ihrem Gedankenkreise.

So hoffte er.

---

## XVII.

Als Hersbachs Verlobungsanzeige kam, war Rochus gerade allein zu Hause. Lange sah er auf das elegante Kartenblatt. — Seine Erinnerungen gingen weit zurück — nach Wallhofen, und noch einmal dachte er an Malve, an seinen eigenen Liebesfrühling, und wie das Leben doch so ruhig seine Straße geht, ohne Rücksicht auf das, was man hofft und wünscht.

Georg hatte sich getröstet, war jetzt ein Mann in beneidenswerter Position; ihm aber hatte sich der Himmel bewölkt. — Was würde Mea sagen! In der letzten Zeit kam sie ihm stiller, weniger selbstsicher vor. Der Abfall des Freundes kränkte sie augenscheinlich. Ja, wenn es nur beim „Freund“ geblieben wäre! Aber er konnte doch gar nicht von der Vorstellung los, daß sie mehr in ihm gesehen.

Wenn er zur richtigen Zeit Platz gemacht hätte ....
Jetzt war auch das zu spät! —

Sie mußte eben die Kette ihrer Großmut weiter tragen — bis zum Ende. —

Rochus seufzte. Das Gefühl — ein Überlästiger zu sein, ist so hart! —

In seinem Schreibtisch lag die Zuschrift eines großen Bauunternehmers, in der ein absolut zuverlässiger, ehrlicher Aufsichtsbeamter gesucht wurde. Sein lahmer Arm, seine Geschäftsunkenntnis würden nicht stören. — Wenn er das nur annehmen könnte! Er sehnte sich fast krank nach geregelter Tätigkeit. Aber Mea wollte sich nicht von Berlin trennen, sie hatte das so oft im Ernst und im Scherz ausgesprochen, daß er gar nicht wagte, ihr damit zu kommen. Sie wenigstens sollte leben, wo und wie es ihr gefiel; mußte jemand entsagen, so war das seine Sache. Er, der immer nur nahm und nahm — er hatte sich zu bescheiden! —

Er beschloß, ihr die Verlobungsanzeige auf den Schreibtisch zu legen und dann fortzugehen; mochte sie zuerst allein mit sich fertig werden, er wollte den Schmerz in ihren Zügen wenigstens nicht sehen. Aber sie kam früher zurück, als er angenommen und überraschte ihn, als er noch vor ihrem Schreibtisch stand. Ihm war das sichtlich unangenehm.

„Bist du etwa so neugierig auf meine Geisteskinder?" fragte sie mit gutmütigem Spott, „daß du ihre Vollendung nicht abwarten kannst, Rochus?"

„Nein. Ich habe dir etwas hingelegt."

„Gib her." Sie nahm das dicke Kartenblatt und las. Lange sah sie auf die wenigen gedruckten Zeilen. Als sie aufblickte, hatte sie die Augen voll Tränen.

„Es war wohl kaum anders zu erwarten," sagte sie traurig.

Rochus griff nach ihrer Schulter, hart, fast heftig.

„Mea, warum geht es dir so nahe?"

„Weil ich ihn lieb habe," sagte sie einfach. „Lieb wie einen Bruder, und weil es mir weh tut, ihn zu verlieren."

Er setzte sich und stützte den Kopf in die Hand.

„Warum glaubst du denn, daß wir ihn verlieren müssen?“

„Die Verhältnisse passen nicht mehr, Rochus. Es ist ein reiches Haus, in das Hersbach hineinheiratet — wir sind einfache Leute. — Und dann — das Mädchen, das sich einem Manne zu eigen gibt, gibt so viel, daß sie auch das Recht hat, viel zu fordern. Neben seiner Frau wird es ihm an Zeit für uns fehlen.“

„Wenn er nur glücklich wird, will ich ihn gern entbehren.“

Sie sah auf ihren Mann herab, ihre klugen Augen hatten einen prüfenden Ausdruck.

„Ja wenn! — Aber weißt du, Rochus, ich hatte schon die ganze letzte Zeit das Empfinden, du wärst mit Hersbach nicht mehr der Alte. Warum nicht?“

„Solltest du dich nicht irren?“

„Ich fürchte nein.“

„Du f ü r ch t e st?“

„Gewiß. — Denn die Motive dazu wären keine lauteren.“ Sie sprach zögernd, als wäge sie jedes Wort. Er sah unangenehm berührt auf, in seinen Augen stand eine peinvolle Frage.

„Du ahnst . . . .“ murmelte er.

Sie antwortete nicht, setzte sich neben ihn und ergriff seine Hand.

„Willst du mir nicht beichten, Lieber, was dich quält?“ sagte sie sehr sanft.

Da schrie es gewaltsam aus ihm heraus, was so lange die Qual seiner Seele gewesen.

„Ich bin ein nutzloses, tatenloses Geschöpf! Kein Mann, der denselben Wert hat wie ein anderer. — Und daran gehe ich zugrunde!“

Sie erschrak über den Ton und den Ausdruck, auf einmal begriff sie die Tiefe und Größe der brennenden Wunde in ihm, und daß sie gefehlt hatte, indem sie ihn darüber hinweg zu täuschen suchte. Sie hatte an ihm gefrevelt, und daß es aus Liebe geschehen, machte ihre Schuld nicht kleiner.

Ihr Herz zitterte vor Schreck und Kummer, als ihr die Offenbarung dessen wurde, was er gelitten hatte, und die alte heiße Liebe schlug plötzlich ihre Augen auf und sah sie an, groß und vorwurfsvoll. In ihrer impulsiven Art warf sie sich neben ihrem Mann auf die Knie und umfaßte ihn mit beiden Armen.

„Rochus! Mein armer Rochus," sagte sie mit zitternder Stimme. „So schwer hast du neben mir leiden können, und ich habe es nicht einmal geahnt! Es war so bequem, dich einfach für einen Melancholiker zu halten und über deine Unzufriedenheiten zu lächeln, aber daß du neben mir darbtest und unglücklich warst, das habe ich nicht gewußt."

„Hersbach stand ja vor mir," sagte er in ungewollter Bitterkeit. „In der Sonne!"

Sie sah schnell auf.

„Du irrst, Liebster, in den Schatten drängte er dich nicht! Niemals!" wiederholte sie leidenschaftlich. „Wir waren uns nur gleichwertige Kameraden und hofften dich mit der Zeit auch herauszureißen . . . ."

„Mea," unterbrach er sie beschwörend, „sage mir in diesem Augenblick die volle Wahrheit. War es n u r das?"

„Nur das!" antwortete sie ohne Zögern und setzte hinzu: „Ich schwöre es dir!"

Da fiel all die Unruhe und Pein der letzten Zeit von ihm ab, er atmete tief auf.

Sie sprang empor und umfaßte ihn.

„Ich habe nur dich lieb, Rochus! Auf der ganzen Welt nur dich," sagte sie unter Tränen. „Warum willst du es mir nicht glauben?"

Da sprach er ihr leise, stockend, von seinem Wunsch, tätig zu sein, erzählte ihr von dem Brief.

„Dann fühlte ich mich wieder als Mann — dann könnte ich dir glauben," sagte er zum Schluß und sah sie flehend an.

Mea blickte ins Weite, sie kämpfte mit sich, und der Kampf war hart. Er forderte ein Opfer — ein unnötiges — sagte der Egoismus. Sie hatten genug zum Leben, auch ohne daß Rochus noch verdiente. Die Gewohnheiten der

Großstadt waren ihr lieb geworden, nun sollte sie das alles aufgeben einer Marotte zuliebe. Sie fand im stillen, daß Rochus im Unrecht sei, ihr Selbstbewußtsein wallte dagegen auf . . .

Er ahnte, was in ihr vorging; mutlos ließ er den Kopf sinken. Ein schwüles, schweres Schweigen lastete auf beiden.

Da plötzlich fühlte Mea einen heißen Tropfen auf ihrer Hand. Zusammenzuckend sah sie darauf nieder. Eine Träne war es. Wirklich und wahrhaftig eine Träne — und jetzt bedeckte Rochus die Augen mit der gesunden Hand.



Da brach im Herzen seines Weibes jede Schranke, heiß überflutete sie nur eins: Ihre Liebe für den Gatten. Was hieß denn ein Opfer? Sie blieben ja vereint — und Rochus würde fortan glücklich sein. — Sein Glück! — Was anderes hatte sie ja nie gewollt, und wenn sie dazu einen falschen Weg eingeschlagen hatte, noch war es Zeit gut zu machen.

Heiß umschlang sie ihn mit beiden Armen und drückte ihr Gesicht gegen sein Haar.

„Ich gehe mit dir! Wohin es auch sei,“ sagte sie entschlossen. „Mit dir, Rochus! Etwas anderes habe ich ja nie vom Leben gewollt.“

Er stieß einen Schrei aus und riß sie auf seine Knie.

„Ist es dein Ernst, Mea? Wirklich dein Ernst?“

„Ja!“ sagte sie feierlich. „Heute! Morgen! Jede Stunde!“ —

„Jetzt weiß ich, daß du mich liebst,“ sagte er selig.

Und dann küßte er sie, wie noch nie im Leben. Sie lächelte unter Tränen. — Jetzt erst hatten sich die Gatten ganz gefunden.

---

## XVIII.

Seit zwei Jahren waren Jutta und Hersbach verheiratet.

Eine Ehe wie Tausende! Die leidenschaftliche Verliebtheit der jungen Frau hatte allmählich ruhigeren Gefühlen Platz gemacht, Hersbach war derselbe geblieben. Ein vielbeschäftigter Mann, der jedoch in seinem Benehmen der Gattin gegenüber stets voller Formen und Rücksichten war. In den meisten Dingen nachgiebig, in anderen starr und schroff wie ein Fels. Da half dann kein Bitten und Schmollen. Jutta fügte sich am Ende in das Unvermeidliche, um so mehr, als ihre Eltern stets auf seiten des Schwiegersohnes waren und so die Erziehung des verwöhnten Töchterchens wenigstens in etwas nachzuholen strebten. —

Ihre freien Stunden, in denen der Gatte auf der Bank war, brachte sie meistens bei der Mutter zu, so sich immer noch mehr als Tochter des Hauses wie als Gattin fühlend. Und eines Tages traf sie zu ihrem großen Erstaunen Vetter Siegfried da an, dessen unerwartete Rückkehr sie mit Jubel begrüßte. Er hatte nach seinem einjährigen Dienstjahr zuerst eine Reise um die Welt gemacht, dann in einem großen ausländischen Bankhause als Volontär gearbeitet, nun hoffte er, bei seinem Onkel Wehrmann anzukommen, um so mehr, als seine Stellung als Reserveleutnant ihm die Absolvierung einer öfteren Dienstleistung auferlegte.

Jutta freute sich kindisch, daß sie den Vetter, den sie vor Jahren, ganz hingenommen von ihrer Liebe zu Hersbach, so schnöde behandelt hatte, nun wieder zu ihrer Verfügung haben würde.

„Wie lange habe ich dich nicht gesehen," sagte sie, ihn kritisch musternd. „Und wie stark du geworden bist! Ich glaube sicher, noch etwas gewachsen bist du!"

Er zuckte die Achseln.

„Lange nicht gesehen? — Seit deiner Hochzeit nicht.“

„Hast du die wirklich noch mitgemacht? Ich muß gestehen, das weiß ich nicht einmal mehr.“

„Ich tat es. Aber mit welchen Gefühlen im Herzen! Im Ernst, Jutta, ich wußte damals nicht, ob ich nicht mich — oder dich — oder uns alle drei töten sollte.“

„Und hast es doch überlebt, guter Junge,“ lachte sie amüsiert. „Und jetzt bin ich eine alte Ehefrau, und an deinem Herzen wird auch nicht die ganze Frauenwelt eindruckslos vorübergegangen sein. So ist die Sache jetzt ungefährlich.“

„Ich denke. Denn mit deiner letzten Bemerkung hast du ja allerdings nicht unrecht.“

Als er das sagte, wiegte er sich nicht wenig selbstbewußt in den Hüften und lächelte geheimnisvoll. Jutta beobachtete ihn neugierig.

Hatte er wirklich so interessante Affären erlebt, daß ihr Bild ihm gänzlich verblichen war? Welcher Art mochten diese Frauen sein? Neugier regte sich in ihr, sie hätte ihn gern nach seinen Abenteuern gefragt. Er hatte noch dasselbe niedliche Dummejungengesicht, nur daß der Zug von Unverschämtheit sich darin noch verstärkt hatte, er war überall zu finden, in den Augen, um den Mund, ja in der ganzen nachlässigen Haltung des Körpers. Unter Juttas prüfenden Blicken lächelte er, und dies Lächeln brachte sie plötzlich auf.

„Daß du mich vergessen hast, ist weiter nicht schade,“ sagte sie ärgerlich, „denn ich bin sehr glücklich — so glücklich, daß ich nichts nach anderen frage.“

„Warum betonst du das so, kleine Cousine? Ich setzte es als natürlich voraus.“

Sie nickte ernsthaft. Obgleich sie diese spöttische Zurechtweisung höchlichst entrüstete, hatte sie doch Selbstbeherrschung genug, es nicht zu zeigen.

„Dann werden wir also auf einen recht verträglichen Fuß miteinander kommen,“ sagte sie hoheitsvoll.

Im stillen beschloß sie, Siegfried auf alle Fälle für seine herabsetzende Gleichgültigkeit zu strafen.

Die Frau Konsul freute sich harmlos der Rückkehr ihres Neffen und konnte es gar nicht erwarten, daß ihr Mann nach Hause kam. Der saß aber noch in eifrigster Unterredung mit Hersbach in seinem Privatkontor und hatte die Zeit völlig vergessen. Sie planten in einer mittleren rheinischen Stadt mit sehr bedeutender Industrie die Errichtung einer Filiale der Nordwest-Kreditbank, zu deren Leiter und Begründer Hersbach ausersehen war. Die Stellung, die sich ihm bot, war eine verantwortungsreiche aber bedeutende nach jeder Richtung hin. Er wurde im weitesten Sinne selbständig und erhielt damit das glänzendste Zeugnis für seine Tatkraft. Er empfand das alles deutlich, die Genugtuung darüber rötete seine Wangen.

„Ich danke Ihnen, lieber Papa, für Ihr Vertrauen," sagte er freudig. „Daß ich mit allen Kräften versuchen werde, es zu rechtfertigen, brauche ich wohl nicht erst hinzuzufügen."

„Von Dank kann keine Rede sein, Hersbach. Ich weiß genau, daß ich mit Ihrer Betrauung uns den größten Dienst leiste."

„Und an wen denken Sie für meine Stellung hier bei Ihnen?"

„Mein Neffe Siegfried kommt bis dahin zurück. Ich kann nicht gerade sagen, daß mir der Tausch angenehm ist, denn er ist ein Windhund — immerhin schadet ihm ein wachsames Auge und eine feste Hand, wie ich sie haben werde, nichts, im Gegenteil."

„Das wäre also geordnet. — Nun dann, Papa, erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, daß ich mich herzlich über die Aussicht, die Sie mir eröffnet haben, freue. Ich scheue die Verantwortung, die mir diese Stellung auferlegt, nicht, ich bin sogar stolz auf sie."

Er richtete sich in der Tat höher auf und hob den Kopf, seine Augen leuchteten. Wie ein Nebelbild zog die Zeit der Demütigungen an ihm vorüber, die ihn damals beinahe zer-

treten hätten. Nun hatte er sich und der Welt bewiesen, daß er Mannes genug war, seinen eigenen Weg zu gehen, ohne das Brandmal zu fühlen, das man ihm aufgedrückt hatte.

Er hätte dem Konsul die Hände küssen mögen und empfand doch gleichzeitig mit innerem Stolz, daß er sich diese Selbständigkeit, dies Vertrauen errungen hatte, Schritt für Schritt, in unaufhörlicher, strebender Arbeit.

Gott sei Dank, sie hatte ihn ans Ziel gebracht! Hatte ihn nicht getäuscht!

„Ich bedaure nur,“ sagte der Konsul in seine hochgehenden Empfindungen hinein, „daß es gerade Wyburg ist, trotz seiner Bedeutung immerhin eine kleine Stadt; nicht viel anders wie eine Verbannung, nachdem Sie hier gelebt haben. Und was wird Jutta sagen?“

„Sie wird sich mit mir freuen und gern gehen, hoffe ich.“

Der Konsul warf einen erstaunten Blick auf seinen ruhigen Schwiegersohn.

„Das können Sie nicht einmal verlangen, Hersbach. Die Hauptsache ist, daß sie überhaupt geht.“

„Meine Frau?“ — Der Ausruf klang fast ungläubig.

„Jawohl, Ihre Frau! Lieber Sohn, haben Sie wohl eine Ahnung, mit wie tausend feinen und groben Fäden die Frauen uns zu umstricken verstehen? Da wird manch einer unfrei.“

Hersbach glaubte es nicht. Jutta war zwar wie Aprilwetter, launisch und wechselnd, eine ruhige, feste Anordnung aber hatte ihr noch immer imponiert und sie — wenn auch manchmal unter Tränen und Schmollen — bezwungen.

Beim Abendessen, an dem auch Siegfried teilnahm, kam der Konsul zum erstenmal vor seinen Damen mit dem am Nachmittag besprochenen Plan heraus. Mutter und Tochter sahen sich entsetzt an.

„Das kann doch nicht dein Ernst sein, Mann,“ sagte die Frau Konsul beklommen.

Und Jutta rief:

„Das darf Georg nicht! Das leide ich nicht! — Aus Berlin gehen wir nicht.“

Hersbach schwieg lächelnd still. Er hätte eine Aussprache unter vier Augen mit seiner Frau vorgezogen, das hatte ihm der Schwiegervater nun leider vereitelt.

„Willst du mir nicht antworten, Geo?“ fragte sie gereizt und legte Messer und Gabel hin.

„Erst iß doch, Schatz. Das Reden darüber läuft uns ja nicht fort.“

Sie kämpfte mit ihren Tränen.

„Du willst, Georg.“

„Ja, freilich will ich.“

„Und wenn ich nicht mitgehe?“

„So gehe ich allein.“

„Also Tusch!“ sagte Siegfried lächelnd und trank sein Glas leer. Er hatte Hersbach nie leiden können, seine ruhige Sicherheit, die Art, wie er sich von den Menschen und die Menschen von sich fern hielt, empörte ihn. Hersbachs Glück bei Jutta hatte ihn um seine liebsten Hoffnungen gebracht, nicht mehr wie gern hätte er jetzt einer ehelichen Szene beigewohnt, die ihm Gelegenheit gab, entweder bei der jungen Frau den Tröster zu spielen, oder sich an des Ehemanns Niederlage zu ergötzen. Dieser schien das zu ahnen.

„Liebes Herz,“ sagte er deshalb freundlich: „Ist es nicht besser, wir besprechen das zu Hause?“

Aber Jutta saß mit hochrotem Kopf und blitzenden Augen da, sie zitterte am ganzen Körper.

„Niemals gehe ich in eine kleine Stadt! Niemals, Geo! Daß du es weißt,“ sagte sie energisch. „Ich will mich nicht bei lebendigem Leibe einsargen; ich will etwas vom Leben haben!“

„Das heißt: dich amüsieren,“ sagte er lächelnd.

„Meinetwegen nenne es auch so,“ antwortete sie mit eigensinniger Gereiztheit.

„Glaubst du, daß du das in einer kleinen Stadt nicht kannst?“

„Nein.“

„Da irrst du. Ich sage dir, meine hübschesten Lebens-

erinnerungen knüpfen sich an Wallhofen — und das war gewiß eine kleine Stadt. Amüsieren kann man sich da jedenfalls nicht weniger als hier."

„Wie kamst du nach einer so kleinen Stadt?" fragte sie ungläubig. Von seiner Vergangenheit wußte sie nichts und hatte in ihrer Oberflächlichkeit auch nie danach gefragt. Er hatte sie mit dieser Erwähnung nur von ihrem Zorn ablenken wollen, denn alle Szenen waren ihm ein Greuel. Nun es geschehen, reute es ihn fast, denn er sah Siegfrieds neugierige Augen.

„Die Dienstpflicht band mich da," sagte er kurz.

„Ach richtig. Als du Offizier warst? Nicht? Mama sagte mir mal davon. Aber das ist doch etwas anderes! Im Regiment, da mag man sich wohl amüsieren, da hat man seine Stellung, seinen Verkehr. Meine Freundin Lilli, die den Hauptmann Weslar geheiratet hat, schrieb es mir auch, die ist sehr glücklich und zufrieden in ihrer kleinen Garnison."

„Siehst du!" sagte er, erfreut, daß der Sturm beschwichtigt schien. „Und bildest du dir ein, du hast keine Stellung in Wyburg? Die erste, sage ich dir."

Sie nahm Messer und Gabel wieder auf.

„Meinst du?" fragte sie nachdenklich.

„Sie waren in Wallhofen oder wie das Nest gleich hieß, aktiver Offizier?" fragte Siegfried neugierig. Durch diesen Umstand fand ja Hersbachs Haltung, seine Art und Weise genügende Erklärung. Siegfried war auf seinen Reserveoffizier maßlos stolz, kehrte ihn bei jeder möglichen und unmöglichen Gelegenheit hervor, und dieses Gefühl war so stark, daß er Hersbach als Kamerad gegenüber auf einmal viel milder fühlte.

„Ja!" war die kurz ablehnende kühle Antwort.

„Aber das freut mich ja riesig. Zu schade, daß Onkel kein Wort davon gesagt hat. Da kommt man sich doch gleich näher, wenn man denselben Boden unter sich fühlt," sagte Siegfried entgegenkommend.

„Mein Boden, in dem ich wurzle, ist die Nordwestliche Kreditbank," entgegnete Hersbach kühl.

„Mein Gott ja! Unbeschadet dessen, können wir doch aber auch stolz auf unsere militärische Stellung sein. Selbst im Ausland wird man deshalb besonders respektiert. Widerwillig — aber trotzdem.“ Er hob sein Glas. „Prost, Herr Kamerad.“

„Prost, Herr Wehrmann,“ entgegnete Hersbach ruhig. —

„Dein Mann ist zwar ein gräßlicher Eisblock,“ sagte Siegfried nachher zu seiner Cousine, „aber allmählich werde ich mich doch mit ihm befreunden. Alles, was die Achselstücke trägt, verbindet einmal ein unsichtbares Band. Und darin hat er auch recht, du wirst in Wyburg die tonangebende Rolle spielen, alles wird dir zu Füßen liegen, so pikant und schick und großstädtisch wie du nun einmal bist.“

Sie zog schmollend den Mund.

„Das wird sich auch lohnen, unter solchen Banausen,“ meinte sie wegwerfend.

Aber ihr Hauptwiderstand war doch gebrochen, allmählich begann sie sich mit dem Gedanken zu befreunden. Schließlich konnte sie ja auch jeden Augenblick zum Besuch zu den Eltern nach Berlin zurück, das war doch immer ein Trost.

„Schade, daß du nicht mitkannst, Siggy,“ sagte sie manchmal bedauernd. „Wir zwei würden schon ein lustiges Leben führen,“ denn sie hatte sich mit dem Vetter längst wieder ausgesöhnt. „Wir würden uns über alles mokieren, aber auch über alles! Geo tut so etwas nicht, dazu ist er zu edel.“ Und sie schnitt eine kleine Grimasse.



# XIX.

Seit einem halben Jahr waren Hersbachs in Wyburg. Sie bewohnten eine wunderhübsche Villa vor dem Tor, umgeben von Gartenanlagen und Sportplätzen, im Stall standen vier Pferde, in der Remise ein paar Wagen. Der sehr reiche Konsul Wehrmann hatte dafür gesorgt, daß der Schwiegersohn seiner Stellung entsprechend auftreten konnte.

Nach diesen Äußerlichkeiten war auch die Stellung, die das junge Ehepaar in dem kleinen Fabrikstädtchen einnahm, bemessen, obgleich es in Wyburg wahrlich nicht an reichen Leuten fehlte. Hersbach war so vornehm, Jutta so reizend,

beide brachten das Parfüm der Großstadt in jeder Kleiderfalte mit sich, daß die reichen Eingesessenen dem jungen Bankdirektor gern den ersten Platz einräumten. — Wyburg war klein, aber reizend im Grünen gelegen. Eine breite, schattige Allee führte nach einem kaum eine Stunde langen Spaziergang in ein kleines Badeörtchen, das Jod- und Schwefelquellen spendete und im Sommer gut besucht war.

Militär hatte Wyburg nicht, nur Arbeiter und wieder Arbeiter. In Juttas Augen war das ein Mangel, Hersbach empfand es wohltuend. So lange hatte er sich ängstlich ferngehalten von ehemaligen Kameraden, in seinem Beruf so ganz andere Seiten des Lebens gefunden, daß er kaum jemals mehr an die Zeit zurückdachte, in der er den bunten Rock getragen. Er fühlte sich auch als Mann, der im Vollbewußtsein seiner Leistungen nichts mehr nach einem Brandmal zu fragen braucht, das ihm ein anderer Beruf aus seinen Traditionen heraus aufgedrückt hatte, und das ihn doch nicht schänden konnte.

Stolz war er auf sich. Stolz auf seine Erfolge, seine Tätigkeit, den zum großen Teil doch auch selbst erworbenen Luxus, der ihn jetzt umgab. Ihn — den armen Leutnant! — Seine Mutter war ihm nicht hierher gefolgt, vielmehr heimgekehrt in die früheren kleinen Verhältnisse, die der Sohn ihr gern auf das Glänzendste ausgestattet hätte, wenn sie es nur hätte annehmen wollen.

Im innersten Herzen grollte sie der Schwiegertochter. Jutta hatte ihr zwar nichts Böses angetan, aber die alte Dame, der alles an dem niedlichen, aber oberflächlichen und unbeherrschten Persönchen mißfiel, konnte ihr ihre Existenz überhaupt nicht verzeihen. In ihren Augen hatte der Sohn keine gute Partie gemacht, trotz allen Reichtums. Sie hatte gehofft, ihn bis an ihr Lebensende ganz für sich behalten zu können; schon Meas Einfluß war ihr nicht behaglich gewesen. Daß aber ein junges, unerfahrenes Weibchen von achtzehn Jahren herkommen, und ihr den Sohn einfach nehmen konnte, das tat ihr weh. In der ersten Zeit der jungen Ehe hatte sie angstvoll nach Anzeichen der Reue über diesen

Schritt gesucht, aber sie fand nichts. Georg fühlte sich augenscheinlich ganz wohl in seiner Haut, und so blieb sie schmollend und grollend dem jungen Ehepaar möglichst fern.

Hersbach hatte zuerst versucht, seine Mutter umzustimmen, auch Jutta war ihr möglichst entgegengekommen, als er aber einsah, daß solch ein Zwang auf die Dauer doch zwecklos sein würde, ließ er davon ab und fügte sich in das Unabänderliche.

Dann kam sein Wegzug nach Wyburg. Hier lebte er nun bereits ein halbes Jahr, ausgefüllt durch seinen Beruf, erfreut durch die Resultate seines Schaffens, denen die Anerkennung seines Schwiegervaters nicht fehlte, befriedigt, wenn auch nicht beseligt, durch seine Frau und die Häuslichkeit, die sie sich geschaffen hatten. Er stand in regem Verkehr mit den älteren, erfahrenen Herren der Stadt, fast durchweg wohlhabenden Fabrikbesitzern; die Jugend überließ er Jutta. Und sie entwickelte auch ein hübsches Talent, alles in ihren Kreis zu ziehen und festzuhalten, was ihr irgendwie gefiel. Infolge ihrer gesellschaftlichen Erfolge war sie vergnügt wie ein Fisch im Wasser und vermißte Berlin kaum.

Die großen Fabriken beschäftigten und zogen naturgemäß ein bedeutendes Kontingent von Leuten der verschiedensten Stände an, verstärkt noch durch die Herren Söhne und Verwandten der Chefs, die teils im Auslande, teils in großen Städten ihre Ausbildung und ihren Schliff erhalten hatten. Alles das huldigte der kleinen Frau, und Jutta vermißte nicht im geringsten wärmere Gefühle, ein intimeres Eheleben mit ihrem Gatten. Er gab freilich, was er konnte — aber es war wenig.

Manchmal — in sehr seltenen Augenblicken — stieg Malves kühle, blonde Schönheit noch in seiner Erinnerung auf, und mit ihr die Frage, ob sie beide sich wohl mehr geworden wären, wenn das Schicksal sie verbunden hätte. Vielleicht! Ihm hätten dann aber auch die bitteren Lebenserfahrungen den Sinn niemals so ernüchtert und verhärtet wie es nun geschehen, und dann — Malve war seine

erste Liebe gewesen. Gegen Jutta hatte er nur keine Abneigung gehabt.

Aber schließlich .... Man konnte nicht wissen — — die Jugend hat eben Illusionen — und zu einem Weiberknecht war er einmal nicht geschaffen.

So dachte er, und dachte es mit Stolz! — Überhaupt das Leben! — Wie war es doch etwas so ganz anderes, als man zuerst gedacht! — Ein Kampf — und nichts weiter als ein Kampf, so lange man noch fähig ist zu kämpfen, und dann ein erzwungenes Ausruhen, müde und matt und stumpf — das war alles! —

Aber noch stand er mitten drin im Kampf, noch beglückte ihn jeder Erfolg, und nicht zuletzt seine geschäftliche und gesellschaftliche Position in Wyburg. Keinen Deut hätte er missen mögen von der bedingungslosen Achtung und Wertschätzung, die ihm von allen Seiten entgegengebracht wurde. Er gestand es sich selber nicht ein, warum gerade das ihn so besonders beglückte. —

Eines Tages kam Hersbach mit sehr gemischten Gefühlen zu seiner Frau, er trug einen Brief des Konsuls in der Hand.

„Da habe ich mal eine Überraschung für dich," sagte er.

„Von Papa? Kommen die Eltern? Ach, Geo, gerade jetzt, wo wir so viel vorhaben!"

Sie sah ihn gespannt an, augenscheinlich fürchtete sie diese Überraschung etwas.

Er runzelte die Stirn.

„Wenn die Eltern wüßten — wie sehr sich ihre Tochter freut — kämen sie sicherlich niemals."

Sie wurde rot. — „Gott, Geo, das versteht ein Mann nicht! Der Ausflug nach Rotenstein, das Picknick, unsere geplante Reittour ... Wo sollte Mama so lange bleiben."

„Beruhige dich," sagte er, immer wieder ernüchtert durch die zuweilen fast zynisch hervorbrechende egoistische Lebensauffassung seiner Frau, für die es nichts gab, dem sie ein Opfer bringen würde, „die Eltern kommen nicht; nur Siegfried."

„Siegfried!“ Sie sprang jubelnd auf. „Aber das ist reizend, Geo! Ein Pferd für ihn ist auch da, er kann überall mit . . . Der wird staunen, was aus der kleinen unbeholfenen Jutta geworden ist!“

„Ich auch!“ hätte Hersbach am liebsten gesagt, aber er schwieg. Wozu reden, wenn es doch umsonst war! Jutta ahnte ja nicht einmal ihren Mangel an Herz, Gefühl und Tiefe. Und wenn sich jemand daran verblutet hätte — konnte man ihr einen Vorwurf machen?

„So ist es nun nicht gemeint, zum Vergnügen kommt dein Herr Vetter nicht her,“ sagte er schroff.

„Ja warum nicht? Was hat er denn verbrochen, der Arme, daß du in solchen Ausdrücken von ihm sprichst?“

„Liederlich geworden ist er. Ich habe ihn immer für ein eingebildetes Bürschchen ohne Charakter und sittlichen Halt angesehen, und so hat er sich ja nun auch entpuppt. Dein Vater wünscht, daß ich ihn so streng anfasse wie nur möglich.“

„Armer Siggy!“ sagte Jutta seufzend. „Du kannst nämlich gräßlich sein, Geo!“

Hersbach lächelte.

„So ähnlich schreibt dein Vater auch. — Aber allerdings, ich werde es für meine heilige Pflicht halten, diesen jungen Menschen zu lehren, daß wir zur Arbeit, nicht bloß zum Vergnügen auf der Welt sind.“

„Hu!“ sagte Jutta und schüttelte sich. „Wie das klingt! Dann muß ich Siggy ja trösten, den armen Kerl.“

„Nicht zu sehr, wenn ich bitten darf! Und habe lieber auch ein Auge auf ihn — in gesellschaftlicher Beziehung. Wegen einer Weibergeschichte schickt ihn ja gerade dein Vater her.“

Juttas Augen blickten interessiert auf.

„Erzähle!“ sagte sie atemlos und kuschelte sich in ihren Fauteuil.

Er schüttelte den Kopf.

„Das kann dich unmöglich interessieren, Kind. Und wenn selbst, es ist nicht nötig, daß du einen Blick in die

Schattenseiten des Lebens tust. Nur halte ihn dir etwas fern, wenn er auch dein Vetter ist, hörst du, und erschwere mir nicht unnütz meine Stellung ihm gegenüber. Darum wollte ich dich nur bitten."

Sie nickte. „Wann kommt er denn?"

„Morgen. Er wird natürlich bei uns wohnen, laß also ein Zimmer bereit machen."

Damit ging Hersbach und ließ seine junge Frau allein. Sie hätte zu gern mehr gewußt. Aber Georg war da nicht beizukommen. — — Nun, Siegfried mußte erzählen, der würde ihr beichten. — — Hersbach war innerlich viel erregter über diesen Besuch, als er sich äußerlich merken ließ. Er erinnerte sich noch deutlich genug an Siegfrieds Pochen auf seinen Reserveleutnant, er wußte genau, daß er mit dem ihm ohnehin unsympathischen Menschen bald auf Kriegsfuß kommen würde. — Eine Zufälligkeit konnte die alte vergessene Geschichte an das Tageslicht bringen, und dann? — — — — — — —

Er verstand seinen Schwiegervater nicht. War der Konsul wirklich so kurzsichtig? Ahnte er nicht, was für ihn auf dem Spiel stand? — — — Wie seltsam ihm diese plötzliche Gespensterfurcht vorkam! Von solchen Gedanken durfte er sich aber nicht beherrschen lassen, es war seiner unwürdig, das fühlte er mit großem Unbehagen. Im Gegenteil mußte seine Hand hart wie Eisen auf dem jungen Menschen liegen, den man ihm gewissermaßen zur Besserung überwies.

Eine heikle Aufgabe!

Siegfried Wehrmann war reich, vom Leben verwöhnt, ein Verwandter seiner Frau, von schwachem, unbeherrschtem, dabei aber hochmütigem Charakter. Nirgends bot sich ihm eine Handhabe, an der er ihn hätte fassen können.

Lebhaft stand ihm sein hübsches, aber freches Dummejungengesicht vor Augen, und er seufzte nervös.

---

## XX.

Jutta fand in der Folge recht oft Gelegenheit den „armen Siggy“ herzlich zu bedauern. Ihr Mann war sehr schroff und unzugänglich ihm gegenüber. Sie hatte gleich in den ersten Tagen nach allen Richtungen hin gefragt, sich zusammengereimt, was nur möglich war, um hinter das Geheimnis zu kommen, weshalb der Vater Siegfried so fluchtartig davongeschickt; es interessierte sie auf das höchste und gab dem Vetter einen ungeahnten Nimbus.

Der hatte mit halben Worten, Seufzern und Andeutungen gespielt, ohne viel zu verraten, und Jutta fand, daß er jetzt viel besser, reifer und männlicher aussah wie früher, daß diese geheimnisvolle Erfahrung nicht ohne Spuren geblieben sei. Sie bemitleidete und verhätschelte ihn, und Siegfried ließ sich das gern gefallen. Allmählich fiel dann auch die Schranke der Verschwiegenheit zwischen ihnen, und er begann zu beichten, von dem Gedanken ausgehend, daß verheiratete Frauen das Recht, ja die Pflicht hätten, alles zu erfahren. Ihrem Manne gegenüber mußte sie ihm allerdings Schweigen geloben.

Und dann erzählte er ihr seine Liebesaffäre mit einer bekannten Theaterdame. Viel falsche Sentimentalität, recht starke Ausdrücke und allerlei Drum und Dran — das die neugierigen jungen Augen ihm halb staunend, halb grausend nur so von den Lippen lasen — lief dabei mit unter.

Sie saß am Kaminfeuer, Jutta hielt den durchsichtigen chinesischen Gazefächer ab und zu vor das Gesicht, um ihr heimliches Erröten zu verbergen. Siegfried stand an den Kaminmantel gelehnt und sah auf seine wißbegierige Zuhörerin herunter. Sie waren beide noch zu unreif, um einzusehen, daß der Fortgang solcher Episoden im Leben eines Mannes unabwendbar zum seelischen, leiblichen und pekuniären Bankerott führen mußte, und daß Siegfried schon viel Empfinden eingebüßt hatte, ohne sich darüber klar zu werden, weil er imstande war, solche Dinge vor den Ohren der jungen Frau zu erörtern.

Onkel Wehrmann hatte tiefer gesehen!

„Aber Siggy," sagte Jutta endlich schüchtern, „es wäre doch hübscher gewesen, du hättest eine edle Frau geliebt."

Er lachte bitter.

„Geh mir doch mit euren sogenannten edlen Frauen," entgegnete er wegwerfend. „Ihr seid so banal! Temperament ist nur bei jenen zu finden, die zu mißachten ihr ein Recht zu haben glaubt, und die wir deshalb doch heißer lieben, als euch, weil sie uns Opfer auferlegen."

„Tut ihr das wirklich?" fragte sie, zwischen Empörung und Unglauben schwankend.

„Sei dessen sicher, Jutta. Und was wir nicht geben wollten, würden sie nehmen."

„Das ist schändlich!" sie preßte die Lippen zusammen.

Er lachte. „Was verstehst du überhaupt davon, liebe Kleine!" sagte er mit einem gewissen wohlwollenden Bedauern. „Gar nichts!"

„Ich muß doch bitten!" — Sie lehnte sich in den Sessel zurück und schloß halb die Augen, ihr war beklommen zumute.

„Lieber Gott, weil du verheiratet bist?" Er lachte jetzt geradezu. „Da brauche ich ja bloß deinen Mann anzusehen, arme Maus, um genau zu wissen, daß du keinen Schimmer von der Liebe hast."

„Was fällt dir ein, Siegfried!" Sie hatte sich aufgerichtet und sah ihn zornig an. Damit belustigte sie ihn aber nur immer mehr.

„Hat er je vor dir auf den Knien gelegen und dich angebetet als seine Gottheit, seinen Himmel und Hölle?"

Er beugte sich mit flimmernden Augen zu ihr herab und sah sie an.

„Nein!" sagte Jutta tonlos.

„Oder hat er dich mit Eifersucht gequält, bis du zu verzweifeln glaubtest — und alles war doch nur Liebe . . ."

„Nein!" sagte sie wieder.

„Und du willst die Liebe kennen? — Armes Ding!"

Ihr war es plötzlich, als müsse sie laut aufweinen, als

hätte man ihr etwas Köstliches vorenthalten, sie darum betrogen — und als müsse sie dafür hassen. Wen? — Ihren Mann natürlich, bei dem alles so gleichmäßig ruhig war, als wäre sie eine Sache, kein Weib! —

„Sieh, Jutta," sagte Siegfried in ihre Gedanken hinein: „So habe ich dich geliebt! — Vielleicht wärst du besser mit mir dran gewesen als mit ihm — diesem gräßlichen Pedanten. — Aber du wolltest mich nicht, da bin ich eben an eine andere geraten. Frauen gibt es ja genug in der Welt."



„War sie — schön?" fragte Jutta zögernd. Ihre Wangen brannten, ihr Herz klopfte dumpf und schwer. Siegfried hatte sich auf einmal vor ihr verwandelt, ein ganz neues Gesicht bekommen, sie fürchtete sich fast vor ihm.

„Schönheit ist Geschmackssache."

„War sie schöner als — — zum Beispiel — ich?"

„Nein. In meinen Augen nicht. Aber — sie besaß einen gewissen Reiz! — Einen verführerischen, aber undefinierbaren Reiz!"

— „Ich denke, Ihre Beschreibungen, Herr Wehrmann, lassen weniger an Details als an gutem Geschmack zu wünschen übrig. — Ich muß mir dergleichen Unterhaltungen

mit meiner Frau ein für alle Mal und auf das Ernstlichste verbitten."

Hersbach stand zwischen den Portieren und sah mit finster gefalteter Stirn auf die Erschreckten.

Er hatte nicht im entferntesten beabsichtigt zu lauschen, der dicke Teppich des Nebenzimmers aber seinen Schritt gedämpft, und sie waren so vertieft in ihr Gespräch gewesen, daß sie nichts gehört hatten. So war er Zeuge des letzten Teils ihrer Unterhaltung gewesen, ohne eine Ahnung von dem Anfang derselben. Wie ein ertappter Sünder, jungenhaft, stand Siegfried ihm gegenüber, aber nur einen Augenblick, dann kam ihm seine angeborene Dreistigkeit zu Hilfe.

„Ich wüßte nicht, daß ich meiner Cousine etwas erzählt hätte, was eine derartige Zurechtweisung Ihrerseits rechtfertigt, Herr von Hersbach," sagte er ohne weiteres.

„Dann bedauere ich Sie wirklich! Das läßt allerdings auf einen Mangel an mehr als an gutem Geschmack schließen. Und damit wir uns recht verstehen," — er trat drohend einen Schritt näher, „ein zweites Mal würde ich einen derartigen Verstoß anders zu rügen wissen als heute. Verstanden?"

„Mein Gott, Geo," fiel ihm Jutta ärgerlich in die Rede. „Was ist denn geschehen? Was machst du denn solch ein Aufhebens!"

Er sah sie an. Auf einmal kam es ihm vor, als sähe er sie heute zum erstenmal, so fremd war sie ihm plötzlich — — und sie ergriff ja auch sofort Partei gegen ihn — stellte sich auf seiten ihres Blutsverwandten.

„Geh hinaus!" sagte er schroff.

„Fällt mir gar nicht ein! Wenn Siggy etwas verbrochen hat, dann ich doch auch — aber ich begreife nicht . . ."

„Nicht? — Das tut mir leid." Er sagte es in scharfem Ton.

„Herr von Hersbach" — sagte jetzt auch Siegfried, hinzutretend. Bisher hatte er die Hand in der Tasche geballt, er war weder einer der Mutigsten, noch einer, den besondere Geistesgaben oder Geistesgegenwart auszeichneten, auch

fürchtete er seit dem Skandal in Berlin Onkel Wehrmanns kräftigen Willen. Aber noch viel gräßlicher als das zusammen war ihm der ganze Hersbach.

Georg machte eine ablehnende Handbewegung.

„Die Sache ist erledigt, Herr Wehrmann! Was ich zu sagen hatte, habe ich gesagt — ich hoffe, Sie merken sich das für die Zukunft. Und nun will ich Sie nicht länger aufhalten.“

Siegfried sah sich verabschiedet, er mußte gehen. Er raste, er tobte, stieß Drohungen und wilde Flüche im geheimen gegen den Mann aus, der sich anmaßte, ihn in dieser Weise zu behandeln. Währenddessen packte er seine Sachen. In diesem Hause blieb er keine Stunde länger! Konnte er sich seinem Dienst bei der Bank nicht entziehen, weil ihn sein Wort band, das er dem Onkel beim Abschied gegeben — unter allen Umständen ein Jahr auszuhalten — er wäre sofort auf die Bahn gestürzt, so aber mußte er sich ducken, so schwer es ihm auch wurde.

Wenn er sich nur rächen könnte! Ein einziges Mal diesen Menschen da treffen, wo er verwundbar war, das sollte ihm genug sein. — Nur einmal dies hochmütige, verschlossene Antlitz in Qual und Weh zucken sehen . . . welche Wonne mußte das sein! — Wie aber war das möglich?

Ihm Jutta abspenstig machen? — Aber Hersbach liebte Jutta nicht einmal, das hatten seine scharfen Augen längst erspäht. Er würde sich ungerührt von ihr trennen. — Und seine Stellung hier in Wyburg war unerschütterlich, davon sich zu überzeugen, hatte er oft genug Gelegenheit gehabt. Auch sein Wohlstand stand fest, auf Arbeit gestützt, denn Hersbach war viel zu vorsichtig, etwas zu riskieren.

„Arme, kleine Jutta, ich kann dir nicht helfen!“ dachte er ergrimmt, denn alles Grübeln nützte nichts, sein Haß fand nichts, was sich gegen Hersbach kehren ließ.

Wie empörte ihn schon allein dies kühle „Herr Wehrmann“, das ihn auch zu einem „Herr von Hersbach“ zwang. Seine Bekannten hier spöttelten darüber, er ahnte es; es zeigte so deutlich die Kluft, die ihn von dem Bankdirektor

trennte, als dessen Verwandten er sich sonst gern aufspielte, besonders in dessen Abwesenheit. Bei diesem kühlen Fernhalten hatte er es leicht, ihn als Untergebenen zu quälen und zu tyrannisieren.

O! — Wohin er auch sah, überall fand sein Haß Nahrung, von der ersten Stunde an, da sie sich begegnet waren. Und schließlich — was war er denn bei Lichte besehen, dieser Hochmutsteufel? — Ein Eindringling — nichts weiter! Der ihm Stellung und Frau vor der Nase weggeschnappt hatte, weil er älter und raffinierter war als er, der liebe, arme Siggy! —

Jutta hatte inzwischen einen heftigen Strauß mit ihrem Manne ausgefochten.

„Immer und immer bist du häßlich zu mir und Siegfried!" sagte sie voll Zorn und unter Tränen. „Warum? Er ist doch nett mit mir und unterhält mich."

„Solche Geschichten bereiten dir Unterhaltung?" fragte er kühl. „Eine anständige Frau sollte sich zu gut dafür halten."

Sie stampfte trotzig mit dem Fuß.

„Aber wenn es mir Spaß macht? Man muß das Leben doch von allen Seiten kennen lernen, meine ich."

„Dazu ist dein Vetter der am wenigsten geeignete Lehrer."

Sie sah ihn zornrot an.

„Wirklich nicht? Vielleicht weiß er mehr als du!"

„Das bezweifle ich kaum. Nach der Ehre geize ich auch nicht." — Er war jetzt doch empört. „Wenn du aber in Frieden mit mir leben willst, Jutta, so rate ich dir, tue dergleichen nicht wieder."

Sie wollte auffahren, besann sich aber plötzlich. —

„Bist du eifersüchtig, Geo?"

„Nein. Dazu achte ich meine Frau zu hoch."

Sie schob die Lippen vor und war sehr unzufrieden; an seiner Achtung lag ihr weniger. —

Aber zum erstenmal an diesem Abend fragte sich Hersbach, ob er seiner jungen Frau nicht zu viel Willen lasse; ob

er sie genau genug kenne, um ihrer sicher zu sein. Und da kam er zu der sonderbaren Überzeugung, daß sie, trotz ihrer vierjährigen Ehe ihm nicht viel näher getreten war wie als Fräulein Wehrmann, daß es Anmaßung von ihm sein würde, zu glauben, er wisse auch nur das Geringste von ihrem Innenleben. Die Oberfläche kannte er wohl, das war aber auch alles, jeder Schritt in die Tiefe mußte ihm Überraschungen bringen — voraussichtlich unangenehme.

Andererseits mußte er sich sagen, daß er seit einiger Zeit nervös, überarbeitet und heute besonders verstimmt war, vielleicht nahm er deshalb alles so schwer.

Lag denn eigentlich ein Grund zu dieser Mißstimmung vor? Nein — wenn er es mit ruhigem Blut betrachtete.

Beim Frühschoppen hatte ihm Stadtrat Jens, einer der reichsten Fabrikbesitzer, der gleichzeitig auch die größte Arbeiterzahl beschäftigte, gesagt, daß nun endlich die Regierung ein Einsehen habe und ihnen ein Bezirkskommando nach Wyburg legen würde.



„Es war ja rein ein Jammer,“ hatte

der erfreute Stadtrat gemeint. „Bei den Kontrollversammlungen versäumten wir ja immer einen ganzen Arbeitstag, nun ist es mit ein paar Stunden abgemacht. Und bedenken Sie all die jungen Reserveoffiziere, die wir hier haben! Ich hole auch noch mal mit Vergnügen meine Uniform aus dem Schrank.“ —

Da war sie wieder, die Berührung einer Stelle, die immer und immer noch zuckte, was auch der Verstand dagegen sagen mochte. Er mußte erst wieder darüber hinwegkommen.

Unauffällig hatte er sich dann nach dem Namen des Kommandeurs erkundigt und erfahren, daß es ein Major von Lange sei, früherer Dragoner-Rittmeister; der Bezirksoffizier ein Leutnant Bedahl.

Hersbach hatte aufgeatmet. Beide Namen waren ihm fremd, also nichts zu befürchten.

Als er so weit mit seinen Gedanken gekommen war, stutzte er doch. Fürchtete er denn etwas? Was er in Not und seelischer Depression hochgehalten, das Bewußtsein, Recht getan zu haben — war es etwa jetzt erschüttert? — Und wodurch?

Nein! Erschüttert war es nicht — aber er war um so vieles älter und reifer geworden, befand sich in einer Stellung, die ihm alles gab, was er nur wünschen konnte. Er liebte diese arbeitsreiche Tätigkeit, fühlte sich wohl unter den Leuten, mit denen er verkehrte, war stolz auf die glänzenden Erfolge, die er seinem Schwiegervater in geschäftlicher Beziehung melden konnte —, er wollte sich kein Jota davon rauben, den schwer errungenen Grund, auf dem er stand, nicht erschüttern lassen.

Und diese Möglichkeit war nicht ganz ausgeschlossen in dem Augenblick, wo diese alte Geschichte aufgerührt wurde und ans Tageslicht kam. Zwar waren diese Leute hier — wie sein Schwiegervater — Industrielle, die ihre freieren Ansichten für sich hatten, die die Achseln zucken würden wie der Generalkonsul, aber — da war Siegfried Wehrmann mit seinem Stolz auf den Reserveleutnant, da waren noch eine Menge anderer junger Herren, die auf demselben Stand-

punkt standen. Es konnte unangenehme Konsequenzen für ihn haben, zumal für sein gesellschaftliches Leben, denen er gern aus dem Wege zu gehen wünschte. — —

Herr von Lange, der Bezirkskommandeur, war ein äußerst liebenswürdiger, schneidiger Herr, mit dem Wyburg bald Fühlung hatte, nicht allein die jungen, auch die älteren Herren. Sein einziger Sohn, der Offizier war, stand bei den Dragonern, seine etwas kränkliche, stille Frau hielt sich ziemlich zurück, aber er selbst war lebenslustig genug, sich während des Winters der Geselligkeit im höchsten Maße zu widmen. Besonders bevorzugte er das Hersbachsche Haus. Nicht etwa, weil es das einzige adlige war, sondern weil ihm Jutta in ihrer etwas koketten großstädtischen Manier gefiel, und Hersbach ihm außerordentlich sympathisch war. Auch liebte er den feinen Luxus, der dort in allen Dingen herrschte.

Anfangs hatte sich Hersbach allem Entgegenkommen des Kommandeurs gegenüber zurückgehalten; es schien ihm, als habe er kein Recht dazu, den Ahnungslosen zu nahe an sich herankommen zu lassen, der ihn sonst naturgemäß mit Rücksicht auf seine Stellung gemieden hätte. Allmählich aber mußte er sein Verhalten aufgeben, wollte er damit nicht auffallen. Außerdem gefiel ihm Herr von Lange auch nicht minder als Mensch.

Vielleicht hätte im Laufe der Zeit doch eine harmlose Frage ihn vor die Wahl gestellt, ihm gegenüber offen Farbe zu bekennen — denn daß er das gegebenenfalls tun würde, darüber war er sich ganz einig — aber die Frage unterblieb. Man wußte ja in ganz Wyburg, auch Lange wußte es, daß Hersbach von Hause aus Jurist gewesen, ehe er in das Bankfach übertrat. Niemand konnte daher auf die Vermutung kommen, daß er aktiver Offizier gewesen war.

Leutnant Bedahl war ein herzkranker Halbinvalide, den man sehr selten sah, und der jede Geselligkeit ablehnte. —

Der Kommandeur hatte gleich im Anfang einen Abend in jedem Monat eingerichtet, an dem die jungen Reserveoffiziere in Uniform zusammenkamen, und er selbst den Vor-

sitz übernahm. Er tat das aus dem Wunsche heraus, ihnen engere Fühlung untereinander zu geben, auch solche mit ihnen zu gewinnen und fand allseitig begeisterte Zustimmung. Um auch den Unbemittelten unter ihnen keine Opfer aufzuerlegen, war ein anständiges aber einfaches Bierlokal gewählt worden. Kaum aber hatte der Kommandeur um Mitternacht sich zurückgezogen, schlossen sich die wohlhabenden jungen Leute zusammen und setzten je nach Neigung und Geldmitteln ihren Bummel bis oft an den hellen Morgen fort.

Die ersten beiden Male hatte Hersbach es schweigend hingenommen, daß Siegfried viel zu spät, auch müde und verschlafen in das Bureau kam. Das dritte Mal aber, als das wieder passierte, wurde er außerordentlich unangenehm gegen ihn. —

Siegfried riß die verschlafenen Augen möglichst weit auf.

„Ich denke doch, Herr von Hersbach," sagte er gekränkt, „diesen einen Vormittag im Monat könnten Sie nachsichtig sein, schon aus Kameradschaftlichkeit. Sie wissen ja, was gestern abend war."

Hersbachs Augen funkelten zornig.

„Ich kenne keine Kameradschaftlichkeit — ich kenne nur unsere gegenseitige Stellung in der Bank und unsere Pflicht, die wir da zu erfüllen haben."

Siegfried sah ihn mißtrauisch an.

„Ganz gut. Aber Ausnahmen gibt es überall. Wenn Sie mittäten, würden Sie anders sprechen."

„Nie! Ich würde zuerst meine Pflicht erfüllen und meine Vergnügungen danach regeln. Ich bitte mir das von jedem — also auch von Ihnen aus."

Er fühlte, daß er schroff und viel zu heftig war, aber im stillen nannte er diese Abende in Uniform eine Fexerei und konnte nicht hindern, daß sie ihm auf die Nerven fielen, während alle anderen ihre Freude daran hatten. Besonders Jutta war ganz närrisch, wenn sie Siegfried in Uniform sah und bestürmte ihren Mann unaufhörlich, doch auch einmal in Uniform zu kommen. Ärgerlich wies er sie ab, aber ihm war es manchmal, als schlösse eine geheimnisvolle Macht ihre

Kreise immer fester und unentrinnbarer um ihn, bis sie ihn ganz überwunden und zertreten haben würde. Es gab Stunden, in denen er zitterte wie ein Verbrecher.

Siegfried aber sagte empört zu seiner Cousine:

„Dein Mann behandelt mich in einer Art, die ich mir bald nicht mehr gefallen lasse. Wer bin ich denn, daß er wagt, mir das zu bieten! Reißt erst einmal meine Geduld, dann wehe ihm! Dann werde ich mit ihm abrechnen, daß er bedauern soll, mich unterschätzt zu haben! Ich bin kein so ungefährlicher Feind.“

---

## XXI.

Oberleutnant Bedahl war an einem Herzschlag ganz plötzlich gestorben. Man bedauerte, aber vermißte ihn nicht. Herr von Lange verschob eine Gesellschaft, die er geben wollte, deswegen um vierzehn Tage. Zu diesem Fest hatte Hersbach eine Reise nach Berlin geplant, er wollte es keinesfalls mitmachen, alles in ihm sträubte sich dagegen. Er hatte eine wichtige Besprechung mit seinem Schwiegervater vorgeschützt und ebenso herzlich wie der Kommandeur bedauert, daß Geschäfte ihn um das Vergnügen brächten, sein Gast zu sein.

Der Tod des Bezirksoffiziers änderte alle Dispositionen. Hersbach reiste zwar, aber dem Fest entging er nun doch nicht.

Sehr verstimmt deswegen fuhr er ein paar Tage nach seiner Rückkehr in der Mittagszeit spazieren. Er litt neuerdings häufig an Kopfschmerz, dann tat ihm der Aufenthalt in frischer Luft wohl. Der hochrädrige, zweisitzige Wagen wartete vor dem Bankgebäude und anstatt direkt nach Hause, fuhr er erst noch ein Stündchen in die Umgegend.

Auch heute wollte er hinausfahren, obgleich es schlechtes Wetter war. Ein verfrühter Frühlingssturm brauste in den Straßen und Schlamm und Schmutz spritzten, durch die Gummiräder zur Seite gequetscht, hoch auf.

Hersbach hatte den Hut fest in die Stirn gedrückt und den Kopf etwas gesenkt, er saß allein auf dem Sitz und führte die Zügel. Der Sturm umbrauste ihn und tat ihm gut. Vor ihm, auf dem Trottoir, ging eine Dame. Er sah sie nur von rückwärts, aber Gestalt, Gang und Haltung hatten etwas ungemein Bekanntes für ihn. Er fixierte sie scharf, seine Augen wichen nicht von ihr. Wer mochte sie sein? Eine Wyburgerin sicher nicht; ihm war es, als tauche sie wie eine Erinnerung aus der Vergangenheit auf, aber vorläufig unfaßbar. Er hatte in seinem Grübeln auf den Weg nicht acht gehabt, sausend fuhr das Gig dicht an der Dame vorüber in eine Lache schmutzigen Schlammes und bespritzte sie über und über. Sie blieb stehen und drehte ihr dicht verschleiertes Gesicht dem Fahrenden zu. Aus Haltung und Gebärde ersah man, daß sie sehr zornig war. Er rief ein Wort der Entschuldigung in den brausenden Wind; sie hörte aber gar nicht hin, den Mantel fest an sich ziehend, sah sie auf ihre beschmutzten Sachen und wischte die Spritzen aus dem Gesicht. Ihre Wangen brannten, die Nasenflügel zitterten. Freilich war es nur Unvorsichtigkeit, nicht böse Absicht, daß sie so beschmutzt dastand, aber trotzdem — sie ballte die Faust unter dem Mantel und murmelte etwas, etwas Haßerfülltes. —

Hersbach hatte den schwarzen Haarknoten zwischen Hut und Kragen gesehen, seine Erinnerung arbeitete weiter — er kam aber nicht darauf. Endlich vergaß er die Dame.

Am nächsten Abend waren Hersbachs zum Bezirkskommandeur geladen. Er konnte sich nicht ausschließen, so sehr er auch grübelte. Beleidigen wollte er Herrn von Lange nicht, unnötigerweise alte Geschichten aufzurühren fand er überflüssig und unklug; wenn er Kopfschmerzen vorschützte, glaubte ihm niemand, und Jutta hätte ja auch keine Ruhe gegeben.

Das unbehagliche Gefühl verließ ihn während des Umkleidens nicht, ihm war die Brust manchmal so beengt, als müsse er ersticken, bis er sich schließlich über seine Nervosität selbst ärgerte. So kamen sie zu Langes, fast die letzten.

Der Hausherr bot Frau von Hersbach galant den Arm, und sich an den Bankdirektor wendend, sagte er:

„Die einzigen Ihnen fremden Gäste hier sind mein neuer Bezirksoffizier und seine Familie, ich werde Sie gleich miteinander bekannt machen. Er brachte Jutta zu seiner Frau, und dann trat er an Hersbachs Seite.

Plaudernd gingen sie in das Nebenzimmer.

„Gestatten Sie, mein gnädiges Fräulein — — Bankdirektor von Hersbach — Fräulein von Dux.

Malve und er standen sich gegenüber. — Wie festgefroren stand Hersbach und starrte in das ihm zugewandte Mädchengesicht, das er geglaubt hatte niemals wiederzusehen. Für Sekunden dachte und fühlte er nichts. Wie ein brausender Strom überflutete ihn die Erinnerung an ihre Küsse, ihre heiße Liebe — und an jenes schneidende Abschiedswort. Der weltgewandte Mann war außerstande sich zu fassen, auch nur ein Wort über die Lippen zu bringen.

Sie neigte den Kopf, ihr Blick streifte ihn scheu, aber da er so beharrlich schwieg, ging sie an ihm vorüber. Sie verriet keinerlei Bewegung, nur blaß war sie — totenblaß! —

Seit Tagen hatte sie sich auf diesen Moment des Wiedersehens vorbereiten können, sie wußte ja von ihm — ihn aber traf es wie ein Blitz aus heiterem Himmel.

Mechanisch verbeugte er sich vor Irma; jetzt wußte er auf einmal, wer die Dame gewesen, die seine Wagenräder bespritzt hatten; ihre Augen funkelten ihm haßerfüllt entgegen. Auch Herr von Troitzsch zwang sich zu einem knappen, kühlen Kopfneigen, er tat es mit Rücksicht auf seinen Vorgesetzten.

Hersbach atmete gepreßt. Also das war es gewesen, was ihn seit Wochen schon bedrückt hatte! Diese Begegnung! An alles in der Welt hätte er eher geglaubt. Aber noch dachte er weniger daran, daß Troitzsch ihm unter Umständen schaden könne, als an Malve — einzig und allein an Malve.

Während des Soupers sprach und lachte er mit seiner Nachbarin wie gewöhnlich, aber er tat es rein mechanisch, wußte kein Wort von dem, was er sagte. Seine Augen

wanderten nur immer den kurzen Weg schräg über den Tisch und blickten scheu und verstohlen zu ihr hinüber. Auch sie sprach und lachte; was sie fühlte, stand nicht auf ihrem stolzen, schönen Gesicht, ebensowenig wie auf dem seinen. Zwei von der Konvention gut geschulte Menschen. — Aber er sah mit Schrecken, daß Malve sehr bleich und ihre Züge scharf geworden waren, als hätte eine harte Hand allen Jugendschmelz heruntergewischt. Und noch eins fiel ihm auf, sie zeigte zwar die alte stolze Haltung, aber gepaart mit einer müden Resignation, und ihre Toilette war viel einfacher als die der anderen anwesenden Damen. Nicht einmal ein Schmuckstück trug sie.

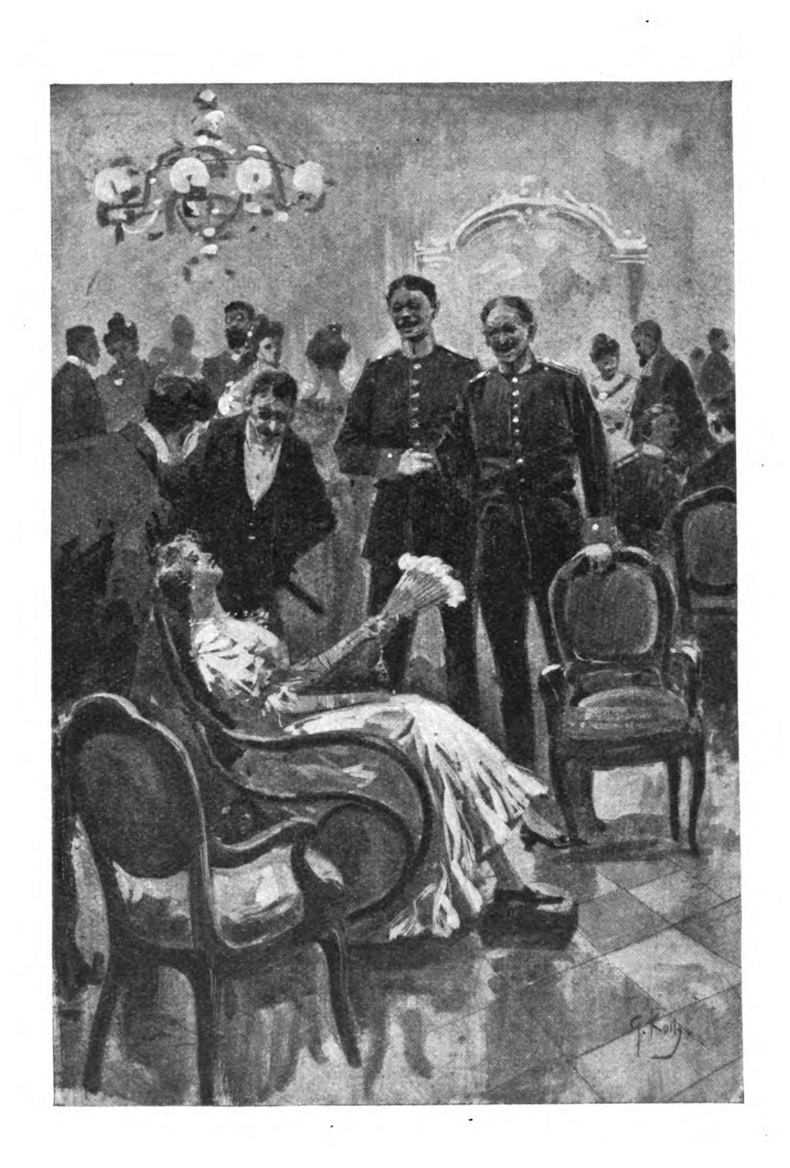
Und warum war sie hier? Bei Schwester und Schwager? — Warum nicht bei ihrem Vater? Und Troitzsch mußte wohl Halbinvalide sein, da man ihn hierher als Bezirksoffizier geschickt hatte.

Das waren viele Rätsel, die ihn bedrückten und verwirrten, und doch wagte er nachher nicht, auf Malve zuzugehen und nach allem zu fragen. Wußte er denn, wie sie ihn behandeln würde? Ihr letztes Wort tönte ihm noch immer schrill in den Ohren, das Wort, von dem er glaubte, daß es das letzte auf dieser Welt sein würde, das er von ihr gehört.

Nun standen sie sich wieder gegenüber, zwei Fremde äußerlich, aber im Herzen mit ungestorbenen Erinnerungen. Er fühlte mit tiefer Beklemmung, daß Malve das einzige Weib war, das es für ihn auf der Welt gab; seine heiße Liebe, trotz allem und allem. Wie wenig bedeutete ihm dagegen Jutta! Dieses kindische, oberflächliche, kleine Geschöpf, das neben ihm her lebte, ohne sich auch nur die geringste Mühe zu geben, ihm zu genügen. —

Er fühlte, daß er gegen sein Weib in Gedanken ebenso ungerecht streng wie gegen Malve ungerecht nachsichtig war; aber mit der Liebe läßt sich eben nicht rechten.

Nur eins wußte er deutlich; es war ihm unmöglich, heute hier länger auszuharren, die Erschütterungen mußten erst überwunden werden. Er sah sich nach seiner Frau um. Durch die geöffneten Flügeltüren überblickte man die beiden



Nebenzimmer. Im letzten lag Jutta in einem Schaukelstuhl, die Füße übereinandergeschlagen, so daß man den durchbrochenen Seidenstrumpf sah, sie wippte ein wenig hin und her und kokettierte mit Siegfried und den anderen jungen Herren, die teilweise in Uniform, dem Gastgeber zu Ehren, sich um sie drängten.

Hersbach furchte die Stirn, dann sah er plötzlich zur Seite. Neben ihm stand Malve. Er fühlte, daß auch sie sah, was er gesehen und mit Unbehagen empfunden hatte. Seine Frau in dieser degagierten Stellung, mit lautem Lachen und blitzenden Augen.

O, er wußte jetzt so genau, wie Malves Gesicht bei dieser Beobachtung aussah! Er kannte so gut das verächtliche Vibrieren der feinen Nasenflügel, das hochmütig verurteilende Zucken der Oberlippe, das sie himmelweit über jene zu stellen schien, die ihr Mißfallen durch irgend etwas Tadelnswertes erregt hatten. Er kannte das alles so gut! —

Und wie um sich den Stachel noch tiefer in die Wunde zu drücken, sah er, während sie so im stillen über seine Frau Gericht hielt, sie plötzlich scharf an, indem er einen Schritt näher trat.

Aber was er erwartet hatte, fand er nicht, eher lag ein Zug von Kummer auf ihrem blassen Gesicht, und scheu streiften ihn ihre Augen. Sie kannte ihn ja auch, sie wußte, daß dies Benehmen seiner Frau ihn kränkte, und deshalb verschärfte sie sein Empfinden nicht durch stumme Kritik.

Er fühlte ihre Beweggründe, und das Blut stieg ihm heiß in das Gesicht. Bemitleidete sie ihn etwa? Das sah Malve doch nicht ähnlich.

Am liebsten hätte er sie angeredet, aber als sie sein Vorhaben ahnte, ging sie mit einem schnellen, scheuen Blick an ihm vorüber zu ihrer Schwester. Es war klar, sie wollte nicht mit dem Manne sprechen, den sie verachtete. — Einen Stich gab es ihm doch, aber hochmütig hob er den Kopf, da trafen ihn Irmas Augen! Es funkelte etwas in ihnen, das dem Haß ähnlich sah. Warum? Was hatte er ihr getan? Daß seine Wagenräder sie bespritzt hatten, war doch

keine persönliche Beleidigung? Er hatte es weder beabsichtigt noch gewußt, daß sie es war. Und Troitzschs kühles, verächtliches Übersehen! — — Was ging ihn das eigentlich noch alles an! Er hatte ja diesen Kreisen mit ihren Anschauungen längst den Rücken gekehrt! War geachtet und geehrt, reich geworden in anderer Sphäre . . . Und da plötzlich begriff er — daß es Neid war! Neid auf seine errungenen Erfolge, Neid auf den toten Mann, der er nun einmal für sie war, blasser, grünäugiger, verzehrender Neid! Sein Blick glitt über die drei Menschen, von denen er voraussetzte, daß sie ihm nicht wohlwollten, und es lag etwas Stolzes, Triumphierendes auf seinem scharfzügigen Gesicht. Aber nur einen Augenblick. — Im nächsten war er hinausgegangen. —

„Hast du gesehen," fragte Irma giftig ihre Schwester, „wie Hersbach uns musterte? Er fühlt sich als Mann mit vollen Taschen. Das bißchen Ehre, das ihm bei uns aberkannt ist . . . mein Gott, was will das daneben besagen! — Und eigentlich hat er ja recht! Wir sind ja auch heruntergekommen! Mein armer Leo — Halbinvalide, keine Aussicht für die Zukunft! . . . Es ist zum weinen . . . Aber eins möchte ich doch wissen! Ob es unter all diesen Menschen, deren Gott das Geld und das Geschäft ist, nicht einige gibt, bei denen er schwerlich seine Stellung aufrecht erhalten könnte, wenn sie seine Vergangenheit wüßten. Wäre das nicht der Fall, dann wäre ja unser Stand nicht der erste und herrschende, dann lohnte es sich nicht, auch nur das geringste seinetwegen zu opfern."

Malve drehte mit gesenkten Augen an ihrem Fächer; endlich sagte sie:

„Laß ihn in Frieden, Irma."

„Ich weiß nicht, was Leo tun wird — aber eine Demütigung gönne ich ihm — schon um deinetwillen, Malve."

Malve fuhr auf, aber ehe sie etwas erwidern konnte, trat der Gastgeber zu ihnen und unterbrach ihr Gespräch. —

Hersbach hatte sich soeben von ihm verabschiedet, unter dem Vorwande unerträglicher Kopfschmerzen, hatte auch ge-

beten, seiner Frau nichts davon zu sagen, weil er zu Fuß gehen und den Wagen zu ihrer Disposition lassen wollte. Da er wirklich angegriffen aussah, machte Herr von Lange keinen Versuch, ihn zu halten, und Georg atmete erst wie erlöst auf, als ihm die kalte Nachtluft in das Gesicht schlug.

Mit großen Schritten durchmaß er die stillen Straßen. — Merkwürdig, wie diese unerwartete Begegnung ihn doch aufgeregt hatte. Bis in die tiefsten Tiefen seiner Seele hatte sie sich gedrängt, und er fühlte mit Entsetzen, daß er nie vergessen hatte! Nie! — Malve hatte er geliebt, sie allein! Kein anderes Weib gab es in der Welt, das ihm auch nur entfernt etwas Ähnliches an Gefühl abgerungen hätte; am wenigsten seine Frau.

Mit tausend Schmerzen hatte er die Erinnerung an seine kurze Brautzeit begraben, ihr letztes, verächtliches Abschiedswort war der Grabstein gewesen, und er hatte geglaubt, er wäre völlig genesen. Törichter Wahn! — Es ist ein Märchen, die Geschichte von den vernarbten Wunden. Die geringste Berührung nur, und sie brennen und zucken aufs neue, für die Dauer des ganzen Lebens!

Er war zu Hause, aber es schien ihm unmöglich, sein Zimmer oder gar das Bett aufzusuchen; ruhelos durchstreifte er den Garten. Die weiten Tennisplätze, die kahlen Äste der Bäume ringsum sahen öde und trostlos aus in dem kalten, frostigen Dämmerlicht der Winternacht. Schnee lag nicht, der Boden aber war gefroren, denn es war kalt, und ein rauher Wind hatte sich aufgemacht. Hersbach fühlte nichts davon. Er riß den Pelz auf und lief, lief bis ihm der Schweiß auf die Stirne trat. Totringen, was wieder in ihm lebendig geworden war! Mit keinem Zucken jemals verraten, wie es um ihn stand, der stolzen, kaltherzigen und hochmütigen Offiziersdame keine Gelegenheit geben, ihn abfallen zu lassen; immer das letzte Wort — ihr Abschiedswort, als Schild zwischen sich und sie halten . . . Und dann war es ihm doch, als hätten Malves Augen traurig ausgesehen. . . . Bah! Täuschung! Ein Lichtschein vielleicht — er kannte sie doch gewiß! — Übrigens eine ausgesuchte Perfidie

des Schicksals, die hier in Wyburg wieder zusammenzuführen, die innerlich weiter wie durch das Mittelmeer getrennt waren; gerade hier, wo es auf die Dauer kaum ein Ausweichen bei den engen Beziehungen der kleinen Stadt gab. Aber Malve ging hoffentlich bald zu ihrem Vater zurück, der Aufenthalt bei der Schwester war doch wohl nur ein vorübergehender Besuch . . . Er nahm sich vor, Herrn von Lange danach zu fragen und dann seine Maßregeln zu treffen. Sie so selten sehen wie möglich — das war das Richtige.

Und dabei stand sie immer vor ihm, stolz, schlank, so vornehm! O so unendlich vornehm! Er hätte laut aufschreien und dem Phantom mit geballten Fäusten zu Leibe gehen mögen.

Und dann das andere! — Wie sollte er sich jetzt verhalten? Schweigen oder sprechen? Natürlich schweigen! was ging ihn Troitzsch noch an? Was die militärischen Verhältnisse? Der Bezirksadjutant hatte weder Gelegenheit, mit ihm in dienstliche Beziehungen zu treten, noch würde er ihn gesellschaftlich je wieder auf seinem Wege finden. Diese Vergangenheit war tot für ihn. Konnte ihm auch kaum irgendwie noch schaden.

Von ferne hörte er ein dumpfes Räderrollen. Jutta kam wohl nach Hause. Es war unnütz, daß sie ihn hier draußen fand! Er ging hinein ins Haus, vertauschte den Frack mit einem bequemen Hausrock, und setzte sich an seinen Schreibtisch, auf der Platte ein Blatt mit Zahlen, die ihm im Augenblick sehr gleichgültig waren.

Und dann kam Jutta; er hörte ihren eiligen Schritt, das Seidenrauschen der Röcke, das ihm auf die Nerven fiel — und ihre laute, lustige Stimme, die rief:

„Das also waren deine Kopfschmerzen! Ob ich es mir nicht gedacht hatte! Zahlen! Zahlen und nichts als Zahlen, das ist nun mal deine Leidenschaft! — Aber nett war es, Geo! Soll ich dir erzählen?“

Er bewegte nervös die Schultern.

„Nein, Kind! Jetzt nicht. Gönne mir noch eine Viertelstunde Ruhe, ich komme dann schon!“

„Dann schlafe ich.“

„Desto besser.“

Sie lachte; eigentlich hatte sie wieder einen seiner Sermone erwartet, die fast jeden Gesellschaftsabend zu beschließen pflegten. Sie halfen zwar nichts, aber sie langweilten Jutta, und daß heute etwas Ähnliches ausblieb, machte sie sehr heiter.

„Gute Nacht also, Pflichtenmensch!“ Sie küßte ihn auf sein glänzend schwarzes Haar, das eigentlich ihr kindisches Mädchenherz erobert hatte, und das sie noch immer so liebte. Ihm aber fiel es wie Zentnerlast aufs Herz, daß er diesem jungen, anfangs so heiß liebenden Kinde nur wenig, allzuwenig von sich gegeben hatte, und daß auch dies Wenige im Schwinden war.

In stummer Reue, fast mit einer flehenden Gebärde streckte er die Arme empor, erfaßte ihren Kopf, zog ihn zu sich nieder und küßte ihn. Sie mußte es merken, daß dieser Kuß anders war wie gewöhnlich. Für ein feines Empfinden lag so viel darin — Jutta aber besaß das nicht. —

„Au!“ sagte sie nur, „du tust mir an der Stuhllehne weh!“ Und dann ging sie hinaus, völlig ahnungslos, wie es in der Seele ihres Mannes stürmte.

Er horchte angestrengt ihren verklingenden Schritten nach, dann sagte er laut:

„Nein! — Niemals werde ich vergessen, was ich dir schuldig bin! Dir und deinem Vater. Niemals!“

Und ihm war, als ob der Luxus rings um ihn plötzlich Leben gewönne und ihn mit drohenden, vorwurfsvollen Augen ansah.

„Alles durch sie und ihn,“ schien er ihm zuzurufen. „Was wärst du ohne sie?“

Er deckte die Hand über die Augen.

„Ich werde meine Schuld abtragen!“

Es klang fast wie ein Gelöbnis, und wie ein Gelöbnis hatte er es auch gemeint.

---

## XXII.

Im Troitzschen Hause ging nicht alles so glatt zu, wie man nach den vornehmen Erscheinungen der Schwestern voraussetzen mußte. Irma hatte die Ernennung ihres Mannes zum Bezirksadjutanten in Wyburg als bitterste Kränkung und geradezu als Verbannung empfunden, sie war außer sich darüber, und ihr Groll steigerte sich ins Ungemessene nach der ersten Begegnung mit Hersbach. Dieser war ja an allem schuld! — Denn wäre ihr Vater jetzt aktiver General gewesen — und das wäre er sicher ohne die damalige Affäre in Wallhofen geworden — so hätte sich zweifellos ein anderer, besserer Posten für den leidenden Gatten gefunden. Und dieser Hersbach hatte sie nun hier rücksichtslos mit den Gummirädern seiner Equipage bespritzt; ihr Kleid war ein beredtes Zeugnis dafür. Ihr kam das vor wie ein ganz besonders höhnischer Schicksalswink. — Ihm begegneten sie hier in Wyburg als einem der Angesehensten in der Gesellschaft. Ihm! Den sie und ihre Standesgenossen einfach und glatt für unmöglich hielten! — Was war denn das für eine Welt hier, in der man nichts von militärischen Ehrbegriffen mehr hielt! Sie hatte geglaubt, nur die Gesellschaft der Großstadt dränge sich so breit und protzig mit ihren gefüllten Geldbeuteln an die erste Stelle, sie hatte damals schon mit Verachtung und zornigem Neid dem zusehen müssen. — Dann waren Selbstgefühl und Eigendünkel bei der Rückkehr nach Wallhofen wieder mächtig in den alten Verhältnissen gewachsen. Nun kam Wyburg und wollte sie abermals eines besseren belehren. Dieses Nest! — In dem ein kassierter Offizier die erste Rolle spielen durfte!

Sie verlangte allen Ernstes von ihrem Manne, daß er ihrem Rachedurst zu Gefallen energisch gegen Hersbach auftreten solle, denn niemand wisse hier wahrscheinlich von ihm und seiner Vergangenheit. Troitzsch aber lehnte das ab, er hatte mit dem Bankdirektor dienstlich nichts zu tun; ob er seinem Kommandeur, Herrn von Lange gegenüber schweigen

würde, das hing von den Umständen ab; zu einem Werkzeug der Rache wollte er sich keinesfalls hergeben.

Irma geriet außer sich.

„So werde ich sprechen," sagte sie empört. „Wo und wie ich nur kann! Wer weiß, ob seine Frau etwas ahnt. Ich kann mir nicht denken, daß ein steinreicher Generalkonsul seine einzige Tochter einem Manne mit solcher Vergangenheit gibt. Sicher hat er die verleugnet."

„Das wirst du nicht tun!" sagte Malve ganz ruhig aber entschieden, „dazu hast du kein Recht, Irma."

„Kein Recht? Dann nehme ich es mir!" höhnte die Schwester. „Glaubst du, der Mensch mit seinem Reichtum imponiert mir? Gewiß nicht, und das will ich ihm zeigen! — Papa ist doch nur an gebrochenem Herzen gestorben, das laß ich mir nicht nehmen, weil er seinem vergötterten Beruf entsagen mußte, und um w e n ?"

„Papa starb an Lungenentzündung. Das weißt du so gut wie ich."

„Malve!" schrie die Schwester, sprang auf und trat dicht vor sie hin. „Willst du dir etwa einreden, daß du Hersbach jetzt nicht mehr verachtest? Nein, mein Kind, das gibt es nicht! Wir sind noch vom alten Schrot und Korn! — Damals hast du dich benommen wie eine echte Dux, und jetzt verteidigst du ihn? Unmöglich!" —

Malve sah zum Fenster hinaus, an das der Regen klatschte — ein Wetter zum melancholisch werden. — Sie war sehr blaß. Etwas nervös Gespanntes lag in den schärfer gewordenen Zügen.

„Ich warne dich nur, Irma," sagte sie endlich langsam. „Hersbach hat hier festen Fuß gefaßt, viel festeren als wir."

„Vielleicht läßt er sich trotzdem umstoßen. Sieh, Malve," sie setzte sich neben die Schwester und sah ihr ins Gesicht, „schon deinetwegen möchte ich eine Rache haben. Einer Idee wegen hat er dich sitzen lassen, und du bist jetzt ein alterndes Mädchen, denn ein Blame ist trotz allem und allem an dir hängen geblieben; er aber ist in die Höhe ge-

stiegen, hat sich reich verheiratet, besitzt Villa und Equipage — dafür hasse ich ihn.

„Ich war es doch, die mich von ihm trennte," sagte Malve langsam, gepreßt. Es kostete sie einen schweren Kampf, dies Gespräch fortzuführen, aber sie kannte ihre Schwester.

„Du durftest ja gar nicht anders handeln! Und er wäre jetzt auch nicht annähernd in einer ähnlichen Position, wenn er dich damals geheiratet hätte. — Das ist es ja eben was mich so wütet! Geld! Geld! Geld! Und immer noch einmal Geld, das regiert die Welt! Meine beiden armen Buben müssen auch einmal zusehen, daß sie einen Goldfisch fangen."



„Du versprichst mir also, daß du Hersbach in Ruhe lassen willst, Irma?"

„Nichts! Gar nichts verspreche ich dir! — Ja, wenn ich an deiner Stelle wäre, ich nähme die Rache für mein verfehltes Leben in meine eigene Hand und machte ihn hier unmöglich. Seit wann bist du denn so sanft, Malve?"

„Seitdem ich bei dir bin!" hätte Malve ruhig erwidern können; sie tat es aber nicht, sie stand nur auf und sagte:

„Dein Mann ruft dich, Irma."

Frau von Troitzsch verließ das Zimmer, und Malve seufzte schwer. Seitdem sie bei ihrer Schwester lebte, drei

Jahre war ihr Vater schon tot, hatte sie sich ganz allmählich umwandeln müssen. Ihr Stolz, ihr Selbstbewußtsein und die Schroffheit, die ihr damals in allen Dingen anhaftete, hatten sich gebeugt unter der harten Hand der Schwester und des Lebens. Die alte Malve aus früherer Zeit hatte sich geläutert, im Herzen sowohl wie im Charakter, und das Restchen von allem, was ihr geblieben, genügte gerade nur noch, um sie nach außen hin still und stolz und unnahbar zu erhalten. Aber um eines betete sie seit jener Begegnung mit Hersbach ebenso intensiv wie er, daß sie sich nämlich nie, nie wieder in der Gesellschaft und in Gegenwart der Schwester begegnen möchten. — Wenn sie ihm etwas zu sagen hatte — und manchmal fühlte sie mit heißer Reue, daß es der Fall sei — dann durfte es nur unter vier Augen geschehen. Aber wünschte er das? Sah er in ihr nicht auch nur seine bitterste Feindin, diejenige, die ihn am schwersten beleidigt hatte?

Er hatte sie nach der ersten Überraschung angeblickt, als kenne er sie nicht; nur einmal war es drohend über sein Gesicht geglitten — in dem Augenblick, als sie die gewagte Stellung seiner Frau gleichzeitig mit ihm sah. — Und er hatte ihr doch nur leid getan, weil sie sich so deutlich — o so deutlich seiner Abneigung gegen alles Auffallende erinnerte.

Seit sie seine Frau kannte, dachte sie darüber nach, ob er sie aus Liebe oder aus Berechnung genommen. Beides paßte ihr nicht in ihre Erinnerung an ihn.

Aber Männer sind wandelbar! — — — —

Fast drei Wochen waren seit ihrer Begegnung verflossen, und trotz der engen Verhältnisse Wyburgs hatten sie sich nicht wieder gesehen. Hersbach vermied nicht nur die Geselligkeit, sondern auch soweit es anging, die Straßen der Stadt und bestellte tagtäglich sein Coupé zur Heimfahrt. Als nun der erste schöne Tag Mitte März kam, winddurchpeitscht, aber mit blauem Himmel, da ließ er sich an die Chaussee nach Bad Rothenstein fahren, schickte den Wagen heim und ging zu Fuß unter den noch entlaubten Bäumen immer weiter und weiter.

Er fühlte sich nicht wohl, seit geraumer Zeit schon nicht, und manchmal quälte es ihn bis zur Verzweiflung. „Eine Influenza!“ hoffte er, aber eigentlich war es nur die Beklemmung, die von Zeit zu Zeit allgewaltig in ihm aufstieg, und der zu wehren er sich manchmal körperlich zu schwach fühlte.

Er war weit hinausgegangen. Der Frühlingssturm rüttelte und schüttelte ihn, als wolle er ihn ausstauben, und er fühlte das auch wie Befreiung. Zurückkehren mochte er noch immer nicht, er empfand ordentlich etwas wie Ekel, wenn er an das Kontor und Siegfried Wehrmanns glattes Jungengesicht dachte.

Aber endlich sagte er sich doch, daß es hohe Zeit sei, umzukehren; es half ja auch nichts weiter, darüber zu grübeln, warum der Fabrikbesitzer Jens gerade ihm heut vormittag bei einem Glase Wein anvertraut hatte, daß er sich auf das lebhafteste für Malve von Dux interessiere, und gewillt sei, über kurz oder lang sein Heil bei ihr zu versuchen.

Was er dazu meinte?! —

Er! — Gerade er! —

Das wühlte ihm noch immer im Blut mit ganz eigentümlich aufreizendem Zorn.

Jens hatte gemeint, so gar arg in der Wolle werden Troitzschens und die Dux wohl nicht sitzen, denn ihre Toilette sei so rasend einfach, und nie trüge sie Schmuck. Das erhöhe vielleicht seine Chancen, denn daß er reich, schwer reich sei, wisse in Wyburg ja jedes Kind, und schließlich wären fünfzig Jahre auch noch kein Alter.

„Schade, daß Sie nicht mal auf den Busch klopfen können, Hersbach; zu Ihnen hätte ich volles Vertrauen. — Sie sind ein feiner Kopf,“ sagte Jens vertraulich.

„Danke für das Kompliment,“ hatte er mit gepreßtem Lachen erwidert, „aber in dergleichen Dingen bin ich doch nicht erfahren genug.“

Malve und Jens! Wenn daraus etwas würde, wenn Malve für immer in Wyburg blieb, dann müßte er fort.

Er war umgekehrt, mit gesenktem Kopf ging er der Stadt zu. Er sah nicht, daß eine Dame ihm entgegenkam, langsam und, nachdem sie ihn erkannt, mit zögernden Schritten, aber doch unaufhaltsam, wie von einer inneren Macht gezogen. Erst als sie sich fast gegenüberstanden, sah Hersbach auf.

„Malve!“ rief er unwillkürlich, mit ganz tonloser Stimme. Dann faßte er sich und lüftete den Hut.

„Mein gnädiges Fräulein — — ich habe um Entschuldigung zu bitten.

„Ich sah Sie, Herr von Hersbach!“ sagte sie leise.

„Und sind nicht umgekehrt?“

„Nein; ich danke dem Schicksal sogar für diese Begegnung.“

„Warum?“ fragte er schroff.

„Weil ich eine Last von meiner Seele wälzen möchte“ — der Ton ihrer Stimme zitterte — „die mich oft gedrückt hat.“

„Ah!“ — Alles in ihm war Rebellion, nun sie zu ihm sprach — zum erstenmal seit ihrem Auseinandergehen.

„Jenes böse Abschiedswort . . . Verzeihen Sie es mir — es war zu hart — ich habe es oft bereut.“ Sie hatte sich so darauf vorbereitet, ihm das zu sagen, bei der ersten Gelegenheit. Nun zitterte doch ihre Stimme, und ihre Lippen bebten. — Jetzt sah er sie an. Ihre Augen wurzelten ineinander. Ein übermächtiger Strom quoll in ihm auf und raubte ihm fast den Atem.

„Sie waren ja in Ihrem Recht!“ sagte er leise. „Sie konnten nicht anders denken und handeln als Tochter Ihres Vaters, Ihres Standes. — Ich habe das lange eingesehen, in vielen bitteren, trostlosen Stunden, die nachher kamen — — und seitdem habe ich Ihnen nicht mehr gezürnt.“

„Ja — die Tradition!“ sagte sie und preßte die Lippen zusammen, „sie beherrscht uns mehr als wir ahnen! Ob wir auch unter ihr leiden — wir fügen uns doch.“

„Haben Sie gelitten, Malve?“ fragte er und sein Gesicht zuckte.

Sie schlug die Augen nieder.

„Ja!“ sagte sie leise — zögernd.

„O, Malve, dann ist alles ausgelöscht und vergessen,“ rief er in heftigster Erregung.

„Wir sind keine Feinde mehr, wenn wir auch fremd aneinander vorübergehen müssen.“

Sie nickte. „Herr von Hersbach, von unserer Seite droht Ihnen nichts. Mein Schwager beabsichtigt nicht, Ihnen irgendwie hinderlich zu sein. Er hat seine Schwächen, aber er ist ein anständiger Mensch, der sich nie zu kleinlichen Denunziationen hergeben wird. — — Das alles wollte ich Ihnen gern sagen.“

Sie schwieg atemlos, ihre Wangen brannten jetzt. Auch er schwieg und nagte an den Lippen.

„Wie kommen Sie zu dieser loyalen Auffassung der Sache — jetzt!“ fragte er zurückhaltend.

„Ich habe gelernt, daß man bei allen Dingen auf den Kern sehen muß, ehe man urteilt, ich habe gelernt, daß es Dinge in der Welt gibt, die höher stehen können als Überlieferungen. Trübe Stunden sind über mich hereingebrochen und haben mir die tönernen Füße vieler unserer Götzen gezeigt. Ich habe denken gelernt, und das heißt tolerant werden . . . .“

Sie hatte das alles ganz ruhig gesagt, ohne den Schein einer hochgradigen Erregung; gerade das griff ihm ans Herz.

„Und Ihr Vater?“ fragte er zögernd, „duldet er, daß Sie sich so gegen alles kehren, was ihm Notwendigkeit erscheint?“

„Mein Vater ist tot!“

„Ah!“ — Die Trauerbotschaft tat ihm ehrlich leid in diesem Augenblick. Mochte der Oberst schroff gewesen sein, er hatte immer nur vertreten, was er für recht hielt, und hatte es stets mit Einsetzung seiner ganzen Persönlichkeit getan; selbst wer darunter gelitten hatte, durfte ihm seine Hochachtung nicht versagen.

„Und . . . . Benno?“ fragte er zögernd weiter.

„Es geht ihm gut, er macht Karriere und ist glänzend verheiratet.“

„Alte Erinnerungen!“ Er strich mit der Hand über die Augen, als wollte er etwas fortwischen. „Wie das alles wieder so lebendig geworden ist; seitdem ich Sie gesehen! Sie! Und wie das quälen kann. Ich dachte, ich hätte es ganz überwunden.“

„Man überwindet nichts, was in das Lebensmark gedrungen ist,“ sagte sie leise. „In der Jugend nicht und nicht im reiferen Alter. Die Hauptsache ist, daß man wenigstens die Stacheln entfernt, und diese Begegnung hat es getan, nicht wahr, Herr von Hersbach?“

„Ja! — Ja!“ — sagte er innig. — „Bleiben Sie hier in Wyburg, Fräulein von Dux?“

Sie schüttelte den Kopf.

„Ich bin bei Schwester und Bruder überflüssig,“ sagte sie gedrückt, „da habe ich mich als Krankenpflegerin für die ostafrikanischen Kolonien gemeldet. Meine Berufung kann jeden Tag eintreffen.“

„Um Gottes willen nicht!“ rief er erschrocken. Malve lächelte.

„Ich hatte viel Widerspruch zu überwinden, aber mein Entschluß steht fest. Deshalb verlangte es mich so nach einem Friedenswort von Ihnen. Nun ich das habe, gehe ich beruhigt.“

„Malve . . . “ Er zuckte und stockte doch. Was konnte er ihr sagen als Gatte einer anderen? — Nichts!

„Ich freue mich, daß es Ihnen gut geht — herzlich freue ich mich,“ sagte sie eindringlich. „Sie dürfen stolz auf sich sein, Herr von Hersbach. Leben Sie wohl.“

Sie reichte ihm die vom Wind gekältete Hand, dieselbe Hand, die er vor Jahren so toll geliebt und geliebkost hatte. Schwer atmend preßte er sie in der seinen, dann zog er sie stumm an die Lippen und küßte sie. Seine Liebe, seine Kämpfe, seine Entsagung, alles lag in diesem langen, endlosen Kuß, unter dem Malve erblaßte. — — —

„Du! Jutta!" sagte kaum vierundzwanzig Stunden später Siegfried Wehrmann zu seiner Cousine, die er auf



der Straße traf. „Was ich dich schon immer fragen wollte, haben Troitzschens denn keinen Besuch bei euch gemacht?"

„Wahrhaftig — nein!“ entgegnete sie gereizt, denn im stillen hatte sie sich schon heftig deshalb geärgert. „Ich begreife nicht, was das heißen soll! — Überall sollen sie gewesen sein, nur nicht bei uns. In drei Wochen ist doch Zeit dazu. — Was könnten sie aber für Gründe zu solcher Ungezogenheit haben?“

„Ja — ich weiß nicht! . . . .“ Er sprach zögernd. Jutta sah ihm neugierig und erregt in das Gesicht.

„Du weißt doch etwas, Siggy! — Sei lieb und sage es mir. Ich habe ja niemand wie — dich, denn mit Geo ist überhaupt nicht mehr zu reden. Bei dem geringsten Wort fährt er auf.“

„Hm!“ —

Sie wartete ein Weilchen.

„Siehst du, das ist schlecht von dir,“ sagte sie dann halb wütend, halb weinerlich. „Gerade wo es sich um so ernste Dinge handelt! Wie können diese Menschen die Frechheit haben, mich hier so bloßzustellen! Nein, weißt du, am höchsten in der Welt steht mir meine gesellschaftliche Stellung — an der laß ich nicht rühren — die ist mir alles — und ich werde durch Herrn von Lange schon dahinter kommen, was da für ein Grund vorliegt, verlaß dich darauf.“

Er warf die Zigarette, an der er rauchte, auf das Pflaster.

„Ich will dir etwas erzählen, Jutta; mache die Augen auf wie jetzt die Ohren! Dein Mann und Fräulein von Dur — die meisten hier finden sie blendend schön, ich nicht, ich hasse solche unbequemen Marmorweiber — sind zweifellos gute Bekannte.“

Sie lachte ihm ins Gesicht.

„Aber Siggy! Zum Narren halten lasse ich mich nicht.“

„Ich spreche im heiligen Ernst.“

Sie schüttelte gleichmütig den Kopf.

„Weißt du noch? Damals mit Mea Platen?“ sagte sie spöttisch.

„Diesmal habe ich gar nichts gesehen! — Aber du hast recht, schweigen wir lieber.“

„Nein! Sprechen wir! — Ich will es, mein Lieber,“ fuhr sie jetzt auf, als er Miene machte, sie zu verlassen.

Er zuckte die Achseln. „Vielleicht ist die Geschichte ebenso einfach wie damals. Nur — wir alle haben beobachtet, daß Hersbach sich der Dux vorstellen ließ und nachher kein Wort mit ihr sprach.“

„Wenn schon!“ sagte sie übermütig lachend, „dazu kann man doch keinen zwingen! Sie wird ihm nicht gefallen haben.“

„Aber warum trifft er sich dann mit ihr auf der Chaussee nach Rothenstein? Öchelhausen hat beide gesehen, und dein Mann küßte ihr die Hand. — Sie waren so vertieft, daß sie seinen Gruß weder erwiderten noch ihn überhaupt bemerkten, obgleich er mitten auf dem Damme ging. Der Handkuß soll übrigens hervorragend gewesen sein — sagt Öchelhausen.“

„Siegfried!“

„Bist du eifersüchtig, kleine Maus? Nicht doch. — Auf solche hundenasigkalten Ehemänner ist man nicht eifersüchtig.“

Jutta atmete heftig.

„Er hat mir gestern noch gesagt, daß er niemand von ihnen kenne. Weder Troitzsch noch die Damen. Warum nur?“

„Wahrscheinlich hat er doch seine Gründe.“

„Die ich nicht wissen darf!“

Sie funkelte ihn mit ihren schwarzen Augen an. „Höre, was ich dir jetzt sage, Siggy: bei dem geringsten Zeichen einer Untreue ginge ich von meinem Manne fort. Zum Gespött ließe ich mich nicht machen.“

„Trotz deiner großen Liebe für ihn?“

„Liebe hin, Liebe her! Je weniger noch davon da ist, je mehr muß man über seine Rechte wachen. Dann heiratete ich dich vom Fleck weg, Siggy!“

„Jutta — du bist bezaubernd.“

„Dummer Kerl!“ sagte sie, die Achseln zuckend. Aber

er wußte, daß sie jetzt aufpassen würde, daß Hersbach keinen unbeobachteten Moment mehr hatte, daß sie ihn quälte Tag und Nacht. Und das wollte er; um so mehr, als er selbst brennend neugierig war, was eigentlich hinter dieser heimlichen Begegnung steckte. Er konnte sie sich nicht deuten. Ja, wäre Malve eine andere Persönlichkeit gewesen, ließ sich wohl leicht auf einen dunklen Fleck in der Vergangenheit schließen. Bei Malve war das unmöglich; selbst Siegfrieds freche Kombination verstummte vor ihr. —

In sehr kurzer Zeit hatte Hersbach erfahren, daß man seine Begegnung mit Malve beobachtet und besprochen; er wurde aschfahl im Gesicht. Noch nie hatte ihn seine Frau in so kaltem, grimmigem Zorn gesehen; kleinlaut gestand sie ihm, woher ihr die Kenntnis gekommen. Er schickte den Diener sofort zu Siegfried Wehrmann und ließ ihn sich kommen. So ungern der ging, es war schließlich sein Chef, der ihn rufen ließ — es konnte ja auch etwas Geschäftliches vorliegen.

Während der ganzen Zeit, bis Siegfried kam, war Hersbach wie ein Tiger in dem Wohnzimmer auf- und abgegangen — schweigend, so oft auch Jutta den Versuch machte, die eisige Stille zu unterbrechen. Als ihr Vetter eintrat, schnitt sie ihm hinter dem Rücken des Gatten eine Grimasse zu, die ihn sofort orientierte.

„Herr Wehrmann,“ begann Hersbach, vor ihm stehen bleibend und ihn mit drohendem Funkeln in den Augen messend. „Zum zweitenmal finde ich Sie als boshaften Klatscher meiner Privatangelegenheiten auf meinem Lebenswege. Wie kommen Sie zu dieser Unverschämtheit?“

„Herr von Hersbach!“ fuhr Siegfried auf.

„U n v e r s c h ä m t h e i t!“ wiederholte Hersbach kaltblütig. „Eigentlich hat es ja noch einen ganz anderen Anstrich, wenn ich bedenke, daß Sie damit Unfrieden in meine Ehe zu bringen suchen. Aber ich will das nicht annehmen — in Anbetracht Ihres stets fahrigen, unüberlegten Charakters.“

„Aber ich habe ja gar nichts gesehen,“ sagte Siegfried

insolent, denn daß sich der andere schwer ärgerte war ihm schon ein Hochgenuß.

„Desto schlimmer!“ brauste Hersbach auf. „Wenn ich nicht Rücksicht auf den Konsul, Ihren Onkel nähme — dann sollten Sie mich anders kennen lernen! — Klatscher sein, ist in meinen Augen das allererbärmlichste Metier der Welt.“

Siegfried räusperte sich höhnisch.

„Sie müssen sich mit Ihren Ausführungen an Herrn Öchelhausen wenden.“

„Das werde ich auch! — Ich kann nicht dulden, daß der Name einer Dame auf diese Weise mit dem meinigen verbunden wird.“

„Sie kämpfen gegen Windmühlen, glaube ich, Herr von Hersbach,“ sagte Siegfried spöttisch. „Niemand hat den Namen der Dame angetastet, so viel ich weiß.“

„Sag doch lieber, ob es wahr ist, Geo?“ mischte sich Jutta ein.

„Gewiß ist es wahr!“ Er strich sich mit der Hand über die Stirn. „Ich traf Fräulein von Dux auf dem Wege und sprach fünf Minuten mit ihr. Ich stelle die Tatsache durchaus nicht in Abrede, ich wende mich nur gegen niedrige Verdächtigungen und boshafte Klatschereien.“

„Und küßtest ihr gleich die Hand?“ rief Jutta verwundert, „während du mir gestern noch sagtest, du kenntest niemand von ihnen.“

„Nein, ich kenne auch niemand,“ rief er schroff. „Das genügt wohl, obgleich es die Möglichkeit nicht ausschließt, eine Stunde darauf mit derselben Person bekannt zu werden, nicht wahr?“

„Aber Geo, das ist doch sonst nicht deine Art?“ rief Jutta zweifelnd.

„Nun bin ich ja wohl entlassen?“ fragte Siegfried spöttisch überlegen. „Es war gar nicht nötig, Herr von Hersbach, der harmlosen Neckerei meinerseits gegen meine Cousine solch einen großen Hintergrund zu geben.“ —

War's nicht nötig gewesen? Hersbach schwankte einen Augenblick. Das war das Schlimme, daß er sich nicht mehr

völlig sicher fühlte. Vielleicht schoß er manchmal wirklich über das Ziel hinaus, wenn man ihn reizte und den wunden Punkt in ihm berührte, der immer noch schmerzte. Er drehte sich um und verließ das Zimmer ohne ein weiteres Wort an Jutta. —

„Dahinter steckt etwas — die Geschichte hat ohne allen Zweifel einen Haken," dachte Siegfried neugierig, „und den muß ich herausbekommen, koste es was es wolle."

Er war seelenvergnügt, trotz des erhaltenen Rüffels; jedenfalls hatte sich sein Todfeind mehr geärgert als er. —

Zum erstenmal verfluchte Hersbach die kleine Stadt und ihre enge Begrenzung, nicht seinet-, sondern Malves wegen. Sie sahen sich nicht wieder — der Klatsch würde verstummen — aber daß man so unfrei war! So entsetzlich unfrei!

Er kam sich auf einmal vor wie geknebelt.

---

## XXIII.

Kaisers Geburtstag vereinigte die ganze männliche Bevölkerung der oberen Zehntausend Wyburgs zu einem opulenten Festessen im Speisesaal des ersten Hotels. In diesem Jahr führte Major von Lange als Bezirkskommandeur den Vorsitz. Siegfried Wehrmann, stolzer auf seine Offiziersuniform als ein anderer, hatte sich völlig neu zu diesem Festtag equipiert und unterließ nicht, vor dem Diner Jutta einen Besuch abzustatten, der sie in Entzücken versetzte.

„Du bist wirklich ein hübscher Mensch!" lobte sie anerkennend. „Und wie dir der bunte Kragen gut zu Gesicht steht! Wenn ich nur Georg auch einmal so zu sehen bekäme!"

„Heute doch jedenfalls."

„Ich glaube nicht. Solange wir verheiratet sind, habe ich noch nie ein Uniformstück bei ihm gesehen, und dabei hat er doch den Krieg als Offizier mitgemacht."

„Das ist freilich sonderbar! Na, Lange wird ihm das schon stecken." — —

Georg von Hersbach war richtig auch an diesem Tage zum Festmahl in Zivil erschienen. Er trug auf dem schwarzen Frack Orden und Ehrenzeichen, war tadellos gekleidet, und doch wandten sich ihm manche Augen erstaunt zu. Er hatte das kommen gesehen! Seit Tagen grübelte er über

einen Ausweg heute fern zu bleiben, aber die Geschäfte waren augenblicklich so drängend, daß ihm eine Reise unmöglich war, und eine andere Ausflucht gab es nicht. So

wappnete er sich denn mit aller ihm zu Gebote stehenden Ruhe und Verschlossenheit. Herr von Lange, der ihm entgegenkam, stutzte einen Augenblick.

„Nanu! — Hersbach! — Ist Ihnen die Uniform etwa zu eng geworden, daß man Sie heute hier im bürgerlichen Ehrenkleid sieht?“

Hersbach sah sich flüchtig um. Neben dem Major stand nur Troitzsch, der sich aber nach der Begrüßung abgewandt hatte.

„Ich habe nicht das Recht, eine Uniform zu tragen, Herr Major, — alle meine dienstlichen Beziehungen sind gelöst.“

Er hatte es nicht laut, aber doch verständlich gesagt. Der Bezirkskommandeur sah seinen Adjutanten sehr verdutzt an. — Herr von Troitzsch neigte zustimmend den Kopf.

„Ah! — So! So! — Ich bedaure . . . .“ murmelte der Kommandeur, der begriff, daß da etwas vorlag, das sich der Öffentlichkeit besser entzog und trat einige Schritte zurück.

Hersbach ging ruhig weiter, er hatte das Zurückweichen aber wohl bemerkt. Da packte Jens ihn am Arm, und in diesem Augenblick war er froh darüber. Ein kurzer Blick belehrte ihn, daß Lange und Troitzsch etwas beiseite getreten waren und miteinander sprachen. — Natürlich von ihm! — Bitterkeit ließ ihn die Zähne zusammenbeißen. — Jetzt! — Nach zehn Jahren hob das längst begrabene, vergessene Gespenst noch einmal sein Haupt und sah ihn grinsend an. Wenn es ihm auch nicht mehr direkt schaden konnte, es war doch wieder da und fiel wie ein dunkler Schatten auf seinen Weg.

Der Major sprach inzwischen mit seinem Adjutanten.

„Sagen Sie mal, lieber Troitzsch . . . . die Sache ist doch wohl nicht recht in Ordnung? Was heißt das, daß Hersbach keinerlei dienstliche Verpflichtungen mehr hat? Was ist da vorgefallen?“

„Herr Major — — gestatten Sie mir, darüber zu schweigen. Es widerstrebt mir in tiefster Seele, alte, be-

grabene Geschichten wieder an das Licht zu ziehen. — Ein bestraftes Vergehen muß doch ausgelöscht sein. Außerdem . . . ."

„Ich verstehe und erkenne Ihre taktvolle Verschwiegenheit an . . . . aber mir gegenüber ist es einfach Ihre Pflicht, zu reden. — Etwas Ehrenrühriges?"

— „Wie man es nehmen will."

Herr von Lange biß sich auf die Lippen.

„Das ist mir außerordentlich fatal! — Ich habe keine Ahnung davon gehabt. — Und Sie? Woher wissen Sie es?"

„Wir standen bei demselben Regiment."

„Sie mußten mich aufklären! -- Gleich! — Den Vorwurf kann ich Ihnen nicht ersparen."

„Zu welchem Zweck, Herr Major? — Er befindet sich hier in gefesteter, wie ich annehme schwer errungener Position, auch bestanden bei meiner Herkunft schon die gesellschaftlichen Beziehungen."

„Ja! Ja! — Aber die Konsequenzen für mich? Meine Stellung als Offizier, meine ganze Auffassung derselben verbietet mir, näheren Verkehr mit einem von uns Geächteten." —

„Ich hätte schon eher Mitteilung gemacht, aber . . . . da bestehen noch Familienangelegenheiten. — Ich mußte in dieser Sache absolut diskret sein, wollte ich nicht einen recht häßlichen Schein auf mich laden. Aber die Situation ist höchst unangenehm!"

Das war sie in der Tat. Man merkte das schon bei diesem, immerhin sehr bald rückhaltlos lustigen Festessen, daß der Bezirkskommandeur sich auffällig fern von Hersbach hielt. Sonst hatten sie in jeder Gesellschaft häufig miteinander verkehrt, Herr von Lange hatte stets seiner Vorliebe für den feinen, vornehm sich gebenden jungen Bankdirektor Ausdruck gegeben, heut saßen sie einander fern, und es fiel auf, daß keiner dem anderen auch nur einmal freundschaftlich zutrank.

„Ist Hersbach eifersüchtig auf ihn? Hat es Langes

wegen Differenzen mit der Frau gegeben?" fragten sich die jungen Leute neugierig.

Das war freilich nicht gut anzunehmen, obgleich Jutta sich gern von dem stattlichen älteren Herrn den Hof machen ließ.

„I wo, Kinder," sagte Siegfried in seiner insolenten Manier. „Keine Spur — Lange nimmt es naturgemäß übel, daß mein Herr Vetter immer und bei jeder Gelegenheit den Antimilitär herausbeißt. — Heute auch wieder im schwarzen Frack! — Wenn ich den Grund nur begriffe. Der reinste Koller! Geradezu lächerlich!"

„Hat vielleicht einen Haken," meine Öchelhausen achselzuckend.

Sie waren alle so brennend stolz auf ihren Reserveleutnant, daß sie diese Bezeichnung auf ihren Visitenkarten an die erste Stelle setzten und sich bemühten, exklusiver und mehr im Ton ihrer Regimenter zu leben als selbst aktive Offiziere. Derjenige, der allen voran hierin den Ton angab, war natürlich Siegfried Wehrmann.

Als die Tafelrunde schon sehr animiert geworden war, stand Hersbach auf und verabschiedete sich unauffällig von seinen Nachbarn. Die Luft ringsum, das ganze militärische Bild vor ihm nach so vielen Jahren regte ihn auf; er empfand auch wieder jene dumpfe Schwere im Kopf, die ihn in letzter Zeit öfter peinigte und von der er genau wußte, daß sie die Rache seines vielgeplagten Körpers war, der stets der Arbeit und Überanstrengung hatte nachstehen müssen. Jahrelang! Solange es galt zu kämpfen und sich in den Sattel zu schwingen.

„Da geht er schon, unser Moralfatzke," sagte Siegfried, sich über seinen Stuhl lümmelnd. „Was so ein Mensch nun wohl vom Leben hat! Immer nur auf der Hut, daß seine Krone nicht das Wackeln bekommt. — Da sind wir andere Kerle, Öchelhausen — nicht wahr?"

„Sei still," sagte der ungeduldig, „Troitzsch erzählt so amüsant von seinen Kriegserlebnissen, höre lieber zu."

Das geschah allgemein, die ruhmreiche Zeit war noch

unvergessen von dem jungen Nachwuchs, er glühte und schwärmte noch dafür.

Zum Schluß sagte Troitzsch, der sich allmählich warm gesprochen hatte:

„Und dann aus Frankreich nach der kleinen Garnison — nach Wallhofen zurück! Ja, das war damals kein amüsanter Sprung.“

„Sie standen in Wallhofen?“ fragte Siegfried neugierig. „Wo zum Kuckuck habe ich den Namen doch schon mal als Garnison nennen gehört?“

„Doch wohl von mir? Ich komme ja direkt von da. Abgerechnet meine drei Jahre Kriegsakademie bin ich immer nur da gewesen.“

Siegfried antwortete nicht, er grübelte.

Wallhofen?! — Wallhofen?! — —

Plötzlich hatte er es.

„Aber Hersbach hat doch auch da gestanden! Also müßten Sie ihn kennen, und das schien mir nicht so.“

Troitzsch stellte das Glas mit heftigem Ruck auf den Tisch zurück.

„Woher wissen Sie das?“

„Er erzählte einmal von Wallhofen bei meinem Onkel.“

Siegfrieds leichter Rausch verflog, ihm war, als rüttle ihn etwas wach. Troitzsch merkte, daß er auf kein Loskommen, auf kein Vergessen bei diesem jungen Mann rechnen konnte; ihm paßte aber das Ausfragen nicht, deshalb stand er auf.

„Ja natürlich! — Vor Jahren!“ sagte er kurz.

Auch Siegfried erhob sich.

„Meine Cousine beklagte sich neulich bitter, daß sie die einzige ist, die Ihre Damen beim Besuchemachen übersehen haben. Darf ich ihr das Versprechen Ihrerseits überbringen, daß das nachgeholt wird?“

Troitzsch stieg das Blut in die Stirn. — Was beabsichtigte dieser etwas zudringliche junge Mann? Ihn auszuhorchen? Wie peinlich! Kleine Stadt! — Kleine Welt. —

„Sie müssen mir schon gestatten — das mit meinen

Damen erst zu besprechen! — Er sprach sehr förmlich, verbeugte sich und wandte sich sofort ab, um an das andere Ende des Tisches zu gehen.

Siegfried stand wie verdonnert. — Da gab es irgend etwas. Ein Rätsel! Einen dunklen Punkt! — Waren sich die beiden Männer einmal feindlich gegenübergetreten? Er riet auf das für ihn nächstliegende — um ein Weib vielleicht? Das erklärte vieles, aber nicht alles. — Warum Hersbachs Zivilkleidung? Warum seine Abneigung gegen alles Militärische? Warum heut Langes augenfällige Zurückhaltung? Die Sache lag tiefer! —

„Das werde ich herausbringen — sei es was es sei," dachte Siegfried gehässig. Er stürzte ein paar Glas Champagner schnell hinunter, und mit den aufsteigenden Geistern des Weines wuchs es riesengroß vor ihm auf, was dieser Mann ihm alles angetan hatte! — Von dem Augenblick, da er ihm Jutta stahl, bis in diese Stunde hinein. — Immer war er der Gemaßregelte gewesen, und — von wem vielleicht! — Der Onkel hatte sich dumm machen lassen, hatte den Neffen ihm unterstellt — wie würde er aufschauen, wenn es gelang, von diesem Ehrenmann den Schleier herunter zu reißen! —

Noch zerbrach er sich vergeblich den Kopf, was da vorgegangen sein könne und wie es ihm gelingen würde, sich in den Besitz des Geheimnisses zu setzen. Troitzsch und Lange, die augenscheinlich beide darum wußten, beabsichtigten zu schweigen, wie aus ihrem Benehmen deutlich genug hervorging; aus denen war also nichts herauszubringen.

Im Verlauf des Abends setzte sich Siegfried zu dem jungen Öchelhausen, der trotz seiner Jugend schon der Chef eines großen Fabrikbetriebes war. Sie standen sich in letzter Zeit ohnehin sehr gut. — Siegfried war so amüsant, niemals Spielverderber und stets in allen Dingen ein skrupelloser aber vorzüglicher Ratgeber.

Öchelhausen war auf seinen Reserveleutnant kein Jota weniger stolz wie Siegfried, obgleich er für die Uniform zu lange Haare und einen etwas zu ungepflegten Bart trug.

„Fällt Ihnen nicht auf, daß heute eine eigentümliche Stimmung hier in der Luft liegt?“ fragte Siegfried ganz harmlos und drehte am Fuß seines Weinglases.

„Nein! — Wieso denn?“

„Na, mir kommt es so vor. — Mein teurer Vetter nimmt Reißaus, sobald er es nur mit Anstand tun kann, Lange schneidet ihn, Troitzsch verweigert jede Auskunft über ihre gemeinsame Garnison und Kameradschaft — dahinter steckt doch etwas.“

„Was geht uns Ihr Vetter an! Wir werden wohl auch ohne ihn vergnügt sein können.“



„Ach deshalb nicht! Sie wissen doch ganz genau, wie ich über ihn denke. Mich macht nur vieles stutzig — zum Beispiel seine Uniformfresserei — — ich sage Ihnen, Ochelhausen, wenn es da früher etwas gegeben hat, irgend einen faulen Punkt in seinem Vorleben, werde ich den Teufel tun und mich von ihm abkanzeln lassen, wie er es bei der geringsten Gelegenheit liebt. Bei mir hat er so wie so etwas auf dem Kerbholz.“

„Ja, ich kenne Ihre Vorliebe — — aber Wehrmann, das könnte doch nur auf militärische Dinge Bezug haben....“

„Das ist mir gerade genug,“ sagte Siegfried, den Kopf aufwerfend. „Ich bin Reserveoffizier und viel zu stolz darauf, um mich unter die Herrschaft eines Menschen zu stellen,

der vielleicht nicht mehr würdig ist, den Rock des Kaisers zu tragen. — Sie denken doch genau so, Öchelhausen."

„Allerdings."

„Na, und da sind noch mehrere. Der Weitiger und Robert und Bachmann, kurz, alle wir jungen Reserveoffiziere .... Wir würden ihn doch ohne Gnade boykottieren, wenn irgend etwas Ehrenrühriges herauskäme."

„Das wären wir allerdings unserer Ehre und Stellung schuldig. — Aber wie bekommen wir es heraus?" fragte Öchelhausen nachdenklich.

Merkwürdigerweise hatte Hersbach keine große Sympathie unter der Jugend, während die älteren Herren alle auf ihn schworen.

„Ja — wie?" — —

„Eine ehrliche Frage an Troitzsch, der doch offenbar etwas weiß."

„Bah! Um Grobheiten zu ernten! Nein, wir müssen es selbst zu erfahren versuchen."

„Lassen wir uns die Rangliste der letzten zehn Jahre schicken, da muß doch was drin stehen," schlug Öchelhausen vor.

Siegfried schlug sich aufs Knie.

„Parbleu, das ist ein kapitaler Gedanke."

„Vorläufig bleibt es aber unter uns."

„Selbstverständlich. Es fragt sich ja überhaupt noch, ob uns die Sache gelingt." — Siegfried fand es nicht notwendig, allzu offen mit der Sprache herauszugehen, daß er bereit sei, diese Kenntnis eventuell mit der Hälfte seines Vermögens zu erkaufen, daß er Hersbach so stark haßte, so rachsüchtig für die vielerlei Niederlagen war, die der ihm bereitet hatte, daß er fest entschlossen war, ihm anzutun, was er nur konnte. Im geheimen — allmählich, von Stunde zu Stunde ihn merken lassen, daß der Boden unter ihm wankte, sich weiden an jedem Zucken im Gesicht des stolzen Mannes.

Und dann Jutta!

Er bildete sich wirklich ein, sie zu lieben. Ihre ganze Persönlichkeit, ihre Art, sich zu geben, reizten ihn und zwangen ihn in ihren Bannkreis. An Hersbachs Seite schien sie

ihm nicht am Platz. Sie fühlte das ja selbst, und er war eitel genug, sich einzubilden, daß im stillen ihr Herz ihm gehöre. Ob er recht hatte oder sich täuschte, hätte Jutta selbst vielleicht nicht einmal sagen können; jedenfalls war ihre rauschartige Liebe für Hersbach ganz verflogen. — In seinem, in allen oberflächlichen und unreellen Dingen erfinderischen Kopf wälzte Siegfried diese Gedanken unaufhörlich hin und her, obgleich er dabei viel trank und laut und lärmend war wie nur je. Ein Triumphgefühl schwellte ihm schon sieghaft die Brust. Er wußte, daß, wer auf die schlechten Instinkte in den Menschen spekuliert, meist auf seine Rechnung kommt. —

Der dicke Jens ließ sich weidlich necken, er saß still und in sich gekehrt, ohne wie sonst seinem derben aber gutmütigen Humor die Zügel schießen zu lassen. Der Humor war ihm ausgegangen, seit sein Herz für Malve entbrannt war. Hersbach, der seinen endlosen Tiraden während des Diners mit brennender Ungeduld hatte standhalten müssen, war gegangen, auch Troitzsch war längst fort, so fehlte ihm der Mittelpunkt, um ihm den Tag angenehm zu machen. Der Bezirksadjutant war doch immerhin ein Stück von Malves Familie, dem er nach Kräften versucht hatte, sich beliebt zu machen. Aber Troitzsch war ihm verstimmt vorgekommen, und Hersbach hatte behauptet, er sei krank, eigentlich ganz unzurechnungsfähig und deshalb auch empfindungslos für die Herzensaffäre seines guten Bekannten.

„Sie werden die Influenza ausbrüten,“ hatte Jens prophezeit, ihm scharf in das blasse Gesicht blickend. „Gehen Sie nach Hause, legen Sie sich zu Bett und trinken Sie Grog.“

Es war wahr, Hersbach sah schlecht und abgefallen aus. — Nur seine Frau merkte das nicht. — Aber während der dicke Fabrikherr nun so einsam inmitten der lauten Fröhlichkeit ringsum saß und ihm sein ebenso einsames, wenn auch fürstliches Heim einfiel, wuchs der Vorsatz, um Malve zu werben, immer kräftiger in ihm auf. Hersbach hatte recht, darin konnte ihm ja auch niemand raten, als er sich

selbst! Nur daß er kein großes Vertrauen auf sich besaß! — Die hiesigen Mädchen! .... Da hätte ihn wohl jede mit Kußhand genommen — aber Malve war so vornehm, so stolz, so ganz anders als diese! — Schließlich blieb er doch immer der einfache Mann, wenn er auch mit außerordentlichem Verstand seiner Fabrik vorzustehen wußte. — Aber vielleicht sagte sie doch ja! Vielleicht sah sie mehr auf den Kern wie auf die Schale. Sie war ja über ihre Jahre ernst. Vielleicht faßte er doch Mut und fragte einmal bei ihr an — — — was sollte auch so ein schönes, vornehmes Mädchen in Afrika! — Er begann fast den schwarzen Erdteil zu hassen, wenn er daran dachte! —

Als Troitzsch zu nicht allzu später Stunde nach Hause kam, las er in den Augen seiner beiden Damen nur schlecht verhehlte Neugier und Unruhe. Irma erhoffte irgend einen Zusammenstoß mit Hersbach zu erfahren, Malve fürchtete ihn. Troitzsch ignorierte beides; er sah seine Schwägerin nur lächelnd an und sagte:

„Ich habe im Laufe des Diners viel von dir mit anhören müssen. Du scheinst ja einem hier riesig den Kopf verdreht zu haben."

Sie lächelte gleichgültig, aber Irma begann zu fragen.

„Wem? Wem denn? — Erzähle uns doch, Leo! — Natürlich Jens!" —

„Das konnte ich mir fast denken," sagte Malve geringschätzig, „wenn ihr mir jemand präsentiert, ist es meist ein ausgemachtes Scheusal."

„Nein, das stimmt nicht bei Jens," verwahrte sich ihr Schwager. „Er ist freilich etwas dick, aber dafür gutmütig bis zum äußersten und erwiesener Millionär. Du solltest nicht alles so schroff abweisen, Malve."

„Meinen Lebensweg habe ich mir vorgezeichnet."

„Jawohl, in der Einbildung," fiel ihr Irma heftig ins Wort, „da denkst du dir diese Krankenpflege äußerst edel und feudal; aber ich glaube, die Wirklichkeit wird dich sehr bitter enttäuschen. Es sind nicht nur Baronessen und Komtessen, mit denen du da zu tun hast, sondern Mädchen aus allen

Schichten der Bevölkerung. Und ob es ein Genuß ist, kranke Soldaten und Neger zu pflegen? . . ."

Malve schwieg.

„Und wenn du das Klima nicht vertragen kannst und krank und elend zurückkommst," sagte Troitzsch. „Was dann?"

„Daß Papa so leichtgläubig war und sich mit seinem und deinem Geld aufs Eis locken ließ — daß er durch den Rat guter Freunde alles verlor — war eben persönliches Pech. Aber wenn es dir gut, ja glänzend geboten wird, dann nicht zuzulangen, Malve, wäre persönliche Dummheit," stand ihm Irma bei.

„Was geht es euch an?" fragte Malve in alter Schroffheit.

„Viel — denn schließlich bist du meine Schwester, für deren Wohl und Wehe ich mit verantwortlich bin," tat sich Irma groß. „Ich muß dir deshalb zureden: sei nicht leichtsinnig, stoße dein Glück nicht von dir."

Malve sprang zornig auf.

„Aber um Gottes willen, bedenkt ihr denn nicht — mit Hersbach in derselben Stadt — das wäre mir unmöglich."

„Na, darüber könntest du nun wohl beruhigt sein," sagte Troitzsch und zündete sich eine Zigarre an. „Wie ich die Lage ansehe, wird ihm der Boden nach heute wohl bald zu heiß werden."

„Wieso?" fragte Irma gespannt; Malve schwieg.

„Er kam in Zivil — das fiel natürlich allgemein auf, der Major fragte mich — was sollte ich machen? Endlich mußte ich doch mit der Sprache heraus."

„Und was hat Lange getan?"

„Ihn geschnitten — was sonst, und mir noch obendrein Vorwürfe gemacht!"

„Siehst du? Sagte ich dir das nicht?" triumphierte seine Frau.

„Aber es kann doch nun zwischen euch beiden bleiben," meinte Malve.

„Dazu ist Wyburg zu klein, das fällt unter jeder Be-

dingung auf. Hat mich doch der Wehrmann schon quasi zur Rede gestellt, daß wir keinen Besuch bei Hersbachs gemacht haben."

„Was hast du gesagt?".

„Ein paar Phrasen natürlich, aber auf die Dauer ist das unmöglich. Die Neugier ist erregt, und dieser Bengel, der Wehrmann, hat die Fährte aufgenommen."

„Als Wahrer der Familienehre etwa," fragte Irma spöttisch, „da sollte er nur zuerst bei sich und seinem Verkehr mit der Hersbach beginnen! In meinen Augen ist die Art und Weise skandalös. Mit dem Goldfisch hat sich Hersbach auch ein ganzes Nest Ungeheuerlichkeiten geangelt."

„Mein Gott," sagte Troitzsch, „eigentlich tut er mir ja leid. Er hat sich nun eine glänzende Stellung geschaffen — so von ungefähr kommt das keinem — und jetzt nun vielleicht wieder kopfüber gehen — an alten Geschichten — das ist hart."

„Mein Lieber," antwortete ihm Irma spöttisch: „Du siehst zu schwarz. Diese Geschäftsleute werden Ah — und Oh — schreien, mit offenem Munde in die Traditionen unserer Sphäre hineinschauen ohne sie zu begreifen, und dann nach wie vor ihrem Vorteil nachgehen, unbekümmert um die mehr oder minder befleckte Ehre des einzelnen."

„Du irrst, Irma. Der Nachwuchs, die jungen Reserveoffiziere sind bereit, die schärfsten Konsequenzen aus dieser Errungenschaft zu ziehen, viel mehr als nötig ist. An denen wird er scheitern."

„Nun denn," rief Irma gehässig, „soll er! Warum ist er nicht bescheiden am Boden geblieben, wie es sich für ihn gehört hätte! Niemand kümmerte sich dann um ihn. Aber so — allen sichtbar, mit der Miene eines kleinen Königs, mitten im Reichtum und Wohlleben, da kann er sich nicht wundern, wenn man ihn steinigt."

„Wie grausam ihr Frauen sein könnt," sagte Troitzsch unbehaglich.

Irma lachte. „Ich habe ja leider nichts zu sagen

im Staat; aber wenn ich könnte, ich duckte ihn auch. — Du meinst, er würde Wyburg verlassen?"

„Was weiß ich, Kind! Ich fühle mich nur sehr unbehaglich in der gegebenen Situation; wenn ich könnte, ließe ich mich gern einem anderen Bezirkskommando überweisen."

„Langes wird die Sache noch viel scheußlicher sein."

„Zweifellos. Aber wir sind ja ganz von Malves Anbeter abgekommen."



Irma faßte ihre Schwester an der Schulter.

„Ich rede dir zu, solange ich kann."

„Was hättest du davon?" fragte Malve matt.

Das Gehörte tat ihr weh um Hersbachs willen, aber sie fand es — ihrer Anschauung gemäß — zu natürlich, um sich dagegen aufzulehnen.

„Eine reich verheiratete Schwester! Das ist immer ein Trost und eine Annehmlichkeit. Wenn einmal etwas passiert,

irgend ein Unglück — ich sage nur wenn, — hat man doch die Aussicht auf Hilfe; wenn auch sonst nichts weiter. Bleibst du aber unverheiratet, wirst krank usw., dann hängt die Sorge für dich auch noch an uns. — Und wir? — Lieber Gott! Bezirksadjutant, noch ein paar Jahre und dann der blaue Brief . . . Wahrhaftig Malve, die Zukunft ist unheimlich klar."

„Herr Jens hat ja aber noch gar nicht angefragt," sagte Malve erbittert und sah zum Fenster hinaus. „Und noch bin ich jung und kann arbeiten . . ."

Irma zuckte die Achseln.

„Und habe meine Freiheit — — nicht wahr, das sollte kommen. Du lieber Gott — unsere Freiheit!! Sei klug, Malve." —

Sie sah im Geist die Möglichkeit eines Pumpes bei der reichen Schwester, wenn das Wirtschafts- oder Kleidungsgeld einmal nicht reichte — das stimmte sie für jede Partie, selbst für eine bürgerliche. Malve sollte doch um Gottes willen nicht so dumm sein! — Wenn sie an ihrer Stelle wäre . . .

Sie seufzte tief. —

## XXIV.

Ein paar Tage später.

Malve saß im Kinderzimmer und weinte, einen offenen Brief vor sich im Schoß — den gefürchteten Heiratsantrag von Jens.

Alles in ihr lehnte sich gegen diese Partie auf, nur nicht der Verstand. Sie wußte mit unheimlicher Deutlichkeit, was ihr in der Familie bevorstand, wenn nur eine jener Möglichkeiten in Zukunft eintrat, die ihr die Schwester bereits so liebevoll vor Augen gerückt hatte.

War es da nicht auf alle Fälle besser, ein eigenes Heim zu haben, als sich herumstoßen zu lassen, bald bei dem einen, dann bei dem anderen?

Nur wenn sie an Jens dachte, schauderte sie. Ihr vornehm — ästhetisches Empfinden bäumte sich gegen den Mann auf, gegen das Herabsteigen ihrerseits, ja selbst gegen seinen nominellen Reichtum. Nur einen Rat, einen Rat von Freundesmund, ohne egoistische Nebengedanken wie bei Irma, einen Rat von jemand, der tiefer in die Verhältnisse sah wie ihre kurzsichtigen Augen!

Immer wieder wurde der Gedanke an Hersbach in ihr lebendig. Er kannte Jens, er kannte sie — er allein konnte raten. Mit felsenfestem Vertrauen sah sie auf den Mann, den sie einmal so tödlich beleidigt hatte.

Ruhig, wie es ihre Art war, sprach sie ihrem Schwager den Wunsch aus, Hersbach zu sprechen; nur unter dieser Bedingung lehne sie den Antrag nicht sofort ab. Troitzsch widersprach zuerst heftig, dann zuckte er mit den Achseln. Schließlich konnte Malve tun, was sie wollte, er hatte keine Macht über sie.

Aber eins sprang ihm verblüffend aus diesem Wunsch entgegen. Wenn Malve so stark auf Hersbach vertraute, unbewußt mehr auf ihn als auf die Ihrigen, mußte er ein tadelloser Charakter sein, denn gerade das Unbewußte gab hier den Ausschlag. Ferner aber mußte er mit all seinen übrigen Anschauungen dann auch im Recht sein, selbst wenn sie der Tradition widersprachen.

Er wies diesen Gedanken weit, weit von sich, denn er quälte ihn. Was geheiligte Überlieferung war, daran zu rühren, schien ihm unnütz, ja sträflich. Besser vor allem Zweifel die Augen schließen und unbeirrt seinen vorgeschriebenen Weg gehen. —

Hersbach wurde durch Malves Brief, den sie in die Bank schickte, und in dem sie um eine Zusammenkunft bat, eigen berührt. Was konnte sie von ihm wollen? War auch ihr der törichte Klatsch über ihre unvermutete Begegnung zu Ohren gekommen, und wollte sie ihn deshalb sprechen? Das hieß doch falsch handeln, das Schicksal geradezu herausfordern! — Und es sah Malve so wenig ähnlich. — Er starrte auf den Brief. Die alte Liebe zu ihr lebte ja noch unver-

wischt in ihm und schuf ihm schmerzvolle Stunden. Dennoch war er nicht mehr jung — vor allen Dingen nicht mehr abhängig genug, um an solcher Zusammenkunft eine Freude zu haben. Im Gegenteil, er fürchtete sich davor. Vor all den Aufregungen, die sie mit sich bringen würde, vor all den Folgen, die sie haben konnte!

„Ich bin alt und müde!“ dachte er mit Staunen, als ihm seine Gefühle klar wurden. „Alt und müde! Das Leben hat keine Kränze mehr für mich.“

Dennoch hätte er ihr nie die ausgesprochene Bitte abgelehnt, nur mußte er vorsichtig sein, schon um ihretwillen. Er schlug Rothenstein vor, das kleine, jetzt noch so öde Badeörtchen. Im Kurpark stand ein einsamer Pavillon, gedeckt und zu Dreivierteln mit einer Mauer umgeben, dahin sollte sie kommen. Schutz vor dem kalten Wind fanden sie da auch etwas; es war alles, was er ihr in ihrem eigenen Interesse anbieten konnte. —

Malve kam.

Der kühle Märztag wurde schon dämmerig, als sie auf der öden Chaussee im klapperigen Omnibus, der im Winter nur alle Tage einmal ging, hinausfuhr, aufgeregt und doch fröstelnd; ihre Seele so vereinsamt und niedergedrückt, daß sie am liebsten geweint hätte. Jetzt bereute sie ihren Wunsch, noch einmal mit Hersbach zu sprechen, unbeobachtet, allein, wie es ihr sehnendes Herz seit neulich so sehr verlangte. Was gingen sie einander noch an? Sie mußte ihren Lebensweg allein gehen, wie er den seinigen ging, Gemeinsamkeit gab es nicht mehr zwischen ihnen.

Ihr Verlangen kam ihr auf einmal töricht, ja unpassend vor; sie zitterte vor diesem Wiedersehen.

Ihre Stimmung hob sich auch nicht, als sie durch die blätterlosen, winddurchwühlten Bäume ihren Weg nach dem Pavillon suchte; im Gegenteil, sie sank immer mehr. Todeseinsam war es um sie, lähmend einsam. Abenddämmerung, ein paar kreischende Dohlen, im Hintergrund das mäßig große Kurhaus mit kahler Terrasse und geschlossenen Fensterläden, ein Bild ihres Lebens, wie es sich jetzt abspielte. Alles

was sie einst erhofft — verschlossen vor ihr; was kam, Einsamkeit und Schweigen für ihre besten Gefühle. — Sie setzte sich in ihrem Pelzjäckchen, die Hände im Muff geborgen, auf die Steinbank des Pavillons und starrte vor sich hin. Die Kälte rötete ihre Nasenspitze, zwei Tränen schlichen ihr langsam über die Wangen. Immer tiefer faßte ihre Traurigkeit sie an. Da kam Hersbach. — Sie hörte seinen eiligen Schritt schon lange, ehe sie ihn sah, ihr Herz begann zu klopfen, ihre Wangen röteten sich wieder; erregt wie ein Schulmädchen beim ersten Stelldichein, sah sie ihm entgegen. Er nahm den Hut ab und wischte mit dem Tuch über die feuchte Stirn. Um sie nicht zu lange warten zu lassen, war er schnell gegangen, fast gelaufen.

„Verzeihung, mein gnädiges Fräulein! Aber um nicht unnötiges Aufsehen zu erregen, bin ich den ganzen Weg hergegangen. Wyburg ist so klein.“

Sie machte eine abwehrende Gebärde, etwas in ihr erstarb plötzlich.

„Nur ich habe hier um Verzeihung zu bitten, Herr von Hersbach. Aber — — Wir wollen gehen, wenn es Ihnen recht ist; Sie sind echauffiert, da könnten Sie sich erkälten.“

„Was täte es?“ —

Aber sie war schon aufgestanden, schritt die paar Stufen hinab und ging nun mit ihm in dem breiten, entlaubten Mittelgang, in dem noch Herbstblätter lagen. Plötzlich blieb sie beklommen stehen.

„Wie ähnlich unserm Wallhofner Stadtpark,“ sagte sie, um sich sehend.

„Ja! Das ist mir oft aufgefallen.“

„Herr von Hersbach, nur etwas sehr Ernstes konnte mich zu dem heutigen Schritt veranlassen,“ sagte sie, nach Luft ringend.

„Ich habe das vorausgesetzt, mein gnädiges Fräulein.“

„Fabrikbesitzer Jens hat um mich geworben, er soll reich sein, ich kenne seinen inneren Menschen gar nicht — die Meinigen reden zu — was soll ich tun?“

Er blieb jäh stehen bei dem gequälten Ton und sah sie an.

„Er ist reich!“ antwortete er tonlos.

„Aber alles in mir sträubt sich gegen ihn,“ schrie sie auf.

Er nickte. „Die Tradition und der Wust der überkommenen Anschauungen, ich kenne das wohl. Aber Jens ist ein guter Mensch.“

„Kann man damit ein ganzes langes Leben auskommen, wenn das das einzige ist?“ fragte sie leise.

„Vielleicht einzig und allein! — Es ist wahr, er spricht und lacht laut, er ist körperlich ungefügig und kein schöner Mann, man merkt in tausend Dingen den Parvenu — und diese tausend Dinge werden Sie bis auf das Blut quälen und verletzen, Sie, Malve — das Fräulein von Dux! — Aber er wird Sie auf Händen tragen und den letzten Blutstropfen für Sie hingeben, denn — er liebt Sie, Malve.“

„So soll ich ihn also nehmen,“ sagte sie fast schluchzend und preßte die Hände zusammen.

„Wenn ich eine Schwester hätte, würde ich ja sagen.“

„Und mir sagen Sie das auch — Georg?“

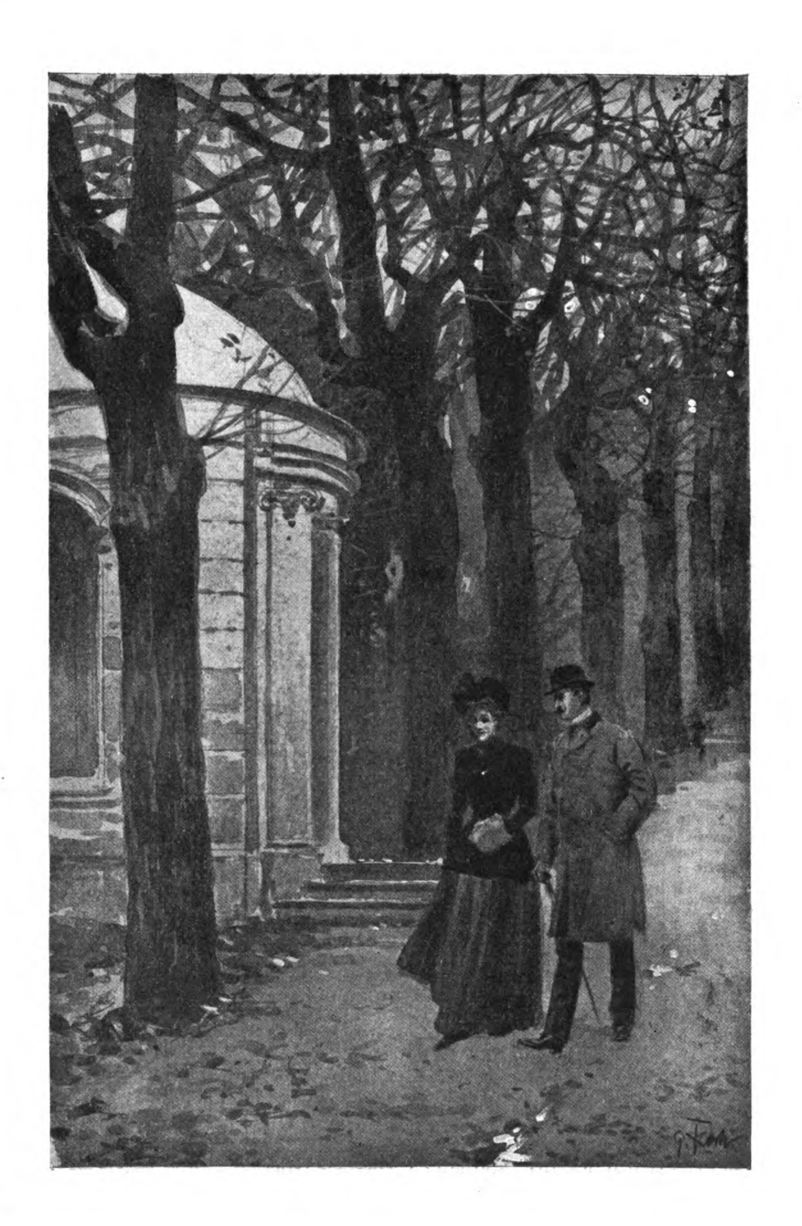
„Ja — Malve.“

Jetzt schritten Sie wieder schweigend die Stufen des Pavillons empor, beide mit zitterndem übervollem Herzen und doch voreinander jede Schranke wahrend. Droben wandte sich Malve zu ihrem Begleiter um, das Gesicht so weiß, die Augen dunkel umschattet.

„Du bist gerächt, Georg!“ sagte sie tonlos und müde.

Schweigend breitete er die Arme aus und drückte ihr Gesicht an seine Brust.

„Sieh mich nicht an, Malve, während ich mit dir spreche! Du hast den Freund gerufen, und der Freund ist bereit, dir zu raten — aber nur wenn du ihn nicht ansiehst mit den Augen der süßesten Erinnerung. — Nimm Jens, — und lebe dein Leben, so gut du kannst. — Es geht auch ohne Liebe! — Man überwindet es. — Freilich, Stunden kommen! — Aber jeder Tag hinterläßt schließlich nur einen Trümmerhaufen — bis zum Ende. — Wir müssen damit fertig zu



werden versuchen . . . Und man wird alt und müde — so müde! — Es ist immer noch besser als in Ostafrika."

„Aber da wäre ich wenigstens frei!" schluchzte sie leidenschaftlich. „Das Weib eines ungeliebten Mannes sein müssen — ist das furchtbarste der Welt."

„Allmählich wirst du dich überwinden, ihn lieb gewinnen."

Sie umklammerte ihn leidenschaftlich.

„Georg! Georg! Warum blieb ich damals nicht bei dir — teilte alles mit dir! — Wir wären dann wenigstens glücklich gewesen."

Er schüttelte den Kopf.

„Nein, Malve. Der Riß, der zwischen uns durchgegangen ist, wäre n i e vernarbt, n i e! Du hättest mir n i e vergeben, was ich getan, was ich tun m u ß t e und was dir gegen dein Gefühl, gegen deine Lebensauffassung ging. Und ich! Ich hätte stets auf der Lauer gelegen, Tag um Tag, ob ich dir deine heimliche Mißachtung nicht anmerkte — und wäre schroffer und schroffer geworden, bis — — ja, bis unser Glück verwelkt wäre in unseren eigenen, heißen Händen."

„Und jetzt? — Würde es jetzt auch noch so sein?" fragte sie flüsternd und drängte sich an ihn wie vor etwas Schrecklichem.

„Ja, Malve! Jetzt wie früher."

Und während er sprach, fühlten sie beide, daß es Wahrheit war. — Ihre Liebe lebte und zog zueinander, das Leben aber mit seinen Anschauungen und seiner Tyrannei war zwischen sie getreten und hatte sie auf ewig getrennt. Es gab keinen Weg von einem zum anderen!

„Dann will ich Jens nehmen," sagte Malve endlich und erhob den Kopf von seiner Brust. „Soll ich ihm von unserem früheren Verlöbnis sagen? Ich ginge ungern mit einer Heimlichkeit in die Ehe."

„Sage es ihm."

„Kann es dir schaden?"

„Gewiß nicht."

Als sie so vor ihm stand, verweint, unruhig nach ihm aussehend wie nach einer Stütze, so wie er sie nie gekannt, da überkam es ihn noch einmal wie in alter Zeit. Er küßte sie.

„Noch bist du ja frei,“ sagte er. —

Und dann trennten sie sich. Hastig, ohne sich umzusehen, lief er davon, die Chaussee herunter nach Wyburg zu, und in seine Schritte mischte sich immer nur ein Gedanke:

„Ein Trümmerfeld! Überall nur noch ein Trümmerfeld.“

Sie stand an der Haltestelle des Omnibus und wartete, in der Ferne hörte sie schon das Räderrasseln. Sie schüttelte sich im Frost, und ihre Zähne klapperten hörbar. Ihr kam es vor, als käme sie von einem Kirchhof, auf dem sie soeben ihr Liebstes begraben hätte. Denn Hersbach hatte recht; ein Glück hätte es für sie nie mehr geben können nach der Katastrophe in Wallhofen, dazu waren sie in ihrer Lebensauffassung beide zu vollwertige Menschen. — — —

„Du sollst sehen,“ sagte Irma indessen zu ihrem Mann, „er redet ihr ab! Welch ein Wahnsinn auch, gerade Hersbach zum Berater aufzurufen! Wir hätten es nicht dulden sollen!“

„Deine Schwester ist s e h r selbständig,“ sagte Troitzsch achselzuckend.

Irma rang die Hände.

„Welch eine Torheit, daß sich Malve überhaupt noch besinnt! Ich dächte, wir hätten insgesamt die gute Partie nötig! Wenn aber Hersbach dagegen intrigiert, dann gnade ihm Gott!“

Da trat Malve ein; sie war sehr blaß aber unverweint und ganz ruhig; ihre Sachen ablegend, sagte sie:

„Mich friert, gebt mir eine Tasse Tee. Und da sich alles so verhält, wie man uns erzählt hat, Jens außerdem ein tadelloser Charakter ist, habe ich mich entschlossen, seinen Antrag anzunehmen.“ — —

Am nächsten Morgen stürmte der Fabrikbesitzer mit sehr rotem Kopf in Hersbachs Kontor.

„Sie sollen der erste sein, der mir gratuliert,“ sagte er mit bebender Stimme. „Ich weiß ja gar nicht, wohin mit meinem Glück! — Aber Malve hat mir gesagt, daß sie einmal mit Ihnen verlobt gewesen ist . . . Mensch, wie konnten sie solch ein Juwel sich entgehen lassen, das verstehe ein anderer.“

„Sie hat das Verlöbnis gelöst — unsere Lebensanschauungen paßten nicht zueinander.“

„Aha, nun verstehe ich alles — warum Sie sich immer so fern hielten . . . Na, lieber Freund, deshalb keine Feindschaft nicht.“

„Aber auch keine Freundschaft, Jens. Wir können ja die Alten bleiben, aber außer dem Hause. — Sie sollen nicht etwa Grund zur Eifersucht haben.“

Der Fabrikherr runzelte die Stirn.

„Natürlich — Sie und ich! — Der Unterschied ist groß — zu groß eigentlich, um ruhig sein zu können. — Ja, Hersbach, wenn Sie ein anderer Kerl wären, dann — — — Aber so! . . . Ich würde Ihnen — trotzdem — meine Frau anvertrauen, und wenn Sie sie mir bis an das Ende der Welt zu bringen hätten! So taxiere ich Sie! — Da schlief ich noch keine Minute drum unruhig. Hol mich der Teufel!“

Hersbach streckte dem Sprechenden wortlos die Hand entgegen und drückte sie kräftig.

---

## XXV.

Während des Mittagsessens sagte Jutta:

„Du weißt doch, daß in acht Tagen mein Geburtstag ist, Georg?“

„Ja. Wieso?“

„Weil du noch kein Wort über unsere Gesellschaft gesagt hast.“

„Ich wollte dich herzlich bitten, sie in diesem Jahre aufzugeben.“

In Juttas Gesicht schoß helles Rot, ihre Augen blitzten. „Warum?" fragte sie kampfeslustig.



„Ich fühle mich schon seit Wochen nicht mehr recht wohl."

„Aber Geo, das ist doch Einbildung," behauptete sie achselzuckend. „So ein kräftiger Mann wie du bist! Nein,

davon ist keine Rede! In letzter Zeit hast du Einsiedlerlaunen, denen darf man nicht nachgeben."

„Ich bitte dich aber sehr darum, Jutta."

Seit Kaisers Geburtstag krankte er innerlich bei dem Gedanken an diese Gesellschaft. Sie konnte Anlaß zu einem Eklat werden, wenigstens gab es Rederei, wenn er Langes einlud und diese absagten. Daß der Major absagen müsse und würde, darüber war er sich klar, ebenso wie er auch keinen Augenblick erwartet hatte, daß Troitzsch mit ihm verkehren würde. Die Anschauungen ihrer Kreise kannte er und wußte auch, daß sie ihnen gerecht werden mußten. Aber er wäre gern unauffällig darüber hinweggeglitten, wenn er nur Jutta zu einem Verzicht hätte bewegen können. Nach seinen letzten Worten fuhr sie zornrot auf:

„Ich begreife dich aber wirklich nicht, Geo! — Das ist ja unerhört! Meinen Geburtstag willst du nicht einmal feiern wie alle Jahre? Sollen die Leute etwa denken, wir haben Bankerott gemacht? Oder dergleichen? Nein! — Das dulde ich auf keinen Fall."

„Also nicht mir zu Gefallen?"

„Wenn ich einen vernünftigen Grund dafür wüßte! Aber so! — Nein!"

„Ich sollte denken, daß dir mein Wunsch Grund genug sein dürfte!"

„Nein!" Sie zitterte vor Zorn. „Nur Laune ist es — nichts weiter."

„Jutta . . . !"

„Wenn es nach dir ginge — du möchtest mir alles nehmen, was mich freut. — Du . . ."

Sie brach schluchzend in Tränen aus. „Schon meine Eltern feierten alljährlich meinen Geburtstag."

Er erhob sich schweigend. Gegen den Eigensinn seiner Frau anzukämpfen, war vergeblich, sie ließ nie vernünftig mit sich reden, er versuchte es gar nicht mehr.

Sie lief ihm bis an die Türe nach.

„Geo! . . . Ich tue es doch, — ich lade alle Leute

ein — wie im vorigen Jahr! — Warum sollten wir auch nicht . . .“

„Mache was du willst,“ entgegnete er mit Mühe gelassen. „Erinnere dich aber gefälligst, daß ich durchaus dagegen bin.“

Sie hörte nicht mehr, sie lief an ihren Schreibtisch, um sich sofort mit den Einladungen zu beschäftigen. Er ging hinaus. Und mit einem unbeschreiblichen Gefühl empfand er, wie sich langsam das Netz zusammenzuziehen begann, das schon so lange über ihm hing.

„Warum sich nur Siegfried gar nicht mehr sehen läßt!“ dachte sie unmutig, während sie schrieb.

„Es ist jetzt ja schon eine undenkliche Zeit her, daß er hier war. — Mit ihm kann ich alles so schön besprechen, er weiß für alles Rat — ganz anders wie Geo . . .“

Sie warf die Papiere schnell beiseite und schrieb ihm ein paar ärgerliche Worte auf eine Visitenkarte, die der Diener nachher zu ihm tragen sollte. Es gab ja so viel zu besprechen des Festes wegen, und diese Vorbereitungen zu zweien waren eigentlich das Vergnüglichste an der Sache. —

In den nächsten Tagen hatte sie denn auch schon eine Anzahl zusagender Antworten auf ihrem Schreibtisch liegen. Man kam gern zu Hersbachs und freute sich darauf, es gab immer allerhand kleine Überraschungen, und Jutta war eine strahlend liebenswürdige Wirtin. Bei diesen Festen quittierte sie gleichsam dankend über die hervorragende Stellung, die man ihr — trotz ihrer Jugend — in Wyburgs gesellschaftlichem Leben eingeräumt hatte, und die ihren ganzen Stolz ausmachte.

Nur das letzte Briefchen brachte ihr eine unerwartete Enttäuschung. Langes sagten ab. Die Majorin berief sich auf ihren alljährlich im Frühjahr doppelt schwankenden Gesundheitszustand, von ihm war nur ganz nebenher die Rede — ihr Gatte sei ebenfalls verhindert.

Das paßte Jutta gar nicht; auf den liebenswürdigen, weltmännischen Major hatte sie stark gerechnet, seine ritterlichen Huldigungen machten ihr immer Vergnügen, sie wollte

sie nicht entbehren. An der Frau lag ihr nicht viel. Rasch zog sie sich an, bestellte den Wagen und fuhr zu Langes. Sie hatte absichtlich eine Zeit gewählt, in der sie den Mann zu Hause wußte und sich so hübsch wie möglich angezogen, um die Absage noch rückgängig zu machen. Das Mädchen aber ließ sie nicht vor. Der Herr Major sei nicht zu Hause, die gnädige Frau zu leidend, um Besuch zu empfangen.

„Auch nicht mich?“ fragte Jutta, kniffte ihre Karte und übergab sie dem dienstbaren Geist.

„Sagen Sie nur, ich wartete noch ein Weilchen.“

Aber das Mädchen kam mit demselben Bescheid zurück, und wohl oder übel mußte Jutta sich bequemen, unverrichteter Sache die Treppe herabzusteigen. Sie empfand dabei ein eigentümliches Unbehagen. Das Mädchen hatte so sonderbar ausgesehen . . . und wie oft hatte die Majorin sie schon in leidendem Zustande empfangen!

Bei Tische erzählte sie ihrem Mann von der Absage und ihrem mißglückten Besuch.

„Du kannst glauben,“ sagte sie mißlaunig, „da steckt etwas dahinter! Wenn mich nicht alles täuschte, habe ich Lange sogar am Fenster stehen sehen. — Sie wollen einfach nicht.“

Ihm war das Blut in die Stirn gestiegen.

„Du warst trotz der Absage noch einmal persönlich da, Jutta?“ sagte er empört. „Mein Gott, das heißt man doch den Leuten zu sehr auf die Bude rücken! — Wenn sie nicht wollen . . .“

„Hattest du etwas mit ihm?“ fragte sie aufmerksam.

„Nicht daß ich wüßte . . .“ — Er wandte sich ab, fühlte sich ersichtlich unbehaglich.

„Dann werde ich schon dahinter kommen! Irgend eine böswillige Klatscherei — du sollst es sehen!“

„Laß sie doch. Willst du dich ihnen etwa aufdrängen?“

„Das gewiß nicht. Aber allzuviel Auswahl an netten Menschen hat man hier gerade auch nicht. Und dann — ich will den Grund wissen . . .“

Er seufzte. Sollte er ihr abreden? Was half das!

Er machte sie nur noch neugieriger. Daß er die Dinge nicht mehr in seiner Hand hatte, fühlte er deutlich. Mochte denn das Schicksal seinen Lauf haben! —

Auch zu Siegfried sprach Jutta sehr gereizt über Langes eigentümliches Benehmen. Je mehr sie nämlich grübelte, je auffälliger wurde es ihr. Troitzschens hatten keinen Besuch gemacht — Langes zogen sich zurück . . . Bildeten sich diese Leute etwa ein, sie sei ihnen gesellschaftlich nicht gleichgestellt? Trotz ihres adeligen Namens? Ihres Geldes?



Der Gedanke wurmte sie mächtig!

Im Gegensatz zu seiner sonstigen Art hatte Siegfried nur ein ganz kurzes Wort für Juttas Kummer. Es schien ihm noch nicht an der Zeit, seine Cousine zu beunruhigen, indem er ihr das Wackeln ihres Thrones vor Augen führte. Abwarten — noch immer abwarten! — Hersbach würde ja wohl schon ganz genau wissen, was ihm bevorstand. —

Hersbach merkte noch mehr. Seit Kaisers Geburtstag machte sich eine deutliche Abnahme der Geschäfte bei ihm fühlbar. Sonst hatte er auf das Angestrengteste arbeiten

müssen, um allen Anforderungen gerecht zu werden, jetzt hatte er Stunden unfreiwilliger Muße. Einzelne der jüngeren Geschäftsherren zogen unter nichtigen Vorwänden ihre Depots bei ihm ein und brachen die Verbindungen ab. Und obgleich gerade der Monat sonst einer der geschäftsreichsten war und die bedeutendsten Umsätze brachte, blieb doch die Bilanz, die er seinem Schwiegervater diesmal schickte, hinter der letzten zurück. Das quälte ihn und machte ihn ganz nervös, denn gerade, daß er mit seiner Arbeitskraft gewissermaßen einen so hohen Wert repräsentierte, hatte ihn immer stolz gemacht.

Noch konnte es ja ein Zufall sein! — Er redete sich das selbst vor, obgleich sein Verstand sich dagegen sträubte. Der wußte ganz genau, woher es kam! Es gehörte auch zu den Maschen des Netzes, das er spürte, ohne sich dagegen wehren zu können, und gerade das traf ihn am härtesten! — Seine gesellschaftliche Stellung — — es ließ sich schließlich auch ohne die leben, wenigstens für ihn, wenn auch nicht für Jutta. Aber seine Tätigkeit — in der wollte er nicht lahm gelegt werden. Sein Schwiegervater durfte das Vertrauen, das er ihm schenkte, niemals bereuen. — Dennoch durfte er nicht einmal mit einer Miene verraten, daß er merkte, wie es auch geschäftlich sich gegen ihn zu regen begann.

---

## XXVI.

Siegfried Wehrmann hatte mit Opfern an Geld und Zeit sich endlich in den Besitz der Ranglisten der letzten fünfzehn Jahre gesetzt. Nun hatte er Öchelhausen gebeten, mit ihm an das Studium zu gehen.

Zu diesem Zweck saßen sie einen ganzen Nachmittag in Siegfrieds Junggesellenheim, blätternd und sich ihre Vermutungen mitteilend. Sie waren gespannt wie Jäger, die das umstellte Wild erwarten. Und endlich fanden sie auch! — Schwarz auf Weiß stand es da. —

— — X-tes Infanterieregiment: Garnison Wallhofen: Verabschiedet: Oberst von Dux mit der Regimentsuniform — Oberleutnant Platen — als Halbinvalide — — Oberleutnant Rotterdan — mit schlichtem Abschied. — Dann ein Gedankenstrich. — Außerdem Abgang: Oberleutnant von Hersbach. —

„Aha!“ — sagte Siegfried mit tiefem Atemzug und sah seinen Freund an.



„Nun sind wir so klug wie wir waren,“ entgegnete der ärgerlich.

„Das sind wir nicht!“ — In Siegfrieds Gesicht lohte heiße Röte auf. „Der Strich — das .... ‚Außerdem Abgang‘ — heißt kassiert! — Verstehen Sie? Kassiert! — Ausgestoßen aus dem Offizierskorps! — Ehrlos!“

„Ach nee, Siegfried, Sie sind wohl verrückt!“

„Fragen Sie, wen Sie wollen — jeden, der militärische Verhältnisse kennt! — Mich überrascht es eigentlich gar nicht mehr, ich hatte das erwartet.“

„Ja aber! — Warum ist er denn eigentlich ausgestoßen?“

„Das weiß ich noch nicht.“

„Was wollen Sie nun tun?“

„Das müssen wir überlegen.“

„Die Sache ist höllisch unangenehm,“ meinte Öchelhausen, sich bedenklich die Stirn streichend.

„Ich bin ja eigentlich schon los von ihm, da ich auf

Ihren Rat mein Konto herausgezogen habe. Das konnte ich geschäftlich tun, ohne Bedenken, aber gesellschaftlich ist die Geschichte viel schwieriger, um so mehr, da wir ja auch die kleine Frau mittreffen."

„Meine Cousine," sagte Siegfried, sich in die Brust werfend, „denkt sicherlich genau wie wir, wird uns verstehen und entschuldigen. Natürlich hat sie keine Ahnung von dem Fleck in der Vergangenheit ihres Mannes, dafür stehe ich ein."

„Es bleibt aber immerhin solche Sache!" warf der andere zögernd ein.

„Gar keine ‚Sache' bleibt es!" rief Siegfried aufgeregt. „Wir boykottieren nur einen Menschen, der sich unter falscher Flagge bei uns eingeschlichen und uns alle dumm gemacht hat. Das ist unser Recht!"

„Na ja! Schön! Ich denke wohl wie Sie. Unsere Ehre steht auf dem Spiel .... Aber zuerst sagen Sie mal, wie werden wir uns denn morgen verhalten?"

Siegfried sprang auf. „Wir werden nicht hingehen, Öchelhausen! Wir nicht und die anderen auch nicht."

„Welche anderen?"

„Nun, die zu uns gehören! Heute abend in der Traube müssen wir uns darüber klar werden. — Wer etwas auf sich hält — sagt ab."

„Aber Sie — als Verwandter!"

„Ich natürlich ebensogut! Mein Fuß betritt die Schwelle eines Menschen, den unser erster Stand geächtet hat, nie mehr! — Wenigstens nicht in seiner Anwesenheit," setzte er abschwächend hinzu.

„Die arme kleine Frau!"

„Meine Cousine wird genau wissen, was sie zu tun hat. — Auf Regen ist noch allemal Sonnenschein gefolgt."

„Wenn wir nur wüßten, was eigentlich in Wallhofen vor sich gegangen ist; das wäre doch sehr interessant."

„Fragen Sie Troitzsch."

„Ja wohl; um mir den Mund zu verbrennen!"

„Sie sehen doch, wie das alles zusammenhängt! Trotzalledem! — Wie Froschlaich! Eigentlich war uns Troitzsch

Aufklärung schuldig. Aber er nimmt uns als ‚Reserve‘ natürlich nicht für voll. Einem Aktiven gegenüber hätte er schon den Mund aufgemacht!“

„So werden wir uns selbst zu Richtern aufwerfen und uns zu unserem Recht verhelfen.“

„Gewiß werden wir das.“

„Mit so einem — Menschen — verkehrt man einfach nicht mehr! — Sorgt vielmehr dafür, daß er Wyburg möglichst bald in den Rücken kriegt.“

„Ob der Major morgen hingehen wird.“

„Sie sind wohl närrisch, Öchelhausen,“ fuhr Siegfried auf. „Das haben Sie doch schon bei Kaisers Geburtstag gesehen, wie er die Dinge auffaßt. — Übrigens — wissen Sie was? — Gehen Sie hin, mit Ihrer Einladung in der Hand, und fragen Sie ihn, wie wir Reserveoffiziere uns in diesem Fall zu verhalten haben. Dann sind wir gedeckt. Und Sie, in Ihrer Stellung als selbständiger Fabrikant, können das am besten.“

„Gut!“ sagte Öchelhausen und erhob sich. —

Major von Lange zählte die Stunde zu der unangenehmsten seines Lebens, in der Öchelhausen vor ihm stand und um Verhaltungsmaßregeln bat. Für ihn, den aktiven Offizier, war sein Verhalten eine vollständige Notwendigkeit, gegen die es kein Auflehnen gab, aber er fand im stillen, daß diese jungen Reserveleutnants reichlich weit gingen, indem sie die schroffste Seite herauskehrten gegen einen Mann, der ihnen sonst nie den geringsten Grund gegeben hatte, ihn zu tadeln, dessen Weine sie getrunken und dessen Frau sie den Hof gemacht hatten. Er hätte gern vermittelt, wußte nur nicht recht wie. —

„Sie würden mich durch eine kurze, zweckentsprechende Antwort sehr verbinden, Herr Major,“ sagte Öchelhausen nach einer Pause.

„Ja, aber wie kann ich denn das? — Fühlen Sie nicht, wie peinlich mir die ganze Affäre ist? — Es handelt sich hier doch nicht um den Offizier, es handelt sich doch in erster Linie um den Menschen.“

„Der Mensch ist eben von dem Offizier nicht zu trennen,“ beharrte Öchelhausen. „Sie müssen unsere Stellungnahme in dieser Sache schließlich doch auch begreiflich finden.“

Herr von Lange runzelte die Stirn und nagte an seiner Lippe. Er hätte diesem eingebildeten jungen Reserveleutnant gern unverhohlen seine Meinung gesagt, aber seine Stellung hinderte ihn vor allen Dingen einmal daran.

„Ich möchte Ihnen wirklich in diesem Punkte keinerlei Verhaltungsmaßregeln geben,“ sagte er gedrückt, denn er fühlte seine Halbheit mit großem Unbehagen.

„Eine Frage, Herr Major! Gehen Sie morgen zu Hersbachs?“

„Nein!“

„Dann weiß ich genug und danke Ihnen sehr.“

Er ging. Der Major warf dröhnend ein Buch, das er aufgenommen, auf den Tisch, um seinem Zorn Luft zu machen. Er war wütend, aber seine Hände blieben gebunden.

— — An demselben Abend noch gaben Siegfried und Öchelhausen ihren übrigen Bekannten Erklärungen über das Erfahrene, und daß sie beide entschlossen wären, die weitgehendsten Konsequenzen daraus zu ziehen, jedenfalls zuerst nicht mehr das Hersbachsche Haus zu besuchen. Von Siegfried wurde dieser Entschluß genügend bewundert, er war als Verwandter in der denkbar ungünstigsten Lage, um so mehr — als er auch noch Hersbach als Chef hatte; wenn der also so handelte, rückte die Angelegenheit für den Bankdirektor in ein höchst ungünstiges Licht. Was aber hatte Hersbach verbrochen? — Niemand wußte es, doch die Tatsache des Abganges an sich war schließlich gravierend genug.

Sie gaben sich das Wort, unter keiner Bedingung der Einladung zu folgen, ja, ihre Familien auch zu veranlassen, fortzubleiben. In ihnen allen lebte ein Gefühl von Rachsucht auf gegen den Mann, der sich erdreistet hatte, jahrelang mit der Miene unbescholtener Tadellosigkeit unter ihnen eine hohe gesellschaftliche Stellung einzunehmen, und der doch einen Fleck auf seiner Ehre zu verstecken hatte. —

Juttas Geburtstag kam! — Hersbach hatte versucht, die Bitterkeit, die Langes Verhalten bei ihr erregt, etwas zu versüßen; ein kostbares Schmuckstück legte Zeugnis dafür ab. Aber ihr Gesicht wurde immer länger und länger, ihr Gemüt immer gespannter, als unter Blumen und Gratulationen, die ihr der Morgen noch brachte, eine Absage nach der anderen mit unterlief. Von den jungen Herren, die sonst immer ihren Hofstaat bildeten, kam keiner, das stand schon fest. Und die Entschuldigungsgründe waren meist so nichtig! Keine Blumen und schönen Worte konnten sie darüber täuschen. Tränen stürzten über ihr erhitztes, verärgertes Gesicht.

Wenn nur erst Siegfried kam, der mußte ihr beichten, was geschehen — und helfen, die Dinge wieder gerade zu rücken. Auf ihn allein setzte sie ihre Hoffnung, denn Hersbachs Gesicht war bei ihren Klagen undurchdringlich geblieben, und ihren Zornesausbruch ertrug er schweigend. Sie konnte den Gedanken nicht los werden, daß er mit schuld an dem sei, was ihr heute geschah.

Wenn nur Siegfried erst käme!

Gegen ihren Mann empfand sie etwas wie Haß und Abneigung, sie wußte nicht ganz deutlich weshalb und schob es auf seine augenfällige Teilnahmlosigkeit. —

Siegfried hatte am Vormittag einen prachtvollen Orchideenstrauß mit seiner Karte geschickt, jetzt stand Jutta — bereits fertig zum Abend angekleidet — und wartete immer noch auf ihn. Sie war aufs äußerste mißgestimmt. Ihretwegen hätte das ganze Souper in die Brüche gehen können, keiner der Gäste, die sie erwartete, interessierte sie auch nur im mindesten. Mit zornfunkelnden Augen stand sie mitten in ihren fürstlich geschmückten Räumen. Das Bewußtsein, trotz allem, heute abend die Liebenswürdige spielen zu müssen, marterte sie geradezu.

Da kam der Diener abermals mit einem Brief herein. Jetzt — in letzter Stunde — wer konnte das noch wagen?

Siegfried Wehrmann schrieb ab — er leide an unerträglichem Zahnweh.

Jutta stampfte mit dem Fuß; die Tränen schossen ihr in die Augen. Wie einen Schlag ins Gesicht empfand sie es.

Jetzt stürzte sie ganz außer sich in das Zimmer ihres Mannes.

„Geo! Geo!“ schrie sie, ballte die Fäuste und zitterte vor Zorn. „Das ist ein Komplott. — Das überlebe ich nicht! — Und du weißt darum!“

Er sah prüfend in ihr sprühendes Gesicht.

Sollte er offen sein? Wenigstens eine erklärende Andeutung machen? Sie war schließlich sein Weib, sollte das Kommende mit ihm tragen. Hatte sie da nicht auch ein Recht, die Wahrheit zu verlangen? Wenn sie sich nur ein wenig mehr beherrschen könnte — nur ein bißchen gemütstiefer und weniger oberflächlich wäre. Sagte er jetzt ein Wort — noch so schonend und liebevoll, so war sie imstande und machte ihm — ohne Rücksicht auf die Gäste eine Szene. Es war schon besser, er wartete mit jeder Erklärung bis nach der Gesellschaft.

Er trat an ihre Seite und streichelte leicht ihr schwarzes Haar.

„Morgen wirst du schon mehr wissen als jetzt, Jutta,“ sagte er liebevoll. „Laß dir deinen Ärger nicht so merken, ich bitte dich.“

Sie wich zornig seiner Berührung aus, ihre Stirn war finster.

„Es ist deine Schuld, Geo! — Ich fühle es — ich weiß es! Das verzeihe ich dir nie! — Wenn du doch endlich einmal die Versuche aufgeben wolltest, mich zu erziehen.“

Wütend ging sie hinaus, und er sah ihr mit sehr gemischten Gefühlen nach. —

Es wurde ein langweiliger Abend, wie man ihn sonst nicht bei Hersbachs gewohnt war. Georg tat sein Möglichstes, aber ein Druck, gegen den er schwer ankam, lastete auf ihm, und Jutta gab sich nicht einmal die Mühe, ihre Verstimmung zu verbergen. Mit Unbehagen sah Hersbach, daß sie sich launisch und unliebenswürdig zeigte.

Ob Malve an ihrer Stelle sich nicht anders benommen hätte?

Es zuckte ihm nur einmal durchs Hirn, dann wies er jeden müßigen Gedanken weit von sich. Sie hatte recht getan, daß sie Jens erhörte — zwischen ihnen gab es fortan nicht einmal mehr Gedanken.

Früher als gewöhnlich brachen die Gäste auf, und nun ging Jutta wieder zu ihrem Mann hinüber, der gleich sein Zimmer aufgesucht hatte. Er war zu einer Aussprache entschlossen. — Aber ehe es so weit kam, ehe nur eines von dem Ehepaar den Mund geöffnet, kam der Telegraphenbote und verlangte Einlaß. Einen Augenblick später wußte Hersbach, daß seine Mutter gestorben war. Er erblaßte und zitterte, ein furchtbarer Schmerz wühlte in ihm. Auf einmal empfand er wieder, was er doch stets in all den Tagen des Kummers und des Grams an diesem vertrauenden und liebenden Herzen gehabt hatte. Welch eine unerschöpfliche Quelle von Glauben, Hoffen und Sorgen um ihn war das Mutterherz ihm gewesen. — Er begriff nicht, daß sie einander jahrelang so fremd und fern hatten bleiben können! — Und um wen? — Um jenes oberflächliche, gefühlsarme Ding, das er seine Frau nannte! Die Reue um die unwiederbringlich verlorene Zeit, um jedes verlorene Liebeswort der welken Lippen, faßte ihn an und rüttelte ihn grausam. — Aber es



gab kein Gutmachen mehr — es war zu spät! — Wie gebrochen sank er auf dem Stuhl vor seinem Schreibtisch zusammen, drückte die Fäuste in die Augenhöhlen und stöhnte schwer.

Jutta trat zu ihm. Sie hatte gleich im Anfang ein paar banale Trostesworte geplappert, von denen das Herz nichts wußte; jetzt brannte die Neugierde in ihr.

„Geo — du wolltest mir doch sagen, weshalb heute so viele Leute bei uns absagten — — ich muß das wissen."

Er sah sie mit kalten, toten Augen an. Was wollte das Weib eigentlich? Etwas Feindseliges regte sich in ihm gegen sie. — — Ihre Schuld war es ja, daß er jetzt hier so saß, von Reue zerfleischt, fast mit dem Gefühl eines begangenen Verbrechens.

„Geo!" sagte sie ungeduldig und griff ihm an die Schulter. „Ich warte!"

Er sprang auf und stieß sie beinahe zur Seite.

„Geh!" sagte er kalt und hart. Dann klingelte er dem Diener und befahl, einen kleinen Handkoffer mit dem Nötigsten zu packen. Der nächste Zug sollte ihn zum Begräbnis seiner Mutter bringen.

Als Jutta einsah, daß sie in dieser Gemütsstimmung keinerlei Aufklärung von ihrem Manne zu erwarten hatte, ging sie, wie ein unverständiges Kind schmollend, in das Schlafzimmer hinüber und legte sich zu Bett. Georg kam in dieser Nacht gewiß nicht mehr, um sich niederzulegen, und wenn auch, sie wollte nicht mit ihm sprechen; bis ins Herz gekränkt fühlte sie sich durch ihn. Warum sagte er ihr nicht schnell noch, was er wußte; das hielt doch das Begräbnis seiner Mutter nicht auf! — Ihn zu begleiten, daran dachte sie keinen Augenblick. Was hätte es ihm nützen können? Und ihr brachte es nur Unbequemlichkeiten. Auch ihn zu trösten, versuchte sie nicht. Eigentlich begriff sie seinen Schmerz nicht. Seine Mutter war doch eine alte Frau, und jahrelang hatte er sich ohne Bedenken von ihr fern gehalten, da kam Jutta seine plötzliche, entsetzte Verstörtheit kaum anders als wie Heuchelei vor.

Ihr heutiger, unerklärlicher Mißerfolg in der Gesellschaft — daran hakten sich ihre Gedanken fest, und unter Tränen schlief sie gegen Morgen ein. So tief, daß sie nicht einmal Hersbachs Abreise hörte. Und er — er hatte es auch vorgezogen, sie nicht zu stören. —

Am nächsten Tage war Jutta krank. Nicht etwa eingebildet, sondern wirklich. Eine schwere Erkältung kam zum Ausbruch, und der Arzt verordnete einige Tage Bettruhe. Ein Brief Siegfrieds wurde ihr ans Bett gebracht, in dem er flehentlich bat, seine Cousine einmal sprechen zu dürfen, so lange der Gatte abwesend sei. Jutta lächelte verstohlen vor sich hin und beschloß, ihn erst etwas zappeln zu lassen; er hatte es reichlich verdient durch den Ärger, den er ihr an ihrem Geburtstag verursacht hatte.

---

## XXVII.

Georg von Hersbach hatte seine Mutter begraben. —

Ihm kam es jetzt ganz unfaßlich vor, ein Leben vor sich zu haben, in dem sie fehlte, und daß er jemals imstande gewesen war, sie freiwillig so völlig zu entbehren. Tiefer Gram fraß an seinem Herzen, und die Welt schien ihm verödet. Dazu nagte die Reue an ihm. — Würde es ihn nicht doch befreit haben, den Kopf an ihre Schulter gelegt, ruhig zu gestehen: „Ich bin nicht glücklich, Mutter, denn ich bin einsam! Der Luxus, der mich umgibt, ist mir nicht unentbehrlich, zumal er Opfer von mir fordert, täglich, stündlich. — Das einzige, was mich beglückt, ist meine Arbeit."

Statt das zu tun, hatte er schweigend gelitten, daß dieser Luxus, den die Frau in sein Leben getragen, sich zwischen seine Mutter und ihn gedrängt, das treueste Herz, das es für ihn auf Erden gab, ihm entfremdet hatte. — Und nun war es zu spät! —

Aber diese unfruchtbare Reue rief einen anderen Entschluß in ihm wach, er wollte Nachsicht mit seinem jungen Weibe haben! Schweres stand ihr bevor, wenn man mit

ihren Augen das Leben ansah, denn was sich in Wyburg gegen ihn vorbereitete, wußte er genau. Er wollte sie ermutigen und trösten, er wollte ihr Halt sein und Liebe geben, so weit er es vermochte.

Nicht ein zweites Mal wollte er seine Pflicht versäumen!

Mit den besten Vorsätzen, den herzlichsten, liebevollsten Gedanken kam er zurück. Unerwartet, da er anfänglich die Absicht gehabt, seinen Schwiegervater auf der Rückreise aufzusuchen, um mit ihm die veränderten Verhältnisse in Wyburg gründlich durchzusprechen.

Aber der Konsul war mit seiner Frau am Tage vorher nach Karlsbad abgereist, und Georg nahm Rücksicht auf seine Kur und beschloß, ihn nicht eher zu benachrichtigen, als bis es unumgänglich notwendig geworden sei. Vielleicht ordnete sich zuletzt doch noch alles besser, als es vor ein paar Tagen den Anschein gehabt.

Als Hersbach ankam, ging er von der Bahn direkt in sein Kontor, um zu sehen, was Siegfried, den er zu seinem Stellvertreter in der Zeit der Abwesenheit ernannt, getan habe.

Aber Siegfried war nicht da, obgleich die Bureaustunden noch lange nicht zu Ende. Dafür fand er auf seinem Schreibtisch eine Menge Briefe mit unangenehmen geschäftlichen Nachrichten. Man kündigte Depots — man ließ durchblicken, daß man auf die Hilfe seiner Bank verzichte. — Es waren erstklassige Firmen darunter, und im Geist überschlug Hersbach, daß man ihm damit einen großen Teil des Bodens entzog, auf dem er bisher so sicher gestanden. Es kränkte ihn tief.

Einmal der Menschen wegen, mit denen ihn ein jahrelanges Verkehren verband, dann auch, weil er wußte, daß er immer sein Bestes getan hatte, ebenso in ihrem wie in seinem Interesse. Er begehrte ja keinen Dank, was er getan, war nichts weiter als seine Pflicht — — aber daß man ihn so leicht fallen ließ, einer Sache wegen, die so weit zurücklag und die sich gleichzeitig vollständig einer gerechten

Beurteilung entzog, ließ ihn in bitterem Zorn die Zähne zusammenbeißen.

Und er konnte nicht einmal etwas dagegen machen! Sie waren in ihrem Recht, wenn sie, ohne Gründe anzugeben, von ihm fort und zu einer anderen Bank gingen, er konnte sich auch nicht einmal verteidigen! — Keinen Augenblick zweifelte er daran, daß die Hand, die alle diese Machenschaften gegen ihn ins Werk gesetzt, die den Stein mit geheimer Wollust ins Rollen gebracht, diejenige Siegfrieds gewesen, und ein kalter, harter Haß stieg in ihm auf gegen diesen leichtfertigen, unverläßlichen Menschen — dem das Schicksal alle Glücksgüter in die Wiege gelegt, den es nie vor schwere Entschlüsse gestellt, an den es niemals eine Anforderung gestellt — und der sich doch anmaßte, an einer schwer errungenen, täglich neu erworbenen Stellung zu rütteln, die ein anderer sich geschaffen, nur um seiner kindischen Großmannssucht Genüge zu tun, zu der seine blanke Festuniform ihn scheinbar berechtigte.

Würde der Konsul unter diesen Umständen nicht doch bereuen, ihn zum Schwiegersohn und Sozius gemacht zu haben?

Geschäft ist am Ende Geschäft!

Und es wurmte und nagte an ihm, nun doch vielleicht noch, in letzter Stunde, dem anderen statt Vorteil Verluste zu bringen. Sein Ehrgeiz wand und krümmte sich wie ein Wurm, wenn er an diese Niederlage vor seinem Schwiegervater dachte, dem einzigen Menschen, der ihm höher stand als er sich selber.

So saß und grübelte er in schwarzen Gedanken, die immer bedrückender wurden, je mehr der Abend vorschritt. Er fragte sich bitter, wozu eigentlich all sein Ringen und Kämpfen gewesen, wenn er jetzt noch, nach zehn Jahren — wieder durch denselben Ehrbegriff zu Fall gebracht werden konnte, wie damals, und auf einmal fühlte er ganz deutlich, daß er damals im Kampf einen guten Kameraden zur Seite gehabt, der ihn unbewußt immer aufs neue zum Ausharren ermutigt hatte. Seine Mutter! — Und daß, nun sie ihn

verlassen, er ganz allein stand. — Was verstand denn auch Jutta von dem Ernst des Lebens! —

Es war ein unnatürlich heißer Frühlingstag gewesen, wenn man die Jahreszeit bedachte. Hersbach hatte ihn zum größten Teil im Coupé zugebracht, ohne Speise und Trank, jetzt saß er schon lange im Kontor, in seine Gedanken versunken. Die anderen Beamten hatten längst Feierabend gemacht und waren gegangen, ihn zog es nicht in sein Haus. Etwas wie Furcht wandelte ihn sogar an, wenn er an die notwendigen Auseinandersetzungen mit seiner Frau dachte.

Aber schließlich ging er doch; zu Fuß.

Es dunkelte bereits, als er das Gitter aufklinkte, das den Garten von der Stadtpromenade trennte, ein schmaler Lichtschein aus Juttas Boudoir drängte sich durch die noch entlaubten Bäume und fiel grell und weiß auf den Tennis-Platz.

Beim Weitergehen sah er in diesem Lichtschein eine Gestalt, die, auf einer herangerückten Gartenbank stehend, neugierig in das Fenster des Erdgeschosses hineinsah.

Hersbach stieg das Blut in die Stirn. Welch eine Unverschämtheit von dem dienenden Personal, sich solche Spionage zu erlauben! Er beschloß recht leise zu gehen und das Mädchen, das er von rückwärts nicht erkannte, abzufassen; die Entlassung war ihr sicher! Aber ehe er noch dazu kam, glitt sie von der Bank und verschwand in hastigem Lauf um die Ecke des Hauses.

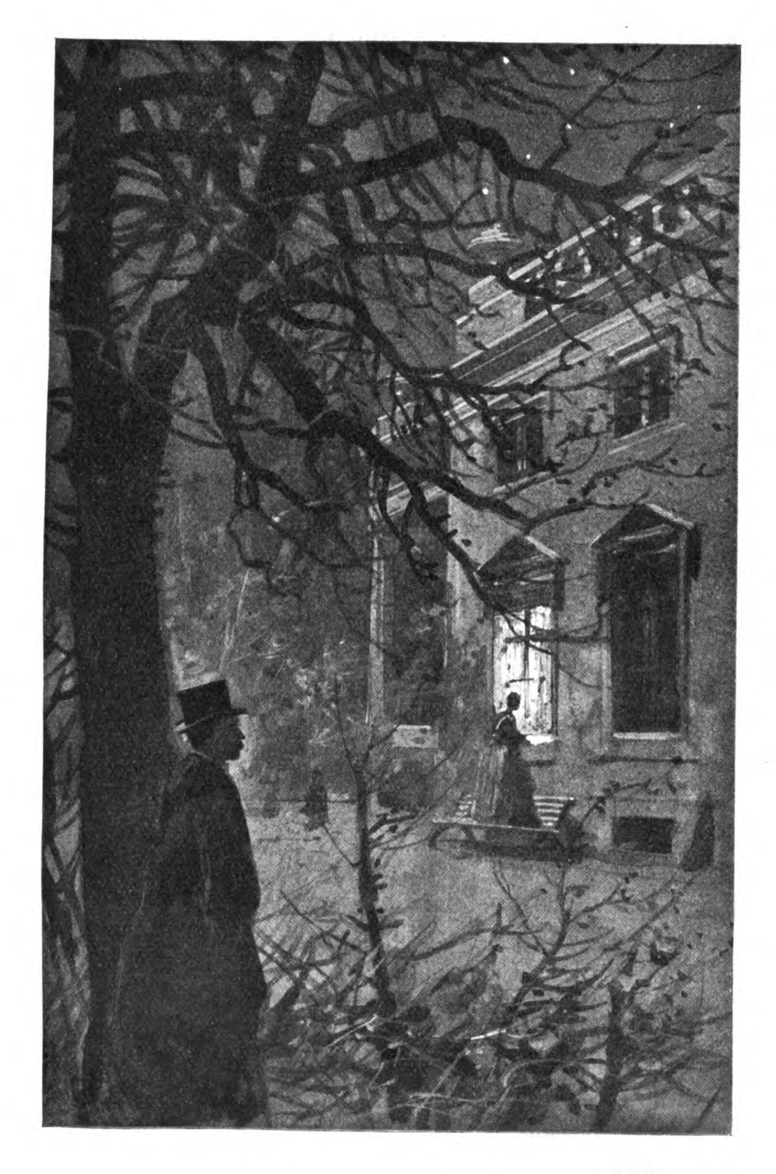
Ganz gedankenlos beinahe trat Hersbach an die Bank heran; er sah, daß das Fenster darüber geöffnet war; der durchsichtige Spitzenstore verwehrte den Einblick in das Innere nicht. Zwei Stimmen schallten heraus, und er hörte ganz deutlich sagen:

„Meine süße Jutta! — Endlich — endlich habe ich dich nun.“

Und dann die Stimme seiner Frau:

„Siggy — lieber Siggy! Was für eine Närrin ich doch gewesen bin!“

Und der Ton, in dem das gesagt wurde! — Hersbach



wußte nicht, daß er auf die Bank gestiegen wie vorhin das Mädchen, er wußte nur, daß er sah — und was er sah! — Seine Frau in den Armen seines Feindes, glühend, hingebend, Kuß um Kuß mit ihm tauschend. Und dann richtete sie sich auf, strich die Haare hinter das brennende Ohr zurück und sagte wieder:

„Wenn ich das vorher gewußt hätte, Siggy! — Einen ehrlosen Mann . . . .“

Hersbach hörte nichts weiter; er war von der Bank heruntergestiegen und ging nun ruhig auf die Haustüre zu. Eiskalt war ihm geworden — die Füße schwer wie Blei. Blaß und eiskalt trat er auch in das Zimmer des kosenden Paares.

Sie schrien beide auf, als sie ihn erblickten; zitternd deckte Jutta die Hände über das Gesicht — und dann Schweigen — furchtbares, todesbanges Schweigen!

Hersbach warf keinen Blick auf seine Frau, mit eiserner Faust aber packte er Siegfried und rüttelte ihn hin und her.

„Elender!“ sagte er verächtlich. Dann stieß er ihn mit voller Gewalt auf die Türe zu. „Danken Sie Gott, daß ich nichts in Händen habe, um Ihnen ans Leben zu gehen,“ knirschte er ihm zu, und sein Gesicht sah dabei so entsetzlich aus, daß Siegfried in lähmendem Schreck der Überraschung weder Worte noch Widerstand fand. „Wir sprechen morgen weiter.“

„Siggy!“ schrie Jutta kläglich, als sie den Vetter verschwinden sah und rang die gefalteten Hände. „Schütze mich doch!“

„Du brauchst keinen Schutz vor mir,“ sagte Georg ruhig, indem er ihr gegenüber stehen blieb. „Ich werde dir nichts tun. Nur wissen möchte ich, wie du zu — jenem — stehst.“

Da nahm sie all ihren Mut zusammen und sah ihm keck in die Augen.

„Ich will seine Frau werden, denn bei dir bleibe ich nicht mehr.

„Und warum nicht?“

„Weil du mich belogen und betrogen hast — weil du

ein Ehrloser bist, den kein Mensch auf der Straße mehr grüßen wird! Weil man dich mit Schande aus dem Offizierskorps gestoßen, und ich dir daraufhin gerade gut genug gewesen bin, dein zerbrochenes Leben mit meinem Gelde zu kitten."

Er lächelte. Trüb und verzerrt sah es aus, aber es war doch ein Lächeln.

„Du hast recht," sagte er ruhig, „ich hätte dich nicht nehmen sollen — — oder wenigstens nicht, ohne dir diesen dunklen Punkt meiner Vergangenheit zu enthüllen; aber dein Vater wollte es nicht."

„Papa wußte es?" — Sie war so erstaunt darüber, daß sie fast die Situation vergaß. Siegfried hatte so bestimmt behauptet, daß der Konsul keine Ahnung davon habe, und ihr schien das so natürlich.

Hersbach blickte über das kleine, törichte Geschöpf, das nicht einmal die Vorsicht besessen, sich bei ihren verfänglichen Situationen durch Schließen der Fenster und Vorhänge zu sichern, hinweg, als wäre es Luft. Ihr Abfall schmerzte ihn nicht.

„Ich habe nichts dagegen, daß du so bald wie möglich mein Haus verläßt und zu deinen Eltern gehst," sagte er kalt. „Um so mehr, da nicht ich allein Zeuge eures zärtlichen Tete-a-tete gewesen bin, sondern auch ein Dienstmädchen. Mit dir will ich überhaupt nicht rechten, schon weil ich deinen Vater liebe und hochhalte wie keinen zweiten Menschen auf der Welt. — Aber er — — er . . . ."

Sein Gesicht verzerrte sich, er ballte die Faust und schüttelte sie wild. — „Er soll mir büßen für alles, was er mir angetan hat!"

„O du!" schrie Jutta und packte in rasender Wut seinen Arm. „Das wirst du nicht tun! Ich habe Siegfried lieb — und ich will seine Frau werden, denn er liebt mich wirklich — aber dich — dich hasse ich!"

Er machte sich mit zornigem Ruck frei.

„Geh!" rief er. „Geh und packe deine Sachen — wir beide sind fertig miteinander."

„Ja — fertig!“ keuchte sie. „Und wenn du wieder eine Frau nimmst, dann frage sie zuerst, ob es ihr auch gefallen wird, sich deinetwegen von allen anständigen Menschen scheel ansehen zu lassen! — Ich weiß jetzt alles! Warum Langes und Troitzschens nicht kamen — warum die anderen absagten . . . .“

Wie eine kleine Furie stürzte sie aus dem Zimmer und schlug die Türe knallend hinter sich zu. —

Hersbach ging hinüber in sein Arbeitskabinett. Merkwürdig, wie ruhig er war! Kein Gefühl von Schmerz um den Verlust seiner Frau — kein leidenschaftlicher Haß gegen den, der sie ihm genommen. Was er in bezug auf Siegfried fühlte, war ganz etwas anderes. Den Kopf einer Natter zu zertreten, ist Naturbedürfnis; fast mit derselben Empfindung dachte er an ihn. Sie haßten sich seit der Zeit ihres erzwungenen Zusammenlebens, um so mehr, als sie beide diesen Haß unterdrücken mußten. Siegfried hatte sich nun in seiner Weise gerächt, die Vergangenheit durchstöbert, ihm die Frau gestohlen. — Auch er würde sich in seiner Weise rächen . . . . Und kam er ihm vielleicht aus irgendwelchen Gründen nicht vor die Pistole, so bearbeitete er ihn eben mit der Reitpeitsche.

— — Er warf sich auf die Chaiselongue, dumpf fühlte er, daß es mit ihm in Wyburg nun doch zu Ende sei — daß er handeln könne, wie es ihm gefiel, ohne irgendwelche Rücksicht zu nehmen, daß seine Existenz zerbrochen, seine Zukunft zerstört sei. —

Trotzdem schlief er bald ein, erschöpft von all den körperlichen Anstrengungen und seelischen Aufregungen. Er schlief so fest, daß er nicht einmal hörte, wie Jutta in der Morgenfrühe das Haus verließ, ohne auch nur den Versuch eines persönlichen Abschiedes gemacht zu haben. — —

— Als er erwachte, war es heller, klarer Tag, und die Bureaustunden hatten bereits angefangen. Einen Augenblick mußte er sich auf die Vorfälle des gestrigen Abends erst besinnen, dann aber wurde alles hell und lebendig in ihm.

Nun war es also geschehen! — Der Würfel gefallen!

Nicht allein seine Stellung in der Gesellschaft, seine geschäftliche Tätigkeit, auch seine Frau hatte der grausame



Ehrbegriff seines früheren Standes, gegen den er sich aufgelehnt, ihn gekostet. Alles um ihn war zerbrochen wie damals, als er einsam und allein aus Wallhofen ging. Ein Geächteter! —

Zehn Jahre später war es ihm nicht anders geworden.

So groß und so gewaltig ist die Macht der herrschenden Tradition — des Ehrbegriffes, den ein einzelner Stand geschaffen! — —

Aber er hatte das Empfinden, als lechze jetzt etwas in ihm nach Ausgleich, nach Rache! Und dieser erbärmliche Wicht, der es sich zur Lebensaufgabe gemacht hatte, ihn zu ruinieren, der sollte die Suppe ausessen, die er sich eingebrockt. Auf Tod und Leben sollte es gehen!

Er rief seinen Diener und ließ Jens zu sich ins Bureau bitten, dann kleidete er sich hastig an und ging ebenfalls dorthin. So eilig hatte er es, daß er vorher nicht einen Bissen genoß. Die Mienen der Dienerschaft reizten ihn ohnehin, es lag so viel Wissen darin, eine heimliche Schadenfreude; beliebt bei ihnen war er nie gewesen. —

Siegfried Wehrmanns Platz war natürlich leer, als der Chef die Bankräume durchschritt. In seinem Privatzimmer aber wartete der dicke Jens schon auf ihn.

„Wo brennt's denn, Hersbach," fragte er und streckte ihm die Hand entgegen. „Aber Mensch, wie sehen Sie aus! — So viel Kummer um die Mutter sollten Sie sich nicht machen."

Die Stimme war laut, und die Worte unbefangen — trotzdem hatte Hersbach das Gefühl, als klänge eine gewisse Geniertheit hindurch. Scharf blickte er in das dicke, gutmütige Gesicht.

„Mein lieber Jens, entschuldigen Sie die frühe Störung — aber — ich habe ein Anliegen an Sie."

„Jederzeit zu Diensten, natürlich, das wissen Sie ja auch, Hersbach." Er setzte sich und sah seinem Gegenüber prüfend in das hell vom Tageslicht beschienene Gesicht, das spitz und scharfkantig geworden war; eine weitere Bemerkung aber machte er nicht.

„Dank!" sagte Hersbach kurz. — Und dann, nach einer Pause: „Es handelt sich um etwas Ernstes, Jens. — Ich will Sie bitten, Herrn Wehrmann eine Forderung zu über-

bringen. So scharf wie möglich — bis zur Kampfunfähigkeit — und so bald wie möglich."

Der dicke Jens sprang entsetzt in die Höhe.

„Sind Sie des Teufels, Hersbach?"

„Nein. Außerordentlich normal und ganz ruhig."

Er hatte die Beine übereinandergeschlagen und den hochspannigen Fuß mit der rechten Hand umfaßt; wirklich war er so ruhig wie nie.

„Was hat denn der infame Bengel verbrochen? Entschuldigen Sie, Hersbach. — Aber zu einer solchen Herausforderung gehören doch auch gewichtige Gründe."

„Darüber sprechen wir am besten nachher. Ich hatte so wie so die Absicht, Sie um den Dienst zu bitten, mein Sekundant zu sein, und — —"

„Ich bin eigentlich prinzipieller Gegner des Duells, Hersbach — ich kann mir nicht helfen! Für mich gibt es da keinen diffizilen Unterschied. Mord ist in meinen Augen Mord! — Es geht mir gegen mein moralisches Gefühl!"

Hersbach legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Doch Jens, es g i b t Unterschiede. Es g i b t Dinge, die uns die Waffe in die Hand drücken müssen, wollen wir nicht in unseren eignen Augen die Ehre verlieren. — Es g i b t Dinge, sage ich Ihnen!! — Wenn man Ihnen Ihr Weib nimmt — oder Ihre Reputation — oder . . . . Kurz, ich sage Ihnen, es g i b t Dinge, die uns dazu zwingen."

„Aber Ihre Frau ist ein kleines, törichtes Ding, die sich die Tragweite ihrer Handlungen gar nicht klar machen kann."

„Sie hat mich seit heute morgen verlassen."

„Ah! — — Dann lassen Sie die Sache doch laufen, Hersbach."

„Er soll sich nicht brüsten dürfen," — der Bankdirektor knirschte mit den Zähnen — „mich ungestraft in den Schmutz gezerrt zu haben. Ich besitze eine E h r e, Jens — daran kann kein Richterspruch etwas ändern. Eine Ehre, die vielleicht höher steht, feiner geartet ist, als manche andere! Ich will ihm das z e i g e n; und will er etwa kneifen, so sagen

Sie ihm, mit der Reitpeitsche in der Hand würde ich seine Kugel erzwingen."

Seine Augen flimmerten und flirrten. — Jens erschrak.

„Ich bitte Sie, Hersbach . . ."

„Wollen Sie, oder wollen Sie nicht?" fragte dieser kurz. „Es wird wohl noch einen Menschen in Wyburg geben, der mir den Liebesdienst erweist."

„Selbstverständlich will ich," beeilte sich Jens zu sagen. „Natürlich will ich, wenn — wenn — keine Verständigung möglich ist."

„Keine!" — Hersbach war aufgestanden und durchmaß das Zimmer. „Nur eins bitte ich — je eher — je lieber."

Da fiel dem Fabrikanten ein, daß während der letzten Tage, sobald Hersbachs Name genannt wurde, ihm eine gewisse Zurückhaltung überall aufgefallen war. Stand das irgendwie in einem ursächlichen Zusammenhang? Er hätte gern gefragt, aber der andere schien zu erregt, er wollte nicht noch Öl ins Feuer gießen.

„Der infame Bengel!" seufzte er noch einmal aus Grund seines Herzens.

Und dann ging er bis an die Tür, drehte sich da aber noch einmal um, in der Hoffnung, bei Hersbach könne vielleicht doch inzwischen eine Gedankenänderung eingetreten sein, irgend etwas, das ihn veranlaßte, sich sein Vorhaben noch einmal zu überlegen. Aber nichts davon! Hersbach stand, beide Hände in die Taschen seines Beinkleides versenkt, am Fenster und starrte mit gerunzelter Stirn auf die Straße.

„Die Weiber! Die Weiber!" dachte Jens ergrimmt. Er war keinen Augenblick im Zweifel, daß es da eine Tragödie gegeben habe, wenn auch jener darüber schwieg; und er wußte auch, daß man bereits vor längerer Zeit begonnen hatte, über Jutta und Siegfried zu flüstern.

Als sich Hersbach allein sah, begann er unablässig im Zimmer auf und ab zu laufen, die körperliche Bewegung dünkte ihn schon eine Art Befreiung. Und dabei dachte er

nur das eine — daß er gegen seinen Vernichter kämpfen wolle bis auf das Messer. Er war ja nie im Prinzip ein Gegner des Duells gewesen, wenn er auch der Ansicht huldigte, daß es nur im allerletzten Fall, als ultima ratio honoris, angewandt werden dürfte; dann — wenn es keinen anderen Ausgleich mehr gab; und dieser Fall war jetzt der seinige. — Er war überzeugt, daß er persönlich ganz ruhig sei, kühl dachte und überlegte. Im Grunde genommen aber war er in einer Aufregung, die ihn das nächste achtlos übersehen ließ, weil sich alle seine Vorstellungen nur an das eine klammerten. — Jens ging inzwischen zu Siegfried Wehrmann. Er fand ihn in Hemdsärmeln, eine Zigarette zwischen den Lippen und beschäftigt, seine Koffer zu packen. Öchelhausen saß auf der Ecke eines Tisches und sah dem Freunde zu. Auch er rauchte seelenruhig.



Den braven Jens hatte unterwegs die Sorge nicht losgelassen, daß er bei seiner heiklen, ihm ganz unbekannten Sendung vielleicht einen Bock schießen könnte, den ihm Hersbach nachher sehr verübeln würde. Fragen hatte er nicht mögen, der andere schien ihm zu erregt zu jeder ruhigen,

vernünftigen Antwort. Nun verwirrte ihn die Situation, die er hier bei Siegfried fand, vollständig.

Nahm denn dieser junge Mensch das, was er getan, so wenig ernst, daß er an keine bösen Folgen seines Leichtsinns dachte? Oder hatte Hersbach sich getäuscht? Sprach aus Siegfried das gute Gewissen?

Er blieb einen Augenblick zögernd auf der Schwelle stehen.

„Ah, sieh da, Herr Jens! Was verschafft mir die Ehre?“ fragte Siegfried unbefangen. „Bitte, entschuldigen Sie nur meinen Aufzug, ich werde mich gleich von einer besseren Seite zeigen.“

Damit schob er Jens einen Stuhl hin und verschwand im Nebenzimmer, um sich einen Rock anzuziehen.

„Will Herr Wehrmann verreisen?“ fragte Jens erstaunt und blickte auf die offenen Koffer.

„Na, das können Sie sich wohl denken! Ein Mann, der etwas auf Reputation hält, kann hier doch unmöglich anders handeln.“

„Besser wäre es freilich gewesen, er hätte sich vorher besonnen! Denn daß ich es nur gleich sage, Öchelhausen, ich komme in Hersbachs Auftrag — Wehrmann soll ihm Genugtuung geben.“

Öchelhausen lachte laut auf. Siegfried, der soeben in die Türe trat, stimmte mit ein.

„Habe ich nicht recht gehabt, Öchelhausen? Und dieser — Mensch hat die Kühnheit, sich einzubilden, ich werde mich ihm stellen? Ein starkes Stück — was?“

„Ich weiß nicht, was da vorgegangen ist,“ begann Jens, der sich ärgerte. „Es scheint mir aber doch, die Herren tun den Bankdirektor Herrn von Hersbach allzu leichtfertig ab. — Wie ich ihn verlassen habe, sah mir die Sache seinerseits durchaus wie blutiger Ernst aus.“

Siegfried Wehrmann warf den Kopf in den Nacken.

„Das glaube ich wohl, mein bester Herr Jens, es ist keine Kleinigkeit, sich von jemand, den man immer nach besten Kräften mit Füßen getreten und auf den man herabgesehen

hat, die Maske des unbescholtenen Ehrenmannes abreißen lassen zu müssen — zumal wenn mit der Maske dann auch noch die Frau abfällt ... Wie gesagt, seinen Standpunkt kann ich schon begreifen, nur hat er den meinigen falsch eingeschätzt ... Ich werde mich nicht mit ihm schlagen."

„Natürlich werden Sie das nicht, Wehrmann," sagte Öchelhausen mit Betonung.

Jens blickte von einem zum anderen, er begriff diese Art, eine Herausforderung aufzunehmen, gar nicht.

Siegfried stellte sich breit vor ihn hin.

„Sagen Sie also meinem Gegner ..." er sprach langsam und mit Betonung — „ich lehne ein Duell mit ihm unter all und jeden Umständen ab, — ich schieße mich nicht mit einem Herrn, dem man das Offizierspatent genommen und den man kassiert hat. Mögen die Ursachen zu dem Geschehenen sein, welche sie wollen. Ich bin Reserveoffizier und als solcher berechtigt, ja verpflichtet, Satisfaktion nur da zu geben, wo mir ein Gleichgestellter — also Gleichwertiger entgegentritt."

Mit einem Ruck sprang Jens auf.

„Was reden Sie da, Herr Wehrmann?"

„Die Wahrheit! — Er hat es uns verheimlicht — uns dumm gemacht ... Jetzt aber, da ich diesen Fleck seiner Vergangenheit kenne, lehne ich — der Reserveleutnant — es ab, mich ihm zu stellen."

„Er kann ja, wenn er sich mit Unrecht so behandelt glaubt, beim Bezirkskommando Beschwerde führen ..." warf Öchelhausen höhnisch ein.

Jens sah hilflos von einem zum anderen.

„Meine Herren, Sie erheben da eine Beschuldigung — und geben der Folgen — daß ich ganz starr bin."

Siegfried zuckte die Achseln.

„Fragen Sie ihn selbst, wenn Sie ihm meinen Bescheid überbringen. Ich bewundere faktisch die Dreistigkeit seinerseits. — Und nun gestatten Sie wohl, daß ich in meiner Arbeit weiter fortfahre, mein Zug geht heute abend."

Jens wußte nicht, wie er auf die Straße gekommen war, und mit einem Ruck des Schreckens hielt er an, als er die Bank dicht vor seinen Augen sah.

Wie sollte er sich Hersbach gegenüber benehmen? Die Forderung war in Gegenwart eines Zeugen in einer Form abgelehnt, die zu schroff war, um nicht berechtigt zu sein. Ihm brummte der Kopf von all dem Gehörten, und ohnehin nicht ein Mann der schnellsten Denkkraft, blieb er unschlüssig auf dem Damme stehen. Aber da öffnete Hersbach das Fenster, sah hinaus — und winkte ihm. Nun gab es kein längeres Zögern. Bis an die Türe kam er ihm schon entgegen, seine dunklen, tiefumrandeten Augen brannten, als sähen sie dem anderen bis auf den Grund der Seele.

Betreten und verlegen blieb Jens vor ihm stehen, dann schüttelte er langsam den Kopf.

„Ich verstehe es ja nicht! — Ich begreife das ja nicht! — Glatt abgelehnt hat Wehrmann die Forderung — noch dazu in Schelhausens Gegenwart.“

Hersbach stieß einen Laut aus und fuhr mit der Hand an die Stirn.

„Ich ahnte es! — Der Halunke! Auf diese Weise sichert er sich feige Straflosigkeit.“

„Er sagte böse Dinge, Hersbach.“

Der Bankdirektor lachte dumpf auf.

„Daß ich keine Ehre habe — daß ich ein kassierter Offizier bin . . . nicht wahr?“

Befangen bestätigte Jens: „So etwas Ähnliches war es wohl.“

„Nein — nichts Ähnliches! So und nicht anders. Er hat recht dem Wortlaut nach — er kann mir die Satisfaktion verweigern — — und dennoch — ich bin kein Lump, Jens.“

„Das habe ich nie angenommen, Hersbach. — Lieber Gott — wer überlegt denn in der Jugend alle Konsequenzen gleich! — Daß man das ganze Leben an einer Übereilung kauen soll, ist sehr hart — ich . . .“

„Keine Übereilung, Jens — keine Lumperei — eine

Handlungsweise, deren ich mich nach meiner Auffassung nicht zu schämen habe. — Hat man Ihnen die Ursache erzählt?"

„Kein Sterbenswörtchen."

Hersbach strich wiederholt mit der Hand über die Stirn, hinter der es unerträglich hämmerte und schmerzte. Dann sagte er nach kurzer Pause. „Wissen Sie was? — Gehen Sie zu Troitzsch und fragen Sie den — da werden Sie an keine Beschönigung oder falsche Darstellung glauben — da erfahren Sie sicher die Wahrheit. Wir waren Regimentskameraden — das genügt."

„Um Gottes willen, Hersbach — mir ist die ganze Sache so kläglich gleichgültig! Was geht mich Ihre militärische Karriere an? Ich kenne Sie ja als Mensch — und weiß, was ich da von Ihnen zu halten habe . . ."

„Und die anderen?" fragte Hersbach verbissen. „Halten Sie die anderen auch für so tolerant? — Sagten Sie nicht selbst, Wehrmanns Ablehnung habe einen Zeugen gehabt? —"

„Öchelhausen."

„Wer ist ganz gleichgültig. — Meine Stellung ist erschüttert."

„Warum aber, wenn solch Refus möglich war — haben Sie ihn provoziert, Hersbach?" fragte Jens fast zaghaft. „Wäre es denn nicht klüger gewesen, einen Skandal zu vermeiden?"

„Klüger, ja — aber ich wollte den bitteren Trank bis zur Neige auskosten, mir selbst den Beweis liefern, daß es kein Entrinnen gibt — und meinem Schwiegervater dazu . . . . Nun ist es zu Ende. — Tun Sie mir nur noch die einzige Liebe, Jens, und sprechen Sie mit Troitzsch von meinem Fall, damit Sie ganz klar sehen."

„Und Sie, Hersbach, was wollen Sie machen?" fragte der Fabrikbesitzer unruhig.

„Ich? — — Ja so! — Der Konsul mag für alles Sorge tragen — meine Frau gebe ich selbstverständlich frei. — Frauen sind doch keine Sklavinnen. — — Wehrmann

steht vor den Leuten groß da . . . Ich! Nun ja, ich — ich gehe eben."

„Nein, Hersbach! Sie sollen nicht so resigniert sein, das paßt nicht zu Ihnen! — Spucken Sie der ganzen Bande hier auf den Kopf — ich bin auch noch da — ich helfe Ihnen mit Vergnügen."

Georg lächelte matt.

„Lieber Freund — ich danke Ihnen für die gute Meinung, die Sie unverbrüchlich von mir festhalten. Aber meine geschäftliche Position ist untergraben — sehen Sie her —." Er schob mit dem Arm einige Briefe zur Seite, die wieder eingelaufen waren. „Kündigungen! Meine Konkurrenz kann sich freuen. Und ich auch. — Ich gestehe Ihnen, ich bin müde! — Sterbensmüde!" — Er ließ den Kopf auf die Brust sinken; seine Haltung illustrierte deutlich, was er gesagt. Der andere betrachtete ihn mitleidig.

„Sie sollten sich alle Gedanken aus dem Kopf schlagen und zuerst einmal tüchtig ruhen, essen und wieder ruhen. Sie sehen jammervoll aus, Hersbach."

Und als der andere nickte, nahm Jens seinen Hut und schickte sich an zu gehen. In der Türe kehrte er noch einmal um.

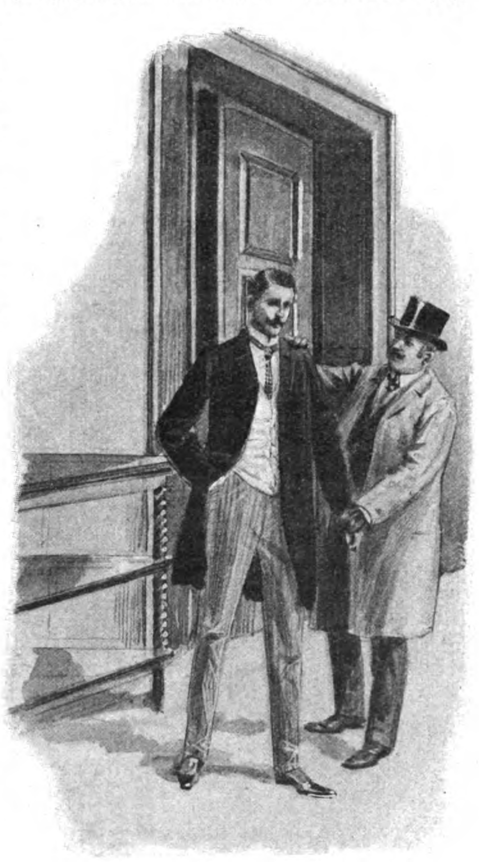
Hören Sie, tun Sie mir nun noch einen Gefallen, versprechen Sie mir, daß Sie mit dem Lümmel, dem Wehrmann, nichts — aber auch nicht das geringste unternehmen. — Ich hoffe, er ist eher aus Wyburg als er mir gesagt hat. — Die Sache ist das wirklich nicht wert. Seien Sie ein Mann, Hersbach — und wenn Ihnen was an mir liegt — ich — na, ich bin unverbrüchlich Ihr Freund."

Er schüttelte ihm zum Abschied die Hand, daß sie krachte, kehrte dann noch einmal um und tätschelte ihm den Rücken.

„Kopf oben behalten!" sagte er mit seiner gutmütigen Stimme, und dann ging er.

Hersbach atmete auf. Allein sein! Nur endlich allein! — So gut Jens es meinte — seine Nerven waren in solchem Zustand, daß er nichts mehr vertrug, auch keinen Trost.

Trost! — — Er lächelte, als er das dachte. Worüber sollte man ihn trösten? — Was lag an Wallhofen, was an Wyburg und den dazu gehörigen Menschen! Er war ruhig und zielbewußt damals seinen Weg gegangen, nun hatte er nichts weiter zu tun, als auch die letzte Konsequenz zu ziehen.



Wenn nur sein Kopf etwas weniger geschmerzt hätte! Er mußte ihm ein Weilchen Ruhe gönnen, um es ertragen zu können.

Zusammengesunken in seinem Schreibstuhl, verlor sich ihm Zeit und Raum. Wie auf uferlosem Meer fühlte er sich, ohne Furcht, ohne Hoffnung, ohne Widerstand. Nur müde — gräßlich müde!

---

## XXVIII.

Bei Troitzsch saß die Familie am Kaffeetisch, Jens unter ihnen. Er war zerstreut und wußte nicht recht, wie es anfangen, das Gespräch auf Hersbach und das Geschehene zu bringen. Vor allem sollte niemand glauben, daß er auch nur das geringste Mißtrauen hege.

Endlich kam ihm Troitzsch selbst ganz unbewußt zu Hilfe.

„Wissen Sie, wen ich vorhin mit Koffern zur Bahn fahren sah? Den jungen Wehrmann. Hat es etwas gegeben?"

„Und ob!" antwortete Jens, schob die Tasse beiseite und sah ganz sorgenvoll aus. „Die Frau von Hersbach ist weg, das saubere Herrchen fährt ihr nach, Hersbach ist in einer Stimmung zum Erbarmen."

Der silberne Teelöffel in Malves Hand fiel zu Boden, niemand achtete darauf, jeder blickte gespannt in Jens' Gesicht.

„Meinen Segen hätten sie ja beide! Wenn er uns nur nicht noch hier ein Kuckucksei hinterlassen hätte."

„Wehrmann?"

„Natürlich! — Hersbach ließ ihn fordern — was es gegeben hat, weiß ich nicht genau — er aber lehnte in der schroffsten Art und Weise ab — in Öchelhausens Gegenwart."

„Ah!" —

„Wer überbrachte die Forderung?"

„Ich!"

„Sie, Jens? — Nun und? — Was denken Sie nun jetzt?" —

„Hersbach hat mich an Sie verwiesen, Troitzsch."

Der Bezirksadjutant lehnte sich in den Stuhl zurück und sah vor sich hin. Dann sagte er: „Wenn ich ehrlich sein soll . . . das hat er nicht verdient! — Freilich — unsere Gesetze sind ehern — ich in meiner Stellung habe sie zu respektieren — gleichviel, wie sich mein Gefühl dazu stellt. — Damals war ich übrigens wohl ebenso aufgebracht über ihn wie die anderen — man ist eben jung. — — Aber dann



wird man älter und beurteilt manches anders. — Er tut mir leid."

„Können Sie es mir erzählen?"

„Gewiß. — Da es sein Wunsch ist." —

Und mit kurzen Worten schilderte er die Tragödie in Wallhofen.

„Sie sehen also, etwas Ehrenrühriges war es nicht; dennoch mußte er dieselben Folgen tragen. Daß sein Zivilleben auch noch davon beeinflußt wird — nach zehn Jahren noch — ist hart."

Jens saß wie vom Donner gerührt. Er begriff das einfach nicht, hatte gar kein Verständnis dafür, daß Hersbach mit seiner Handlungsweise etwas verbrochen haben sollte, das ihm mehr kosten konnte, als nur den Rock.

„Ich sehe es Ihnen an," fuhr Troitzsch nach einer kleinen Pause fort, „daß Sie überrascht und nicht mit den bei uns herrschenden Ehrbegriffen völlig einverstanden sind. Was wollen Sie? Daran läßt sich einmal nichts ändern."

„Eins verstehe ich nur nicht," sagte Jens aufgeregt; „daß es möglich sein soll, einen Mann, der militärische Verdienste hinter sich hat, denn umsonst wird er wohl seine Orden nicht bekommen haben — und der fleißige und erfolgreiche Arbeit in seiner jetzigen Stellung geleistet hat — daß solch ein Mann sich von solchen jungen eingebildeten Laffen soll maßregeln lassen, nur weil sein Ehrenkodex ihnen anrüchig erscheint! — Das ist allzuhart!"

Troitzsch zuckte die Achseln.

„Ich bin ganz Ihrer Meinung, aber was will man dabei machen? Scheinbar sind Sie in ihrem Recht, wenn mich auch gerade hier, bei den jungen Industriellen, deren Lebensweg doch ein ganz anderer ist, als zum Beispiel der unsrige — das krasse Herauskehren ihrer Stellung als Reserveoffizier selbst gewundert hat."

„Troitzsch! Troitzsch! Sie hätten, als Sie hierher kamen und die Verhältnisse so vorfanden, fünf gerade sein lassen müssen," sagte Jens vorwurfsvoll. „Sie sind schuld an allem."

„Nein, das konnte ich nicht.“ Des Bezirksadjutanten Stimme klang hart und schroff. „Mir sind meine Grenzen gezogen, und ich hatte mich nach ihnen zu richten. Unsere Anschauungen wurzeln auch zu tief, zu unmittelbar in unserem Stande, als daß man sich mit Kompromissen befassen kann. Der Mensch hat da gar nichts zu sagen. Hätte ich einen schwarzen Rock angehabt, so würde Hersbach meine Zurückhaltung nicht weiter geschädigt haben, denn — verstehen Sie wohl, Jens — auch dann hätte ich ihn geschnitten. — Es liegt uns nun einmal im Blut, unseren alten Traditionen zu folgen. — Unter den herrschenden Verhältnissen hat es ja allerdings Konsequenzen für ihn gehabt, die ich bedauere — ändern konnte ich sie nicht.“

„Nein — das konnten wir nicht,“ sagte jetzt auch Irma und trat an die Seite des Gatten. „Wäre er klein und bescheiden am Boden geblieben, niemand hätte sich um ihn gekümmert, aber so?! — — Was denken Sie wohl, daß er nun machen wird, Jens?“

„Was weiß ich! — Wyburg wird ihm wohl ein für allemal verleidet sein. — Mir reißt die Geschichte am Herzen — ich habe viel von ihm gehalten, und ich finde die ganze Sache ungerecht — schrecklich ungerecht! —“

Die blasse Malve warf ihrem Verlobten zum erstenmal einen dankbar liebevollen Blick zu. Sie sprach aber kein Wort. —

„Er soll nach Amerika gehen,“ sagte Irma, „da fragt man ja wohl nichts nach Traditionen und nach Militär — das könnten Sie ihm vorschlagen, Jens.“

Der Fabrikant, den Kopf in die Hand gestützt, saß grübelnd da; in ihm war helle Empörung gegen das bestehende tyrannische Herkommen, dem alle Häupter hier sich so willig beugten. Er hätte eine zündende Rede halten mögen, die alle überzeugte, wie ungerecht und unmenschlich ihre Stellungnahme sei, aber er war ein Mann, dem Worte nicht so zu Gebote standen wie ehrliche Gefühle. Und dann — es war Malves Familie — und er änderte damit nichts — also schien Schweigen das Beste.

Und er schwieg — — —

Es war Abend geworden. Georg von Hersbach ging in dem knospenden Garten auf und ab, die Hände in den Taschen seines Jacketts, den Kopf gesenkt. Im Hause war es leer und still geworden. Alle Dienstboten, mit Ausnahme des Kutschers und der Köchin, hatte er schon entlassen; die Pferde, die Villa, alles sollte verkauft werden, denn seines Bleibens in Wyburg war nicht mehr. Der Erlös dafür gehörte Jutta, aus deren Vermögen all der Luxus angeschafft war. Er wünschte sich baldigst von dieser Verpflichtung zu befreien.

Und er? — —

Auf sein verflossenes Leben zurückblickend, sagte er sich, daß er nicht dem Skandal wich, nicht den sich ungünstiger gestaltenden materiellen Verhältnissen, denn die Zeit konnte darin möglichenfalls ändern und lindern. Er hatte im Leben schon so manchen Kampf ausgefochten und war schließlich Sieger geblieben, vielleicht gelang es ihm auch diesmal noch. Aber er war körperlich krank und müde — so todmüde! — Er scheute vor dem Gedanken an Kampf und Weiterstreben, und — ihm fehlte auch jeder Ansporn. —

Wenn seine Mutter noch gelebt hätte! Oder wenn es noch irgend etwas zu erringen gegeben hätte, um das es sich lohnte! Aber ihm war die Welt leer geworden — völlig leer! — Überlegend ging er langsam auf und ab — und mit jedem Schritt war es ihm, als ließe er Vergangenheit und Gegenwart hinter sich, als nähere er sich dem Nichts! — Etwas Stilles wurde in ihm wach — etwas wie eine unendliche, wohltuende Ruhe, die von all seinen Denkfähigkeiten Besitz nahm — ein Vergessen! —

Was war doch geschehen? —

Ach ja! Man hatte ihn zum zweitenmal ausgestoßen aus der Reihe der anständigen Menschen — ein ehr- und charakterloser Laffe hatte ihm Genugtuung verweigert, weil er sich zu gut fand, seine — Hersbachs — Waffe gegen sich gerichtet zu sehen! —

Er lächelte — als er an die Gleichartigkeit der beiden Ereignisse in seinem Leben dachte, die sich nur in ihrer inneren Berechtigung unterschieden — Rotterdan und Siegfried Wehrmann!! — Wie Schatten flohen sie vor ihm her und entschwanden ihm! — Darum sollte er sich noch aufregen — um diese Menschen!? — Sich vielleicht grämen ihretwegen, nur weil sie ihn nicht für voll nehmen wollten? — Er lachte wieder. — Etwas Unehrenhaftes hatte er nie — in seinem ganzen Leben — nie begangen. Niemandem die Frau gestohlen — niemand an Gut und Geld geschädigt — gegen niemand falsch Zeugnis abgelegt. — Und das Fazit? — Er war geschändet in den Augen der Menschen, weil er vor Jahren seine Ehrbegriffe denjenigen einer ganzen Klasse gegenübergestellt, nur sie allein für sich zur Richtschnur genommen hatte. — Gut! — — Er ergab sich darein! — Er wollte nicht mehr kämpfen! Auch der Luxus, den er erreicht, ohne ihn zu erstreben, war ihm etwas Überflüssiges, an dem sein Herz nicht hing.

Aber woran hing denn überhaupt sein Herz? Gab es auch nur etwas in der Welt, an dem er sich noch erfreute, das er erstrebte? — Nein!! —

„Wer aber nichts mehr auf Erden erhofft, ersehnt, sich wünscht — wem die Welt nichts mehr zu sagen und zu geben hat — aber auch gar nichts mehr — der löscht getrost sein Lebenslicht aus.“ Irgendwo hatte er das einmal gelesen, nun kam es ihm mit vollster Deutlichkeit in die Erinnerung, als ob es ihm ein zweiter in die Ohren gerufen hätte.

Er stutzte und blieb stehen. — Um ihn war es totenstill und einsam — das Haus dunkel, öde und verlassen . . . . War er nicht in dieser Lage? — Der Gedanke erschien ihm wie Feigheit — und doch war er mild und versöhnend. —

Langsam ging er weiter. — Kein Mensch, der seinetwegen Kummer empfinden würde, aber auch keiner! Vielleicht Rochus und Mea, — aber die waren ja glücklich in ihren Lebensberufen, umgeben von Kindern — auch sie waren ihm fremd geworden.

Wohin er sah, überall Einsamkeit. —

„Georg!“ —

Wie ein Hauch war der Name an sein Ohr geschlagen — eine Antwort auf seine trostlosen Gedanken! Er zuckte zusammen und blieb stehen! Nacht war es inzwischen geworden, Sterne bedeckten den Himmel, kein Lüftchen rührte sich, und so angestrengt er auch in das Dunkel spähte, er sah niemand. Ein Frösteln überlief ihn.

„Georg!“ — Diesmal klang es deutlicher. Von jenseits des Gitters mußte es kommen, und es war eine Menschenstimme. Eilig lief er an die Pforte, öffnete und trat hinaus. Da lehnte dicht an das Eisenwerk gepreßt eine schlanke, schwarz gekleidete Gestalt. Zögernd kam sie näher.

„Georg! — Es litt mich nicht zu Hause — ich mußte noch einmal zu dir kommen! .... Ich m u ß t e!“

Er legte den Arm um die Zitternde und führte sie ohne ein Wort in den Garten, — ihm schwindelte! —

„Ich weiß, was dich heute betroffen hat,“ fuhr sie hastig und halblaut fort, „da wollte ich dich trösten.“

Er zog ihre Hand an die Lippen. In einer kleinen, engen Laube saßen sie dann dicht nebeneinander, ganz allein unter dem flimmernden Sternenhimmel.

„Malve — daß du kommst — gerade d u! .... Weißt du auch alles?“

„Ja — alles!“

„Und du verachtest mich nicht? — Trotzdem nicht?“

„Ich l i e b e dich,“ sagte sie schluchzend und warf ihre Arme um seinen Hals. „Ich liebe dich vielleicht tiefer, wahrer wie damals, als ich das Leben noch nicht kannte. — Ich will dir folgen, sei es wohin es sei — auch nach Amerika — wenn d u nur willst, wenn d u mich nur lieb hast! — Um dir das zu sagen, bin ich hergekommen, Georg.“

Er sah in ihr blasses, von Tränen überströmtes Gesicht und drückte es zärtlich an seine Brust.

„Ach du, du Einziggeliebte! — Aber du bist ja nicht mehr frei!“

„Ich zerreiße das Band, Georg! Jens ist nicht mehr jung, aber reich, er wird sich trösten — und ich habe ihn nie, niemals lieb gehabt. Mir redeten ja nur alle — auch du — so viel zu! — Aber ich habe noch Anrechte an das Leben, an Glück — und mein Glück bist du.“ Sie flüsterte es heiß und glühend; ihre Arme umspannten ihn fester.



„Was uns getrennt, führt uns wiederzusammen Georg! Mein Georg! Nicht wahr?“

Wie Feuerfunken glühte es in seinem Blut auf. Da war ja alles, was er sich eben noch so heiß ersehnt hatte! Liebe, Gemeinsamkeit, ein neues Leben mit neuen Pflichten, des Kampfes wert. — Er riß sie an sich.

„Malve! — Meine Malve!“ —

„Morgen sage ich es Jens! — Wir werden sehr — sehr glücklich sein, Georg.“

„Aber ich bin arm, Malve! Nichts von alledem, das meiner Frau gehört, nehme ich mit mir.“

„Was tut das! — Wir beginnen eben ein neues Leben in einem anderen Lande. — Und wenn du etwas brauchen solltest — Jens würde dir borgen, soviel du willst — denn er liebt dich sehr.“

Da war es Hersbach plötzlich, als höre er die derbe gutmütige Stimme dicht an seinem Ohr:

„Und trotz alledem — ich würde Ihnen meine Frau anvertrauen, um sie mir bis an das Ende der Welt zu bringen — so taxiere ich Sie, Hersbach.“ —

Und er?! Er war im Begriff, dieses Vertrauen auf seine Ehrenhaftigkeit — schmählich zu mißbrauchen.

Der einzige Mensch, der an ihn geglaubt, ihn immer hoch gehalten hatte, der sollte von ihm getäuscht und betrogen werden. Sein Blut wurde urplötzlich kalt, sein Herz ruhig. —

Malve fühlte das!

„Um Gott, Georg, komme in dieser Stunde nur nicht mit Rücksichten,“ flehte sie. „Wir sind ebenso zum Glücklichwerden berechtigt wie alle anderen — es ist ein ganz gesunder Egoismus, an dem wir festhalten wollen.“

Er strich über ihr verwehtes Haar, leise, zärtlich wie eine Mutter.

„Ich habe soviel gelitten, Malve,“ sagte er halblaut, „daß mir der Begriff Glück fremd ist.“

„Du sollst ihn kennen lernen — durch mich! Sieh, Georg, w i e ich dich lieben muß, daß ich hergekommen bin — in der Nacht — hergeschlichen wie eine Dirne, i c h! — Ich, die stolze Malve von Dux! — Laß mich nicht gehen,“ flehte sie weich — „ohne daß ich weiß — von nun an gehören wir für das Leben zusammen.“ —

Aber mit seinem Rausch war es vorbei, er fühlte klar, daß er Jens nicht bestehlen konnte, nicht um alles Glück der Erde willen.

„Liebe! — Teure!“ sagte er zärtlich. „Wie danke ich dir für deine Liebe, du hast vieles ausgelöscht in meinem

Leben, was hart und kummervoll war! . . . Aber laß uns heute keine Entscheidung treffen. — Erst morgen! — Wir wollen ruhiger werden — und dann mit Jens sprechen — aber erst morgen."

Sie seufzte, widersprach aber nicht.

Er nahm ihre beiden Hände und drückte und küßte sie.

„Malve! Meine Malve," sagte er traurig. „Das Leben ist uns beiden nicht leicht geworden — auch wir standen unter dem Zwange der Tradition — und diese Ehrbegriffe binden und knebeln uns noch heute. Wir sind unfrei — wir Armen!"

„Georg! Laß dich das nicht bedrücken — wir sind frei, wenn wir nur den Mut und die Kraft dazu haben," beschwor sie ihn.

„Mut — und Kraft — ganz recht!" sagte er langsam; und dann lebhafter, „prüfen wir uns bis morgen, Malve — bis auf Herz und Nieren — ob es ausreicht!"

Sie weinte stumm an seinem Herzen; all ihr erster Jubel- und Glücksrausch war verflogen, zentnerschwer lag ihr das Herz in der Brust.

„Du läßt morgen von dir hören," bat sie.

„Ja!"

„Du versprichst es mir heilig." Sie konnte sich nicht helfen, Angst quälte sie auf einmal.

„Ich gebe dir mein Wort."

„Dann will ich jetzt gehen."

„Gute Nacht, meine Einziggeliebte, und habe Dank! Tausend Dank!" —

„Du sagst nicht auf Wiedersehen?"

Er sah sie träumend an.

„Wer kann das wohl mit Sicherheit sagen, mein Liebling. Aber — wie es auch sei — ich danke — danke dir!"

„Ach, Georg —! Sage auf Wiedersehen!"

„Auf Wiedersehen denn." — Er lächelte und küßte sie wild — eine Viertelstunde lang ließ er sie nicht aus den Armen; und Malve hoffte und glaubte wieder, ihre Angst verflog wie ein Nebel. —

Als er dann aber allein war, warf er die Arme in die Luft und reckte sich weit aus. Wie Befreiung überkam es ihn. Dieses Begegnis hatte ihm das Schicksal gnädig gewährt als Letztes, Bestes — aber weiter durfte er keinen Gebrauch davon machen, wollte er dem einzigen Menschen gegenüber, der ihm fest vertraut hatte, nicht zum Verräter werden.

Und weil er ein Mensch war und schwach wie ein Mensch, darum mußte er jetzt eine Schranke aufrichten, über die nichts hinausreichte, weder Wünsche nach Begierden, noch die Sehnsucht zu leben. —

Wie Bilder sah er im Geiste alles vorüberziehen, was Malve ihm opfern wollte. Familie, Liebe, Reichtum, ja auch das Vaterland. — Aber er war nicht mehr der, der er gewesen, der imstande war, ihr das alles zu ersetzen. Er war so krank — so müde! — Todmüde! — Das wußte sie nur noch nicht. —

Jetzt hatte er nicht allein das Recht, jetzt hatte er sogar die Pflicht zu gehen, wollte er vor sich selber ein ehrlicher Mensch bleiben . . . . nun war es keine feige Flucht aus dem Leben mehr.

Und wieder kam jene große, erlösende Ruhe über ihn — wie vorher, als umhülle ihn schützend eine kühle Wolke und trenne ihn sanft von allen Dingen der Außenwelt.

Er ging in sein Arbeitszimmer und entzündete die Lampe; hell und klar überstrahlte sie ihn, der an seinem Schreibtisch saß. Und er nahm einen Bogen und schrieb.

„Du wolltest von mir hören, Malve — den letzten Entscheid! Wohlan! — Ich gebe ihn Dir mit meinem Leben. — Weich und lind, wie ein letzter süßer Akkord geht die Erinnerung mit mir, daß Du mich d o c h geliebt hast, trotzdem vieles zwischen uns trat. Du warst die goldene Zeit in meinem Leben. — Wenn ich jetzt gehe, weil ich Dich einem anderen nicht stehlen kann, der an meine Ehrenhaftigkeit glaubt, so sieh darin keinen Schritt, der Dich kränken darf. Ich bin krank und müde geworden im Kampf mit dem Leben, nicht mehr der alte. — Was Dir noch Gutes und Schönes

zuteil werden kann, nimm es aus Jens Hand. Er liebt Dich sehr — und Du — wie ich Dich kenne — wirst ihm eine gute Frau werden. — — Denkt manchmal an mich, aber nicht schmerzlich, sondern ruhig. — Ich gehe gern. — — Versuche glücklich zu machen und glücklich zu werden — auch das Talent mangelt mir — und habe Dank — heißen Dank, meine Malve, besonders für den letzten Schritt, von dem ich am besten weiß, was er Dich gekostet hat, für das große Gefühl, daß Dich da geleitet. — Ich habe keinen Groll auf Troitzsch, er hat gehandelt, wie er handeln mußte.

Dein

Georg."

Und dann an Rochus.

„Mein alter Freund!

Wenn Du von meinem letzten Schritt hören wirst, versuche mich zu verstehen, anstatt zu tadeln. Ich weiß, Du findest diesen Schluß meines langen, kampfreichen Lebens weder nach Deinem Geschmack, noch zu meinem Charakter passend. Aber bedenke eins! Kampf reibt auf mit der Zeit, und ich habe auf der Welt nichts mehr, was ich der Mühe, des Erstrebens für wert halte. — — Du hast mit Deinem stillen, duldenden Charakter Dein Joch auf Dich genommen und trägst es in Frieden bis zu Ende. Ich habe mich und meine Kraft überschätzt und gehe. Es ist nicht Feigheit, es ist das Bewußtsein, mich völlig ausgelebt zu haben.



Wehrlos stehe ich jetzt den wieder aufgelebten Konsequenzen gegenüber, die mein damaliger Wallhofener Fall mit sich gebracht hat. Ich bereue wahrlich nichts — aber ich gehe still. Lebt alle wohl. Euer

Georg."

Er starrte lange in das Lampenlicht.

Rochus — Mea, der kleine Georg — wie lebendig wurde ihm das alles auf einmal wieder! Sein alter Freund würde nicht einverstanden sein mit diesem Abschluß seines Lebens, das wußte er wohl, und dennoch — — der Gedanke, ein neues zu beginnen, ließ ihn erschauern .... Es war ja auch nutzlos, denn im alten Vaterland ruhte die Nemesis nicht, die ihn aller Orten verfolgen würde, wohin er auch ging. Diese grausame Nemesis, der er eigentlich gar nicht hätte verfallen dürfen, und die ihn doch ruhelos hetzte.

Ein anderes Land aber zu seiner Heimat machen, das schien ihm unmöglich. Denn er liebte sein Deutschland heiß und innig, auch jetzt nicht weniger als damals, als er begeistert zu dessen Ehre und Freiheit in den Krieg gezogen war. Aber die Tradition eines Standes hatte ihn hart — so hart getroffen, daß er jetzt die Waffen hinwerfen wollte, denn er fühlte sich verbittert und mutlos, daß gerade er zum Opfer fiel.

Vielleicht kam einmal eine mildere Zeit und wischte all das aus, an dem der einzelne leiden und zugrunde gehen muß, dann fiel aber auch sicher viel von der Eigenartigkeit und der Abgeschlossenheit, die bis jetzt noch diesen ersten Stand umgab. Es gibt eben kein Licht ohne Schatten. — Ob er es wünschen sollte, wußte er nicht einmal.

Und mit diesen geteilten Empfindungen schrieb er den letzten Brief, den Brief an seinen Schwiegervater.

„Mein teurer Vater!

Es ist das erstemal, daß ich Sie so nenne, und vielleicht mit dem geringsten Recht, denn Ihre Tochter hat mich verlassen, und ich gestehe ihr die Berechtigung bereitwillig zu. — Die alten Gespenster, derentwegen Sie mich damals verlachten, sind wieder aufgestanden und haben Ihrer Tochter

das Liebste zertrümmert, was sie besaß: ihre gesellschaftliche Stellung. Wir hätten ihr nicht verheimlichen dürfen —, wem sie damals ihre Hand reichte; es hat sich bitter gerächt. Möge sie das Glück finden, das sie sich ersehnt. —

Ich bin schmerzlich bewegt, mein teurer Vater, wenn ich an die Unannehmlichkeiten denke, die Ihnen meine geschäftlichen Verhältnisse bringen werden — ohne mein Verschulden. Das Geschäft hier ist ziemlich lahm gelegt. Vielleicht hebt es sich wieder, wenn der Mann verschwindet, der an der Spitze steht und gegen den das alles gerichtet ist. Darum gehe ich eilig. — Vielleicht sind Sie der einzige auf der ganzen Welt, der mich verstehen wird — ich erhoffe es wenigstens als letzten Trost. — Meine Liebe — meine Hochachtung haben Ihnen von der ersten Stunde an gehört, bis zu diesem Augenblick. Im Herzen war ich Ihnen immer ein treuer, liebender Sohn, wenn ich auch keine Worte dafür finden konnte.

So sage ich denn zu Ihnen — und zu Ihnen allein, was ich denke: In Deutschland gibt es für mich keinen Frieden, denn so wie das Offizierkorps denkt — seine Gebräuche, seine Anschauungen, seine Ehrbegriffe — das durchdringt sämtliche Kreise der Bevölkerung und läßt nichts aufkommen, was dagegen verstoßen hat. — Heute sehe ich das deutlicher als damals, als ich noch mutig bereit war, meinen Weg zu gehen, trotz allem und allem! — Ein müder Mann steht heute am Grenzstein und blickt rückwärts — aber — er beklagt sich nicht mehr, er ist ergeben! — Ich habe die Bitterkeit in mir überwunden.

Mein teurer Vater, leben Sie wohl. Verzeihen Sie mir die Flucht, es ist nicht Feigheit, es ist Müdigkeit, schwere, erstarrende Müdigkeit. In der schwersten Stunde meines Lebens reichten Sie mir einst die Hand, um mich emporzuziehen, in der letzten drücke ich Ihnen im Geist dieselbe Hand in unversiegter Dankbarkeit und Zuneigung.

Ihr

Georg von Hersbach."

— — — — — — — — — — — — — — —

Ein grauer, lichtloser, wolkenumhangener Morgen. In Wyburgs Straßen Gruppen von Menschen, die sich auflösen und wieder zusammenschließen, verstörte Gesichter — ein Raunen und Flüstern. — Überall dasselbe!

Der Bankdirektor Georg von Hersbach hatte sich in der Nacht in seinem Zimmer erschossen. —



Druck von C. G. Röder G. m. b. H., Leipzig.



